

„des wos ma als Jugendlicher mocht“

Lebensweltliche Analyse des Aufwachsens im Bezirk Weiz

Mag.^a Julia Altrogge
Mag.^a Karin Jović
Johannes Moser BA
Lea Winkler BA

Masterthese

Eingereicht zur Erlangung des Grades
Master of Arts in Social Sciences
an der Fachhochschule St. Pölten

Im April 2022

Erstbegutachter*in: Priv.-Doz.FH.Prof. Mag.^a Dr. Manuela Brandstetter
Zweitbegutachter*in: Mag.^a (FH) Christina Engel-Unterberger

Abstract

„des wos ma als Jugendlicher mocht“

Lebensweltliche Analyse des Aufwachsens im Bezirk Weiz

Altrogge Julia, Jović Karin, Moser Johannes, Winkler Lea

Im Bezirk Weiz wurde 2014 im Zuge einer Reformierung das Fachkonzept Case Management in der Kinder- und Jugendhilfe eingeführt. Zur Weiterentwicklung und Evaluierung der Implementierung wurde die FH St. Pölten beauftragt, ein Forschungsprojekt zu realisieren. Das interessensleitende Motiv dieser Forschungsarbeit ist eine lebensweltliche Analyse des Aufwachsens von Jugendlichen im Bezirk Weiz, welches nachstehend anhand von vier Aspekten untersucht wird: Wahrnehmung der Angebotslandschaft für Jugendliche, sozialräumliche Aneignungsprozesse von Jugendlichen, Perspektiven von ausgrenzungsgefährdeten Jugendlichen sowie unterschiedliche Formen der Vergesellschaftung von Jugendlichen. Damit soll jungen Weizer*innen eine Stimme gegeben und ihre Bedürfnisse sichtbar gemacht werden. Mit den Ergebnissen wird den Auftraggebenden zudem Material für die Weiterentwicklung ihrer fachlichen Arbeit und der Angebotspalette zur Verfügung gestellt. Nach der Skizzierung der Ausgangslage folgt im methodischen Teil die Darstellung des Forschungsprozesses entlang der Grounded Theory. Die anschließende theoretische Einbettung orientiert sich an den empirisch untersuchten Dimensionen. Dabei zeigt sich, dass Jugendliche im Bezirk Weiz den Sozialraum nicht konfliktfrei nutzen können und einen Mangel an Freiräumen beklagen. In Bezug auf Jugendangebote werden Unterschiede in urbanen und ruralen Gebieten ebenso sichtbar, wie ein differenziertes Nutzungsverhalten entlang sozialer Merkmale. Über Generationen reproduzierte Vorurteile und Werthaltungen manifestieren sich u.a. im Leistungsdruck auf Jugendliche.

Schlüsselwörter:

Angebotsstruktur, Armut, Ausgrenzung, Bedarfe, Case Management, Freizeitverhalten, Gender, Jugend im ruralen und urbanen Gebiet, Jugendalter, Jugendgruppen, Kinder- und Jugendhilfe, Migration, Mobilität, Nutzer*innenbefragung, Rauman eignung, Sozialraumanalyse, Vergesellschaftung Jugendlicher

Abstract

"des was ma als Jugendlicher mocht"

Life-world analysis of growing up in the district of Weiz

Altrogge Julia, Jović Karin, Moser Johannes, Winkler Lea

In the district of Weiz, the specialised concept of case management in child and youth welfare was introduced in 2014 during the course of a reform. In order to further develop and evaluate the implementation, the University of Applied Sciences St. Pölten was commissioned to realise a research project. The guiding motive of this research work is a life-world analysis of the growing up of young people in the district of Weiz, which is examined below on the basis of four aspects: perception of the landscape, socio-spatial appropriation processes, perspectives of young people at risk of exclusion as well as different forms of socialisation. The aim is to give the youth in Weiz a voice and make their needs visible. The results will also provide the commissioning organisations with material for the further development of their professional work and the range of services. After outlining the initial situation, the methodological part describes the research process along the lines of grounded theory. The subsequent theoretical embedding is oriented towards the empirically investigated dimensions. It is shown that young people in the district of Weiz cannot use the social space without conflict and complain about a lack of free spaces. With regard to youth services, differences in urban and rural areas become just as visible as a differentiated usage behaviour along social characteristics. Prejudices and value attitudes reproduced over generations manifest themselves, among other things, in the pressure on young people to perform.

Keywords:

Structure of services, poverty, exclusion, needs, case management, leisure behaviour, gender, youth in rural and urban areas, adolescence, youth groups, child and youth welfare, migration, mobility, user survey, appropriation of space, social space analysis, socialisation of young people.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	9
Altrogge Julia, Jović Karin, Moser Johannes, Winkler Lea	
2. Ausgangssituation	11
Altrogge Julia, Jović Karin, Moser Johannes, Winkler Lea	
3. Forschungsdesign	14
Jović Karin, Winkler Lea	
3.1. Methodischer Hintergrund	15
Winkler Lea	
3.2. Phase der Datenerhebung	16
Jović Karin	
3.2.1. Feldzugang.....	16
3.2.2. Methoden der Datengewinnung	18
3.3. Übersicht Datenmaterial.....	20
Winkler Lea	
3.4. Datenauswertung	21
Winkler Lea	
4. Theoretische Grundlagen und Begriffsdefinitionen	23
Altrogge Julia, Jović Karin, Moser Johannes, Winkler Lea	
4.1. Aufwachsen und Sozialisation	23
Altrogge Julia	
4.1.1. Ausgrenzung und intersektionale Überlegungen	26
Jović Karin	
4.1.2. Armut mit Fokus auf Jugendarmut	29
Jović Karin	
4.1.3. Migration – Aspekte von Nationalität, Ethnizität und Kultur	33
Jović Karin	
4.2. Habitus­theorie	42
Moser Johannes	
4.2.1. Habitus	42
4.2.2. Feld.....	43
4.2.3. Kapital.....	43
4.2.4. Zusammenschau.....	44
4.3. Lebensphase Jugendalter	45
Winkler Lea	
4.3.1. Herausforderungen des Jugendalters.....	46
4.3.2. Lebensweltliche Freizeitgestaltung im Jugendalter	52
4.4. Vergesellschaftung Jugendlicher	55
Moser Johannes	
4.4.1. Wahrnehmung der Jugendlichen	56
4.4.2. Jugendkultur	57
4.4.3. Peergroups/Clique.....	60

4.4.4.	Szene	60
4.4.5.	Distinktion	63
4.4.6.	Jugendkultur, Szene oder Peergroup?	64
4.4.7.	Gegenüberstellung	64
4.4.8.	Modell der Vergesellschaftung	65
4.5.	Raumtheorie	67
	Altrogge Julia	
4.5.1.	Raum als Handlungsfeld	67
4.5.2.	Sozialraum und Geschlecht	73
4.5.3.	Technikbasierte Sozialräume	76
4.6.	Sozialraumbezug im Kontext der Kinder- und Jugendhilfe	80
	Altrogge Julia	
4.7.	Case Management in der Sozialen Arbeit.....	83
	Altrogge Julia, Jović Karin, Moser Johannes, Winkler Lea	
4.7.1.	Verknüpfung von Case Management und sozialraumsensibler Sozialer Arbeit in Theorie und Praxis im Bezirk Weiz	84
4.7.2.	Case Management auf Fallebene	87
4.7.3.	Case Management auf Systemebene	90
4.7.4.	Zusammenschau.....	97

5. Wahrnehmung der Angebotslandschaft für Jugendliche im Bezirk Weiz98

Winkler Lea

5.1.	Bedürfnisse der Jugendlichen	98
5.1.1.	Bedürfnis nach unstrukturierten Jugendangeboten und Privatsphäre	99
5.1.2.	Verdrängung der Jugendlichen	99
5.2.	Wahrnehmung der Angebotsstruktur für Jugendliche im städtischen Bereich	102
5.2.1.	Gleisdorf - gruppenspezifische Zufriedenheit.....	103
5.2.2.	Vereine	105
5.2.3.	Weiz - Vielfalt der Jugendangebote wird trotz Ausbaufähigkeit als Attraktivitätsbonus hervorgehoben.....	108
5.2.4.	Bedarfe an kostengünstigen Angeboten	109
5.3.	Wahrnehmung der Angebotslandschaft in ruralen Gebieten	111
5.3.1.	Wenig Veränderungsbedarf, trotz begrenzter Angebote	111
5.3.2.	Einschränkungen der (psycho)sozialen Angebotssetzung	113
5.4.	Einbeziehen der Jugendlichen bei der Angebotsschaffung	114
5.4.1.	Mitspracherecht.....	114
5.4.2.	Angebote von Jugendlichen für Jugendliche in Weiz und Gleisdorf	115
5.5.	Erreichbarkeit der Jugendlichen für Angebote	116
5.5.1.	Social Media	116
5.5.2.	Schule.....	117
5.6.	Wahrnehmung der (psycho)sozialen Angebotslandschaft.....	118
5.6.1.	Schulpsychologie	119
5.6.2.	Jugendzentrum.....	119
5.6.3.	Abgrenzung zu (psycho)sozialen Angeboten.....	121
5.7.	Resümee	122

6. Sozialräumliche Aneignungsprozesse von Jugendlichen im Bezirk Weiz...125

Altrogge Julia

6.1.	Wahrnehmung und Bespielung von Räumen	125
------	---	-----

6.1.1.	Raumaneignung im Jugendalter	126
6.1.2.	Sozialraum als Treffpunkt.....	127
6.1.3.	Reduzierter Nutzungsraum	131
6.1.4.	Soziale Konflikte in öffentlichen Räumen.....	137
6.1.5.	Neue Freizeiträume.....	140
6.1.6.	Jugendliche im Dorf.....	141
6.2.	Biografische Bedeutung von Sozialraum hinsichtlich des Geschlechts.....	145
6.2.1.	Treffpunkte weiblicher Jugendlicher.....	145
6.2.2.	Burschen vertreiben Mädchen	145
6.2.3.	Belästigungen im öffentlichen Raum.....	147
6.2.4.	Mädchenspezifische Bedürfnisse.....	149
6.3.	Mobilität	151
6.3.1.	Mobilität als Notwendigkeit.....	152
6.3.2.	Unterwegs im Mobilitätssystem.....	153
6.4.	Virtuelle Räume	160
6.4.1.	Exklusive digitale Sozialräume Jugendlicher	160
6.4.2.	Effektive Vernetzung	161
6.4.3.	Digitales Gruppengefühl.....	162
6.5.	Resümee	164

7. Perspektiven ausgrenzungsgefährdeter Jugendlicher im Bezirk Weiz 167

Jović Karin

7.1.	Ausgrenzungserfahrungen und Coping-Strategien.....	168
7.1.1.	Abwertungs- und Diskriminierungsmomente	168
7.1.2.	Unterstützung und Bewältigungsstrategien.....	172
7.2.	Benachteiligung entlang ökonomisch orientierter Differenzen.....	176
7.2.1.	Ökonomische Ungleichheiten in jugendlichen Gedankenwelten	177
7.2.2.	Zwischen Stigmatisierung und Empathie	177
7.2.3.	Auswirkungen und Implikationen im Freizeitbereich.....	181
7.3.	Diskriminierung entlang (sozial-)räumlich orientierten Differenzen	183
7.3.1.	Leben mit rassistischer Diskriminierung.....	184
7.3.2.	Rassistische Diskriminierung aus Täter*innen-Sicht	186
7.4.	Anschluss finden – Anschluss ermöglichen	188
7.4.1.	Soziale Kontakte als Ressource	189
7.4.2.	Institutionalisierte und professionelle Beziehungsangebote	190
7.4.3.	Soziale Durchmischung in Jugendeinrichtungen und Vereinen	192
7.5.	Erweiterung von Handlungsspielräumen	196
7.5.1.	Unterstützung und Solidarität im Rahmen der Community	196
7.5.2.	Mehr Teilhabechancen durch Angebotssetzung.....	200
7.6.	Resümee	202

8. Formen der Vergesellschaftung Jugendlicher im Bezirk Weiz 205

Moser Johannes

8.1.	Stinos.....	206
8.1.1.	Distinktion	206
8.1.2.	Selbstinszenierung	209
8.1.3.	Bezug zur Kinder- und Jugendhilfe	209
8.2.	Jugos.....	210
8.2.1.	Selbstinszenierung	211

8.2.2. Distinktion	212
8.2.3. Fremdwahrnehmung	213
8.3. Skater*innen	214
8.3.1. Selbstinszenierung	214
8.3.2. Distinktion	215
8.3.3. Fremdwahrnehmung	216
8.4. Parkmenschen/Hedonist*innen	218
8.4.1. Fremdwahrnehmung der Erwachsenen/Eigenwahrnehmung	218
8.4.2. Fremdwahrnehmung durch andere Jugendliche	220
8.4.3. Eigenwahrnehmung	222
8.5. Resümee	224
9. Fazit.....	226
Altrogge Julia, Jović Karin, Moser Johannes, Winkler Lea	
9.1. Ergebnisse	226
9.2. Ausblick	228
Literaturverzeichnis	230
Abbildungen	250
Tabellen	250
Abkürzungen	251
Anhang.....	252
Sampling	252
Transkriptionsregeln	253
Eidesstattliche Erklärung	254
Altrogge Julia	
Eidesstattliche Erklärung	255
Jović Karin	
Eidesstattliche Erklärung	256
Moser Johannes	
Eidesstattliche Erklärung	257
Winkler Lea	

1. Einleitung

Altrogge Julia, Jović Karin, Moser Johannes, Winkler Lea

Die vorliegende Untersuchung zum Aufwachsen von Jugendlichen im Bezirk Weiz entstand im Auftrag der Kinder- und Jugendhilfe (KJH) Weiz. Der dort im Jahr 2014 eingeschlagene konzeptionelle Weg zielt auf sozialräumliche Präventionsarbeit und Kooperationen auf Basis vom Case Management-Ansatz. Das Interesse der Behörde an vorausblickender Bedarfserhebung und externer Evaluierung zeugt vom fachlichem Selbstverständnis der Sozialen Arbeit im Bezirk Weiz. Für die Fachhochschule (FH) St. Pölten ist das vorliegende Projekt eine Gelegenheit, die Wirkung der Teilimplementierung des Fachkonzeptes Case Management (CM) sowie die Entwicklung sozialraum-spezifischer Innovationen zu analysieren. Die Ergebnisse der durchgeführten empirischen Untersuchungen können somit auch als Evaluierung bestehender Initiativen und Umsetzungen der Zusammenarbeit der Behörde mit dem Produktionsnetzwerk ARGE Flexible Hilfen verstanden werden. Damit wird eine Reflexionsfolie für die erfolgte (Neu-)Ausrichtung der Fachdienste und -angebote an sozialgeographisch gewachsenen Strukturen und Gegebenheiten vorgelegt.

Konkret beziehen sich die im Rahmen dieser Forschungsarbeit vorgestellten empirischen Erkenntnisse auf das Leben und die soziale Einbettung von Jugendlichen. Die Begründung für die Einschränkung der beforschten Zielgruppe wird im Kapitel „Ausgangssituation“ ausführlich dargelegt. Zusätzlich finden sich dort eine detaillierte Beschreibung der konzeptionellen Ausrichtung der KJH, des Forschungsfeldes (Bezirk Weiz) sowie der Rahmenbedingungen des Masterstudiums Soziale Arbeit. Der Abschnitt „Forschungsdesign“ erfasst den methodischen Hintergrund und die damit verbundene Herangehensweise bei der Datengewinnung und -auswertung.

Im weiteren Verlauf der Arbeit werden die aus dem Datenmaterial herausgearbeiteten Findings zu bereits vorhandenen sozialwissenschaftlichen Theorien in Bezug gesetzt. Mit dem Fokus auf das Jugendalter interessieren diverse Aspekte von „Aufwachsen und Sozialisation“. Um wirkungsvolle unbewusste Handlungsmuster und soziale Strukturen herauszuarbeiten, wird auf Bourdieus „Habitustheorie“ rekurriert und diese in Grundzügen erläutert. Aufgrund der beforschten Zielgruppe steht die „Lebensphase Jugendalter“ im Hinblick auf ihre Herausforderungen im Fokus, genauso werden Erkenntnisse über die „Vergesellschaftung Jugendlicher“ näher beleuchtet. Ausführungen zur „Raumtheorie“ bilden den theoretischen Hintergrund für die aus dem Forschungsmaterial erhobenen Aneignungsprozesse im Sozialraum. Der „Sozialraumbezug im Kontext der Kinder- und Jugendhilfe“ des Fachkonzeptes Sozialraumorientierung schließt daran an. Das Kapitel „Case Management in der Sozialen Arbeit“ erhält im Rahmen dieser Forschungsarbeit Relevanz durch die erfolgte Einführung des Fachkonzeptes CM in der KJH Weiz. Aus diesem Grund erfolgt eine Vorstellung der innovativen Verknüpfung von CM und sozialraumsensibler Sozialer Arbeit, wie sie in der KJH Steiermark Anwendung findet. Ein kurzer Einblick in die Theorie des CM-Ansatzes auf Fall- und Systemebene rundet diesen Teil ab.

Die handlungsleitende Forschungsfrage „Wie beschreiben Menschen im Bezirk Weiz das Aufwachsen von Jugendlichen?“ steht im Zentrum des empirischen Teils dieser Forschungsarbeit. Die Untersuchung nähert sich der Fragestellung anhand von vier Dimensionen an. Das Kapitel „Wahrnehmung der Angebotslandschaft für Jugendliche im Bezirk Weiz“ beleuchtet aus unterschiedlichen Perspektiven, welche Angebote die Interviewten nennen, wie diese wahrgenommen werden und inwiefern eine Ausbaufähigkeit festzustellen ist. Daraus sollen Rückschlüsse über Nutzung und Zufriedenheit gewonnen sowie jugendspezifische Bedürfnisse identifiziert werden. Daran anschließend widmet sich das Kapitel „Sozialräumliche Aneignungsprozesse von Jugendlichen im Bezirk Weiz“ den in den Interviews illustrierten Orten, ihren Qualitäten und sozialen Dynamiken darin. Räume stellen Ziele von Mobilität dar. Aus diesem Grund wird das Forschungsmaterial auch auf die Bedürfnisse und Möglichkeiten der Jugendlichen in diesem Zusammenhang untersucht und zusätzlich der Frage nachgegangen, welche geschlechtstypischen Zugänge feststellbar sind. Das Kapitel „Perspektiven ausgrenzungsgefährdeter Jugendlicher im Bezirk Weiz“ beleuchtet die Fremd- und Selbstwahrnehmung des Aufwachsens Jugendlicher, die (potenziell) von Ausgrenzung betroffen sind. Dabei liegt der Fokus auf natio-ethno-kultureller Zugehörigkeitszuschreibung und/oder ökonomischem Status als Differenzkategorien, die Ausgrenzungsmomente erzeugen. In diesem Zusammenhang ist zudem von Interesse, welche Unterstützungsformen genannt bzw. genutzt werden. Formen der Vergesellschaftung Jugendlicher im Bezirk Weiz stellen die vierte untersuchte Dimension dar. Hierzu wird das Forschungsmaterial auf Selbstbeschreibungen, Distinktion und Äußerungen zur Fremdwahrnehmung feststellbarer Peergroups/Cliquen oder Szenen analysiert.

Den Abschluss bildet eine Zusammenschau der zentralen Findings der einzelnen Untersuchungsdimensionen. Neben Antworten auf die handlungsleitende Forschungsfrage sollen die Bedürfnisse der befragten Jugendlichen sichtbar gemacht werden. Dadurch trägt diese Forschungsarbeit letztlich zur Weiterentwicklung der sozialräumlichen Präventionsarbeit der KJH in Kombination mit dem CM-Ansatz bei.

2. Ausgangssituation

Altrogge Julia, Jović Karin, Moser Johannes, Winkler Lea

Die KJH des Landes Steiermark hat sich Anfang der 2000er Jahre für eine fachliche Neuausrichtung entschieden, wobei zwei Fachkonzepte herangezogen wurden: Sozialraumorientierung und CM. Im Zuge des Reformprozesses hat sich jeder Bezirk für ein Fachkonzept entschieden. Weiz entschied sich für das Konzept des CM, dieses ist jedoch stark mit sozialräumlichen Elementen angereichert. Insofern kann von einem „sozialraumsensiblen Case Management“ (Goger/Tordy 2019: 103) gesprochen werden.

„Sozial- bzw. Bedarfsplanung nicht nur zu regional- bzw. kommunalpolitischen Zwecken, sondern für methodisch-fachliche Fragen der Sozialen Arbeit einzusetzen und zu nützen, ist ein in österreichischen Regionen aktuell nicht verbreitetes Vorgehen. Für gewöhnlich werden Bedarfe aufgrund von (überlieferten) Angebotsstrukturen eingeschätzt und – insbesondere im Feld von psychosozialen Hilfen – aus der klassischen Sozialberichterstattung aus den Vorjahren deduktiv abgeleitet“ (Living Document 2020: 4).

Während sich die Ausgestaltung der Fallarbeit entlang des Rollen- und Funktionsverständnisses der Prinzipien und der Prozesslogik des CM orientiert, soll die Präventionsarbeit der KJH durch fallunspezifische und sozialraumorientierte Aktivitäten befördert werden. Durch die eingehende Befassung mit den Lebenswelten der Menschen im Bezirk Weiz, können Erkenntnisse gewonnen werden, die als Basis zur Weiterentwicklung der Angebotsstruktur dienen. Mit dieser Intention ist die KJH Weiz an die FH St. Pölten herantreten, um eine Auftragsforschung im Rahmen der Masterarbeiten zu veranlassen. Dabei erfolgte eine Gliederung des Auftrages in drei Forschungsgruppen bzw. entlang drei Aspekten: Eine Gruppe widmete sich quantitativer Forschung, die zweite Gruppe näherte sich dem Forschungsgegenstand qualitativ an, während eine dritte Gruppe auf Innovationen und Innovationspotenzial abzielte.

Die übergeordnete Lebenswelt-/Subjektorientierung der KJH Weiz ist auch für die vorliegende, qualitative Forschungsarbeit handlungsleitend. Dem Konzept von Thiersch (1998: 84) folgend, zielt die Frage nach der Lebenswelt auf Deutungs- und Handlungsmuster ab, in denen die Zielgruppe agiert und fokussiert demnach die Subjektivität. Diese Herangehensweise scheint im Sinne der Interessen der Auftraggeber*innen zielführend, um einen Einblick in die Wünsche und Lebenswelten der (nicht betreuten) Jugendlichen zu ermöglichen sowie die zukünftige sozialräumliche Gestaltung entsprechend auszurichten. Daraus ergibt sich der ausführlich ausgearbeitete empirische Teil der vorliegenden Untersuchung. Diese Forschungsarbeit fokussiert die Analyse jugendspezifischer Bedürfnisse aus unterschiedlichen Perspektiven. Die übergeordnete Forschungsfrage richtet sich ebenfalls nach diesem Erkenntnisinteresse und untersucht, wie die Menschen im Bezirk Weiz das Aufwachsen der Jugendlichen beschreiben.

Zu erwähnen ist jedoch, dass die Forschungstätigkeiten unter einschränkenden Bedingungen im Hinblick auf die COVID19-Pandemie stattfinden mussten. Gerade gesetzliche Vorgaben, die weitgehend in die persönlichen Rechte von Gesellschaftsmitgliedern

eingreifen und bspw. persönliche Kontakte auf den engsten familiären Kreis beschränken, stellten auch eine Einschränkung der Herangehensweisen von Forschenden dar. Vor diesem Hintergrund entfielen zunächst Feldgänge vor Ort und begrenzten somit die Möglichkeiten, offene Gesprächssituationen in einem Face-to-face-Setting zu schaffen. Diese pandemiebedingten Restriktionen dominierten v.a. die ersten neun Monate des Forschungsprozesses. Ab Ende Mai 2021 stellten sich Lockerungen ein. Dennoch mussten mit Blick auf einen durch FH-Vorgaben zeitlich abgesteckten Forschungsauftrag und der zum damaligen Zeitpunkt bestehenden Ungewissheit über die Dauer der Maßnahmen, den Forschungsprozess adaptierende Entscheidungen getroffen werden. Dazu zählte, den Fokus dieser Untersuchung auf Jugendliche einzugrenzen. Dies zeichnete sich bereits im Frühstadium des Forschungsprozesses ab: Während Erwachsene und Jugendliche über virtuelle Kanäle gut erreichbar waren, hätte die Zielgruppe der Kinder andere Erhebungsmethoden erfordert. Diese hätten wiederum eine aktive Unterstützung von bspw. Volksschulen und deren Fachkräften vorausgesetzt. Absagen von Bildungseinrichtungen bei der Bewerbung unseres Forschungsvorhabens lassen sich mitunter auf die Corona-Pandemie zurückführen. Die Überforderung aufgrund der neuartigen Herausforderungen konnte in verschiedenen gesellschaftlichen Systemen – in Verwaltungen, aber ebenso im Sozial-, Gesundheits- und Bildungsbereich – beobachtet werden.

Zum (sozial)geografischen Verständnis des beforschten Bezirks Weiz mit der gleichnamigen Bezirkshauptstadt Weiz ist anzumerken, dass dieser im Nordosten des Bundeslandes Steiermark liegt. Neben der Bezirkshauptstadt, welche geografisch gesehen zentral liegt, befindet sich im Süden des Bezirks die zweite Stadtgemeinde Gleisdorf. Der Bezirk verfügt zusätzlich über acht Marktgemeinden und 31 Gemeinden (vgl. BH Weiz o.A.). Der Süden des Bezirks ist landschaftlich eher flach, ohne große Erhebungen und mit Anschluss an die A2 Südbahn gut angebunden. Die Gemeinden nördlich der Bezirkshauptstadt hingegen liegen in waldiger Mittelgebirgsgegend und sind nur über Bundesstraßen zu erreichen. Auch die Bahnverbindung, welche u.a. die Städte Gleisdorf und Weiz verbindet, endet in der Bezirkshauptstadt.

Wie in der nachfolgenden Tabelle 1 zu sehen ist, verzeichnet der Bezirk Weiz laut Landesstatistik Steiermark (2021) 90.916 Einwohner*innen. Der Anteil der Personen unter 20 Jahren beträgt 19,7%, der Anteil der 20- bis 64-Jährigen 60,6% und die restlichen 19,7% entfallen auf die Altersgruppe der 65-Jährigen und darüber (vgl. ebd.). Die Erwerbstätigenquote der 15- bis 64-jährigen Einwohner*innen (79,3%) und der Anteil der über 15-Jährigen, die über einen Sekundarabschluss verfügen (66,7%), liegen den Angaben der Statistik Austria (2021) zufolge über den österreichweiten Durchschnittswerten (73% bzw. 59,9%). In Bezug auf die Arbeitslosenquote der über 15-Jährigen (2,6%) und den Anteil nicht-österreichischer Staatsangehöriger an der Wohnbevölkerung (6%) sind deutlich niedrigere Werte als die bundesweiten Vergleichswerte (6,3% bzw. 16,6%) zu verzeichnen. Lediglich die beiden städtischen Bezirke Weiz und Gleisdorf weisen einen Anteil nicht-österreichischer Staatsangehöriger über der 10%-Marke auf (vgl. ebd.). Für das Schuljahr 2020/2021 erfasste die Landesstatistik Steiermark (2021) bezirksweit 73 Kindertagesheime, 69 Schulen sowie 10.379 Schüler*innen.

Bevölkerung			
Gesamte Wohnbevölkerung (2021)		90.916 Einwohner*innen	
Bevölkerungsdichte (2019)		83 Einwohner*innen je km ²	
Privathaushalte (2019)	35.966	Familien (2019)	26.650
Durchschnittliche Haushaltsgröße (Personen): 2,50		- davon Familien mit Kindern	59,7%
		- davon Ein-Eltern-Familien	12,3%
		Durchschnittliche Kinderzahl in Familien: 1,60	
Geschlechterverteilung		Altersgruppen in %	
- weiblich	45.700 (50,27%)	- unter 20 Jahre	19,7%
- männlich	45.216 (49,73%)	- 20 bis unter 65 Jahre	60,6%
		- 65 Jahre und älter	19,7%
Altersverteilung im bundesweiten Vergleich in % (2019)			
		Österreich	Bezirk Weiz
- Anteil der Personen unter 15 Jahren		14,4%	14,9%
- Anteil der Personen 15 bis unter 65 Jahre		66,6%	65,8%
- Anteil der Personen 65 Jahre und älter		19,0%	19,3%
Bildung			
Schuljahr 2020/2021		Kindertagesheime: 73	
Anzahl der Schulen: 69		Betreute Kinder: 2.750	
Schüler*innen: 10.379			
Höchster Bildungsabschluss (2019) (Anteile der über 14-Jährigen)		Akademiker*innen in % (Anteile der 25 – 64-Jährigen)	
- Allgemeinbildende Pflichtschule	24,5%	- gesamt	10,8%
- Lehre	39,5%	- davon weiblich	12,3%
- Fachschule	15,3%	- davon männlich	9,2%
- Allgemeinbildende Höhere Schule	3,7%		
- Berufsbildende Höhere Schule	8,8%		
- Hochschulverwandte Ausbildung	1,7%		
- Universität	6,5%		
Bildungsabschlüsse im Bundesvergleich (2019) (für 15 Jahre und älter)			
		Österreich	Bezirk Weiz
- Anteil der Personen mit Sekundarabschluss		59,9%	66,7%
- Anteil der Personen mit Tertiärabschluss		15,1%	8,8%
Staatsangehörigkeit			
Landesstatistik 2021		Bundesweiter Vergleich 2019	
			Österreich Bezirk Weiz
- österreichisch	85.202 (93,7%)	- österreichisch	83,4% 94%
- nicht-österreichisch	5.714 (6,3%)	- nicht-österreichisch	16,6% 6%
Erwerbstätigkeit			
Erwerbstätigkeit im Bundesvergleich (2019)			
		Österreich	Bezirk Weiz
- Erwerbstätigenquote (15 bis 64 Jahre)		73,0%	79,3%
- Arbeitslosenquote (15 Jahre und älter)		6,3%	2,6%
Erwerbsquote lt. Landesstatistik		Arbeitslosenquote in %	
(Anteile der 15- bis 64-Jährigen)		2019	
- gesamt	81,5%	- gesamt	2,6%
- davon weiblich	77,7%	- davon weiblich	2,7%
- davon männlich	85,2%	- davon männlich	2,5%

Tabelle 1: Demografische Daten des Bezirks Weiz im Überblick, eigene Darstellung nach Statistik Austria 2021 und Landesstatistik Steiermark 2021

Nachdem die Einbettung der Forschungsarbeit und die Rahmenbedingungen des Bezirks Weiz erörtert wurden, schließt das folgende Kapitel mit der Beschreibung des methodischen Vorgehens an.

3. Forschungsdesign

Jović Karin, Winkler Lea

Um die Lebenswelt der Weizer Jugendlichen zu analysieren, wurden qualitative Erhebungsverfahren wie das problemzentrierte Interview (PZI) zur Datengenerierung herangezogen. Die Auswertung erfolgte dabei im Rahmen der Grounded Theory (GT). Wie sich der Forschungsprozess gestaltete und inwiefern die gewählten Methoden dem Forschungsgegenstand entsprechen, soll im nachstehenden Kapitel erläutert werden.

Im Zentrum der vorliegenden Untersuchung steht jedenfalls die handlungsleitende Forschungsfrage, wie das Aufwachsen von Jugendlichen im Bezirk Weiz beschrieben wird. Weitere Leitfragen, welche die individuellen Schwerpunkte der Forschenden abbilden, lauten:

- Wie wird die Angebotslandschaft für Jugendliche im Bezirk Weiz von der Bevölkerung wahrgenommen und welche Bedürfnisse werden sichtbar?
- Welche Räume werden von Jugendlichen im Bezirk Weiz wahrgenommen und welche Bedürfnisse werden beschrieben? Welche geschlechtsspezifischen Beschreibungen lassen sich feststellen?
- Wie wird das Aufwachsen von Jugendlichen beschrieben, die (potenziell) von Ausgrenzung aufgrund natio-ethno-kultureller Zugehörigkeitszuschreibungen und/oder ökonomischem Status betroffen sind? Welche Wahrnehmungen lassen sich von (potenziell) ausgegrenzten Jugendlichen diesbezüglich ausmachen? Welche Faktoren werden in diesem Zusammenhang als unterstützend beschrieben?
- Welche Vergesellschaftungsformen Jugendlicher können im Bezirk Weiz beobachtet werden?

Die Beantwortung dieser Fragen dient dazu, den Auftraggeber*innen Einblicke in Bedürfnisse, Wünsche und Lebenswelten von Jugendlichen im Bezirk Weiz zu gewähren und dadurch Impulse sowie Anregungen für die sozialräumliche Gestaltung und die Arbeit im Rahmen des Fachkonzepts CM zu erhalten. Im Mittelpunkt stehen die Perspektiven von jungen Menschen. Allerdings fließen auch Sichtweisen von Erwachsenen, in ihrer Rolle als im Bezirk tätige Fachkraft und/oder im Bezirk ansässiges Elternteil, in die Untersuchungsergebnisse ein.

In den nachstehenden Unterkapiteln wird die methodische Einbettung des Forschungsvorhabens, die Phase der Datenerhebung, eine Übersicht des erhobenen Materials sowie die Auswertung eingehend dargelegt.

3.1. Methodischer Hintergrund

Winkler Lea

Die GT ist eine erkenntnisgenerierende Forschungsmethode der qualitativen Sozialwissenschaften, welche in den 1960er Jahren von den amerikanischen Soziologen Barney Glaser und Anselm Strauss entwickelt wurde. Auf der Grundlage qualitativer Daten kann diese methodologische Herangehensweise zu einer realitätsnahen Theorieentwicklung beitragen (vgl. Seel/Hanke 2015: 809f.). Die GT eignet sich daher, um im Rahmen der vorliegenden Arbeit lebensweltliche Phänomene, wie Handlungen in einem sozialen Feld oder ein soziales Milieu zu beforschen. Das Erkenntnisinteresse basiert auf dem Verstehen, Sinnverleihen und Interpretieren von Einzelfällen sowie dem Eruiieren von Deutungs-, Handlungs- und Ablaufmustern (vgl. Breuer et al. 2018: 2). Im Sinne der GT wurde mit Codes, Kategorien, Konzepten sowie offenem und axialem Kodieren, gearbeitet. Eine genauere Erläuterung dieses technischen Vokabulars ist im Unterkapitel „Datenauswertung“ nachzulesen. Die vorliegende Forschungsarbeit beschäftigt sich jedenfalls damit auf der Grundlage dieser Methode, differenzierte theoretische Vorstellungen und Konzepte zum untersuchten Gegenstandsbereich zu entwickeln (vgl. ebd.: 7). Die Datenerhebung, auf die im Unterkapitel „Phase der Datenerhebung“ näher eingegangen wird, erfolgte dabei anhand von PZI, Kurzbefragungen sowie Beobachtungen im Feld.

Grundsätzlich kann die Methodologie der GT in einem breiten Gebiet Anwendung finden, da sie auf keine bestimmten Formen der Datengewinnung oder Datensorten beschränkt ist. Es besteht die Möglichkeit mit Interviewstudien, Dokumentenanalysen und ethnographischer Feldforschung zu arbeiten. Zudem eignet sich die GT durch ihre Offenheit und Adaptierbarkeit für unterschiedliche Forschungszusammenhänge und Erkenntnisinteressen (vgl. Baur/Blasius 2014: 470). Sie bietet demnach keine chronologisch anzuwendenden Verfahrensregeln, sondern eine Auswahl an Verfahrensvorschlägen, die in der konkreten Forschungspraxis flexibel angepasst werden können (vgl. Strauss 1991: 33 zit. n. Baur/Blasius 2014: 461). Die Forschungslogik bestand dabei auch für die vorliegende Forschungsarbeit in der Parallelisierung der Arbeitsschritte, wobei Datengewinnung, Datenanalyse und Theoriebildung zeitgleich ausgeführt wurden. Analytische Ideen aus der Datenauswertung beeinflussten dabei die Theorieentwicklung sowie den Prozess der Datengewinnung (vgl. Baur/Blasius 2014: 461f.).

Das Arbeiten im Sinne der GT führte dazu, dass das Vorgehen innerhalb des Projektes nicht im Vorhinein geplant werden konnte. Nach dem Prinzip des Theoretical Sampling entstand erst durch die Analyse empirischer Fälle die Auswahl der nächsten potenziell interessanten Interviewpartner*innen (vgl. Breuer et al. 2018: 8). Das Theoretical Sampling ersetzt in der GT die Zufallsstichprobe der experimentellen Forschung, indem möglichst unterschiedliche Fälle generiert werden, um die untersuchten Phänomene in ihrer Vielfalt darzustellen. Die Datenerhebung und Interpretation werden im besten Fall so lange fortgesetzt, bis keine neuen Erkenntnisse mehr auftauchen und sich eine Sättigung einstellt (vgl. Seel/Hanke 2015: 810). Um die Lebenswelt der jungen Weizer*innen zu beforschen, wurde eine induktionistische Herangehensweise gewählt,

bei der dem Einzelfall eine besondere Bedeutung zukommt. Die transkribierten Interviews wurden daher einer intensiven explorativen Analyse unterzogen, um den theoretischen Gehalt zu erarbeiten, welcher zu verallgemeinerungsfähigen Konzepten/Kategorien führt. Im nachstehenden Forschungsprozess wurden die (allgemeineren) Theorien dementsprechend aus den (speziellen) empirischen Phänomenen abgeleitet (vgl. Breuer et al. 2018: 8). Dies bedeutet, dass bereits die ganzheitliche Analyse des ersten Falles, theoretische Aussagen ermöglichen kann (vgl. Baur/Blasius 2014: 462). In Bezug auf den Theoriebegriff in der GT ist zu erwähnen, dass die Theorien grundsätzlich als unabgeschlossen zu betrachten sind und das Theoretisieren im Zentrum der analytischen Aktivitäten steht. Der Prozess der Theoriebildung wurde dabei in den Prozess der Datengewinnung und Analyse integriert, was dazu führte, dass die Theorie nicht am Ende der Untersuchung geschrieben, sondern während des gesamten Prozesses entwickelt wurde (vgl. Baur/Blasius 2014: 469f.). Der Forschungsprozess gestaltete sich zirkulär und beinhaltete ein Vor und Zurück in der Schrittabfolge. Es wurde dabei nicht mit Vorannahmen gearbeitet, sondern alltagsweltliche Phänomene aus spezifischen Lebenswelten mit offener Haltung und einem möglichst universellen Blick begegnet. Wichtig war Reflexions- sowie Verfremdungstechniken in die Arbeit zu integrieren, um sich als Forschende aus eigenen Routinen, Selbstverständlichkeiten des Verstehens, Sehens und Deutens weitestgehend befreien zu können (vgl. Breuer et al. 2018: 9). Generell war im gesamten Forschungsprozess eine kreative Eigenleistung der Forschenden erforderlich. Die Arbeit wurde dabei möglichst als kollektiver Prozess organisiert, um ein gemeinsames Analysieren des Materials zu ermöglichen (vgl. Strauss/Corbin 1996: 27ff.; Strauss 1991: 68ff. zit. n. Baur/Blasius 2014: 462f.).

3.2. Phase der Datenerhebung

Jović Karin

Qualitative Sozialforschung ist Lamnek (2005: 194f.) zufolge dadurch gekennzeichnet, dass eine Adaptierung des Forschungsdesigns bereits innerhalb der Phase der Datengewinnung möglich ist. Forschende sind nicht an eine strikt vorgegebene Abfolge von Forschungsschritten gebunden, sondern können aufbauend auf Zwischenergebnissen bspw. Erhebungsverfahren oder Untersuchungseinheiten flexibel anpassen (vgl. ebd.). Dennoch kann der Zeitraum der Datengewinnung der vorliegenden Untersuchung zeitlich eingegrenzt und grob in zwei Phasen unterteilt werden. Die erste Phase ist dabei im Spätherbst 2020 bis April 2021 zu verorten, die zweite fällt in die Zeit von Mitte Mai 2021 bis Ende Oktober 2021. Die beiden nachfolgenden Unterkapitel geben einen Überblick zu Feldzugang und eingesetzten Methoden der Datengewinnung.

3.2.1. Feldzugang

Unser Forschungsprozess startete im Herbst 2020, wobei die pandemiebedingten Auswirkungen eine nicht zu unterschätzende Hintergrundfolie darstellten (vgl. Kapitel

„Ausgangssituation“). Am augenscheinlichsten wahrnehmbar wurde dies beim Feldzugang und bei der Datenerhebung. Von der auftraggebenden Seite gab es von Beginn an die Bereitschaft, beim Feldzugang zu unterstützen. Dies äußerte sich bspw. in der zur Verfügungstellung von Kontaktdaten aus dem Bezirk Weiz und kontinuierlichen Einladungen zu relevanten Veranstaltungen. Zudem bestanden innerhalb unserer Forschungsgruppe Kontakte in die Gemeinden Albersdorf-Prebuch bzw. Passail, die als „Türöffner*innen“ zur Weizer Bevölkerung genutzt werden konnten.

Diesen Erleichterungen beim Feldzugang standen die Restriktionen der COVID19-Pandemie gegenüber. Zum einen war das gesamte gesellschaftliche Leben und somit auch unser Forschungsprozess von massiver Planungsunsicherheit geprägt. Rückblickend war für uns rechtzeitig klar, dass die erste Phase der Datenerhebungen virtuell bzw. telefonisch erfolgen müssen werde. Insofern konnten bestmögliche Vorkehrungen (z.B. technische Anforderungen) für die Durchführung der Befragungen in derartigem Neuland getroffen werden. Die in diesem Rahmen erhobenen Daten bestärkten uns, dass selbst angesichts der Unsicherheiten der Pandemie unser Forschungsvorhaben umsetzbar ist.

In der ersten Phase der Datengewinnung kamen vorwiegend PZI und Beobachtungen zur Anwendung. Die eingesetzten Methoden werden im nachfolgenden Kapitel („Methoden der Datengewinnung“) dargestellt, spielen aber im Hinblick auf den Feldzugang ebenso eine Rolle. Die Unterstützung seitens der KJH und ARGE Flexible Hilfen Weiz ermöglichte die Teilnahme an virtuellen Vernetzungstreffen von Fachkräften im Sozialbereich des Bezirks Weiz. Thierbach und Petschick (2014: 858f.) sprechen in diesem Zusammenhang von einem Top-Down-Prinzip, da der Zugang der Forschenden formal, also über Entscheidungsträger*innen, erfolgte.

Um Interviewpartner*innen für die PZI zu finden, versuchten wir telefonisch oder per E-Mail Ansprechpersonen zu erreichen, die entweder selbst für ein Interview zur Verfügung stehen und/oder beim Zugang zu Interviewpartner*innen in der Weizer Bevölkerung unterstützen würden. Anhand der bereitgestellten Kontaktdaten seitens der KJH erarbeiteten wir ein Mapping für erste Feldkontakte. Dabei erfolgte die Auswahl zum einen mit Blick auf eine geografische Streuung im Bezirk. Zum anderen identifizierten wir Stellen wie bspw. Angebote der Offenen Jugendarbeit (OJA), Schulen und Familienberatungsstellen mit der Intention, darin beschäftigte Fachkräfte zu erreichen. Von diesen Feldkontakten ausgehend wollten wir, im so genannten Schneeballsystem (vgl. Kapitel „Methodischer Hintergrund“), weitere Feldkontakte erschließen. Abgesehen von einer Institution konnten bei allen angefragten Stellen Interviews vereinbart werden. Wie erhofft vermittelten uns diese Ansprechpersonen weitere Kontakte im Bezirk. Die zuvor erwähnten Verbindungen aus unserer Forschungsgruppe ermöglichten zwei weitere Befragungen. Insgesamt konnten – trotz aller negativen Vorzeichen der Pandemie – in der ersten Datenerhebungsphase sieben Einzel- bzw. Gruppenbefragungen mit Jugendlichen und Fachkräften durchgeführt werden.

Die Aufhebung der gesetzlichen COVID19-Kontaktbeschränkungen in Österreich markiert den Beginn der zweiten Erhebungsphase, in deren Rahmen zwei Feldbesuche in den Bezirk erfolgten. Beim ersten Feldgang stand die Bezirkshauptstadt Weiz im Fokus – nicht zuletzt, weil der Termin an eine Einladung zu einer Fachveranstaltung gekoppelt

war. Die Auswertung von Datenmaterial der ersten Erhebungsphase lieferte Ansatzpunkte für den ersten Feldgang vor Ort. Um spontane Kurzbefragungen mit Jugendlichen im öffentlichen Raum durchzuführen, wurden Schulstandorte angepeilt. Während sich vor dem Bundesschulzentrum Weiz mit vielen Jugendlichen Gespräche ergaben, entfiel aus Zeitgründen der Versuch, Schüler*innen der Polytechnischen Schule zu erreichen. Für den zweiten Feldgang im Juni wurden im Vorfeld einige Interviewtermine teils mit Fachkräften, teils mit engagierten Jugendlichen und jungen Erwachsenen von Plan-G vereinbart. Auch im Jugendzentrum „Times“ wurde unser Vorhaben angekündigt und ein Zeitfenster vereinbart, um Besucher*innen anzutreffen. Geografisch deckte der zweite Feldgang eine ländliche Gemeinde (Anger) und die Städte Weiz und Gleisdorf ab, wobei diesmal vorwiegend Gleisdorf fokussiert wurde. Neben den fixierten Interviews wurden weitere spontane Kurzbefragungen in den genannten Gemeinden durchgeführt.

Insgesamt erschien der Feldzugang für das Forschungsteam sowohl in der ersten als auch in der zweiten Erhebungsphase gut und leicht umsetzbar, was sich in der Fülle von erhobenem Material ausdrückt (vgl. Kapitel „Übersicht Datenmaterial“).

3.2.2. Methoden der Datengewinnung

In der qualitativen Sozialforschung können Erhebungsverfahren auf verschiedenen Ebenen ansetzen, wobei in der qualitativen Forschung gesprächsorientierte Methoden eine bedeutende Rolle einnehmen (vgl. Mayring 2002: 66). Für die vorliegende Untersuchung wurde v.a. das PZI zur Datenerhebung herangezogen. „Bei diesem Verfahren handelt es sich um eine Methodenkombination bzw. -integration von qualitativem Interview, Fallanalyse, biographischer Methode, Gruppendiskussion und Inhaltsanalyse“ (Witzel 1985: 230 zit. n. Lamnek 2005: 363f.). Das multimethodische Verständnis des PZI nach Witzel ermöglichte uns größtmögliche Flexibilität im Forschungsverlauf, d.h. die Grenze zwischen PZI und Gruppendiskussion verlief in der Umsetzung der Befragungen fließend. Laut Vogl (2014: 581) grenzt sich eine parallele Befragung mehrerer Personen im Rahmen eines PZI wohl am ehesten von einer Gruppendiskussion dadurch ab, dass bei letzterer das Hauptaugenmerk auf der Interaktion der Teilnehmenden liegt. Zusätzlich kamen im Forschungsprozess wissenschaftliche Beobachtungen zum Einsatz. Diese unterscheiden sich von alltäglichen Beobachtungen durch ihre Ausrichtung auf eine Forschungsfrage und durch das Festhalten der Eindrücke, um die Dokumentationen in weiterer Folge analysieren zu können (vgl. Thierbach/Petschick 2014: 855f.).

Aufgrund der pandemiebedingten Einschränkungen wurden die zunächst als narrative Interviews geplanten Befragungen in Form von PZI durchgeführt. Es war für uns Forschende nicht einschätzbar, ob die Verlegung der Interviewsituation in den virtuellen Raum, negative Auswirkungen auf die Offenheit von Gesprächssituationen haben würde. Im Unterschied zum narrativen Interview handelt es sich Mayring (2002: 66f.) zufolge beim PZI um ein offenes, halbstrukturiertes Verfahren. „Offenheit heißt für die Interviewten, dass sie den Raum haben, das zu sagen, was sie sagen möchten, dass sie z.B. das ansprechen können, was ihnen selbst wichtig ist, dass sie ihre eigenen Begriffe verwenden können“ (Helfferich 2014: 562). Die Strukturierung der zu bearbeitenden Themenkomplexe ergibt sich beim PZI zwangsläufig durch den Leitfaden (vgl.

Mayring 2002: 66f.). Die theoretische Orientierung des PZI an der GT (vgl. Witzel 2000: 1) erwies sich als zusätzlicher Vorteil für unser Forschungsvorhaben.

Die Fokussierung auf gesellschaftlich relevante Fragestellungen setzt eine Auseinandersetzung mit grundsätzlichen, objektiven Gegebenheiten im Vorfeld der Forschung voraus (vgl. Mayring 2002: 68; Witzel 2000: 2). Durch die Beauftragung der KJH Weiz ergaben sich Impulse basierend auf dezidiert geäußerten Wissensbedarfen und Erkenntnisinteressen. Somit wurden diverse Stoßrichtungen für den Forschungsprozess eröffnet, die durch den Austausch in der begleitenden Lehrveranstaltung verdichtet wurden. All dies konnte in die Entwicklung des Leitfadens einfließen. Die Verfeinerung der Leitfadenfragen erfolgte gemäß der prozessualen Ausrichtung des Forschungsdesigns in Bezugnahme auf das in den ersten Befragungen gewonnene Datenmaterial. In einer reflexiven Herangehensweise wurden Zwischenergebnisse genutzt, um Schwerpunktsetzungen der beteiligten Forschenden herauszuarbeiten.

Die Verlegung der Interviews in den virtuellen Raum vereinfachte das Aufzeichnen der Gespräche. Im Gegensatz zu den spontanen Kurzbefragungen im öffentlichen Raum war auch ein Qualitätsunterschied bei den Aufzeichnungen feststellbar. Dies ist v.a. für die erforderliche Transkription¹ der Gesprächsinhalte relevant. „Durch wörtliche Transkription wird eine vollständige Textfassung verbal erhobenen Materials hergestellt, was die Basis für eine ausführliche interpretative Auswertung bietet“ (Mayring 2002: 89). Ein wesentlicher Teil der Kommunikation basiert allerdings auf nonverbaler Basis. Dementsprechend wurden die Face-to-face-Interviews ungleich facettenreicher erlebt.

Die Kurzbefragungen, die in der zweiten Erhebungsphase zum Einsatz kamen, erfolgten zwar großteils ad hoc und weisen vielmals kürzere Gesprächsverläufe auf. Allerdings wurden auch sie durch die Leitfadenfragen strukturiert und sind daher als PZI zu klassifizieren. Situationsbedingt konnten nicht in jeder Kurzbefragung alle Fragestellungen des Leitfadens einfließen (z.B. weil Befragte abgeholt wurden, zum Bus/Unterricht mussten). Die meisten Kurzbefragungen wurden durch zwei Forschende gleichzeitig durchgeführt, einige wenige wurden von einem Mitglied des Forschungsteams umgesetzt. Alle Kurzbefragungen im Feld wurden als Tonbandaufzeichnung festgehalten und im Anschluss transkribiert. In Kapitel „Übersicht Datenmaterial“ wird das erhobene Material entlang der Kategorisierung in PZI, Gruppendiskussion und Kurzbefragung dargestellt.

Im Rahmen der Datengewinnung fanden darüber hinaus mehrere offene, unstrukturierte und nicht-teilnehmende Beobachtungen statt. Diese wurden hauptsächlich während Online-Treffen umgesetzt. Die wissenschaftliche Beobachtung wird als „Datenerhebungsmethode [beschrieben], bei der sich die Beobachterin bewusst (mit den ihr zur Verfügung stehenden fünf Sinnen) an die Orte des Geschehens begibt, an denen sie ihre Daten erheben möchte“ (Thierbach/Petschick 2014: 855). In unserem Fall erwiesen sich die „Orte des Geschehens“ als virtuelle Begegnungen der Weizer Fachkräfte des Sozialbereichs. Auch diese waren aufgrund der COVID19-Pandemie gezwungen, Vernetzungstreffen in den virtuellen Raum zu verlegen. Obwohl Online-Treffen eine der Pandemie geschuldete „natürliche (Arbeits-)Situation“ für die Beobachteten darstellten, ist aus Forscher*innen-Sicht festzuhalten, dass Beobachtungen im virtuellen Raum den

¹ Die zur Anwendung gekommenen Transkriptionsregeln sind im Anhang ausgewiesen.

Fokus stark auf das Gesagte lenken. Somit konnte nicht – wie bei Beobachtungen sonst üblich – eine Fülle an Sinneseindrücken erhoben werden. Allerdings muss positiv hervorgehoben werden, dass die virtuelle Abhaltung fachlicher Austauschforen die Teilnahme für Forschende erleichtert, da die Überwindung räumlicher Distanzen entfällt. Die Beobachtungen wurden von Forschenden gruppenübergreifend durchgeführt. Die dabei entstandenen Beobachtungsprotokolle standen allen drei Forschungsgruppen für die Analyse zur Verfügung. Zum Auswerten wurde ebenfalls die GT herangezogen.

Beim Anbahnen der Interviewtermine oder zur detaillierten Informationsbeschaffung erfolgten zusätzlich Telefonate oder E-Mail-Konversationen. Einige der Telefonate wurden als Gedächtnisprotokolle festgehalten, um sie für die nachfolgende Auswertung zur Verfügung zu haben. Im nachfolgenden Kapitel wird das erhobene Material nochmals übersichtlich und systematisiert dargelegt.

3.3. Übersicht Datenmaterial

Winkler Lea

Um möglichst valide Daten zu generieren, wurde in der vorliegenden Forschungsarbeit triangulativ gearbeitet. Verschiedene Methoden und vielfältige Erhebungsinstrumente dienten dazu, die Sichtweisen diverser Interviewpartner*innen aus unterschiedlichen Kontexten einzufangen. Folglich kann auf ein umfangreiches Datenmaterial verwiesen werden, welches aus acht Protokollen und 49 Interviews besteht²:

- 5 Fachveranstaltungsprotokolle
- 3 Gedächtnisprotokolle
- 1 E-mail-Konversation
- 3 Gruppendiskussionen (Fachkräfte³)
- 6 Gruppendiskussionen (Jgdl.)
- 2 Problemzentrierte Interviews (Fachkräfte)
- 1 Problemzentriertes Interview (Jgdl.)
- 33 Kurzbefragungen (Jgdl.)
- 3 Kurzbefragungen (Erwachsene/Eltern)
- 1 Kurzbefragung (Fachkraft)

² Vereinzelt wurden Interviewpassagen der Forschungsgruppe zu Innovationen herangezogen, welche an der differenzierten Kennung des Datenmaterials (z.B. Expert:in_1) erkennbar sind.

³ In Bezug auf die Interviews mit Fachkräften ist anzumerken, dass diese teilweise in einer Doppelrolle auch als Elternteile ihre Wahrnehmungen schilderten.

Zum Sampling zählen Jugendliche und junge Erwachsene zwischen dem 10. und 30. Lebensjahr, im Bezirk tätige Fachkräfte und Erwachsene/Eltern. Die Erhebung des Datenmaterials erfolgte in unterschiedlichen Regionen des Bezirks und erfasste die Perspektiven aus mehreren ruralen Gemeinden (Albersdorf-Prebuch, Anger, Mitterndorf, Mortantsch, Passail, Ratten, Rollsdorf) sowie aus urbaneren Gemeinden (Weiz, Gleisdorf). Wie sich im nachstehenden Unterkapitel zeigt, wurde die Datenauswertungsmethode dem vorliegenden Datenmaterial entsprechend gewählt.

3.4. Datenauswertung

Winkler Lea

Zur Auswertung der erhobenen Daten wurden alle Interviews nach vordefinierten Regeln transkribiert (siehe Anhang). Anschließend erfolgte die Interpretation im Sinne der GT anhand der regelbasierten Methode des Kodierens (vgl. Breuer et al. 2018: 8). Dabei ging es um die genaue Betrachtung und das Deuten des Datenmaterials sowie die Systematisierung der vorhandenen Findings (vgl. ebd.: 248-252). Konkret wurde beim Kodieren einer Textstelle ein Kode (Stichwort, Begriff) zugeordnet, der auf ein Phänomen des Gegenstandsbereiches verweist (vgl. Seel/Hanke 2015: 810). Das Kodieren basierte demnach auf der Grundlage einer gedanklichen Auseinandersetzung mit empirischen Materialien, wobei einzelfallübergreifende Charakteristika herausgearbeitet und sprachlich benannt wurden, um aus dem alltagstheoretisch aufbereiteten Datenmaterial eine sozialwissenschaftliche Konstruktion zu erarbeiten. Dementsprechend wäre es nicht zielführend das Gesagte in anderen Worten wiederzugeben, vielmehr sollten Begriffe gefunden werden, die wesentliche Aspekte des Gegenstandes auf einer allgemeineren respektive abstrakteren Ebene erfassen. Um eine multiperspektivistische Betrachtung auf die Deutungen und Konzeptbildung zu ermöglichen, gestaltete sich das Kodieren als offener und selbstreflexiver Gruppenprozess. Unterschiedliche Deutungen der Forschungsgruppe wurden diesbezüglich nicht als Fehler bewertet, sondern als Chance aus den unterschiedlichen Verstehenshintergründen neuartige Konzept-Ideen zu entwickeln (vgl. Breuer et al. 2018: 248f.).⁴

Zur begrifflichen Erläuterung ist festzuhalten, dass **Kodes** beim offenen Kodieren aus den Abstraktions- und Benennungsideen der Phänomene im Datenmaterial entwickelt wurden. Aus diesen Kodes entstanden durch Zusammenfassung, Fokussierung und Selektion im Laufe des Prozesses die sogenannten **Kategorien**. Diese zeichnen sich einerseits durch ihre Gegenstandsnähe aus, stellen andererseits Idealisierungen sowie Abstraktionen dar und bringen gleichzeitig das Wesentliche sprachlich treffend zum Ausdruck. Die erarbeiteten Kategorien wurden anschließend anhand von Eigenschaften und Dimensionen ausdifferenziert. Ein **Konzept** in der GT meint einen

⁴ Ein besonders sensibles Vorgehen verlangte die Datenauswertung der Kurzbefragungen. Um einer verkürzten Sichtweise vorzubeugen und eine Subjektorientierung trotz der intuitiven Vorgehensweise zu ermöglichen, war die Perspektivenvielfalt der Forschungsgruppe leitgebend.

verallgemeinernden Sprachausdruck in Bezug auf subsumierte empirische Phänomene (vgl. Breuer et al. 2018: 253f.). Beginnend mit einem auftauchenden Phänomen wurden weitere ähnliche Phänomene im Material gesucht und miteinander verglichen, um das Konzept genauer zu bestimmen. Dadurch entschied sich, ob aus der Empirie eine Theorie entstehen kann (vgl. Baur/Blasius 2014: 466f.).

Strauss unterscheidet zudem drei Modi des Kodierens, „offenes, axiales und selektives Kodieren“ (vgl. Strauss 1991: 57ff. zit. n. Baur/Blasius 2014: 465). Im Rahmen der vorliegenden Forschung kamen zwei dieser Kodierformen verschränkt zum Einsatz. Das **offene Kodieren** ermöglichte ein Aufbrechen des Datenmaterials, wobei kurze Textpassagen mit Codes versehen wurden (vgl. Breuer et al. 2018: 256). Um thematische Zugänge zu den Daten zu schaffen, wurden relevante Materialstücke ausgewählt und detailliert analysiert. Die „line by line“ Analyse ermöglichte es, Textpassagen sequenziell zu betrachten und selbstverständliche Inhalte des Manifesten auf weitere Sinndimensionen hin aufzubrechen. Das ganze Datenmaterial „line by line“ zu analysieren, war aufgrund beschränkter Kapazitäten nicht möglich, weshalb die Daten auch überflogen wurden, bis etwas Neues, Aufmerksamkeitserregendes auftauchte, was genauerer Untersuchung bedarf (vgl. Baur/Blasius 2014: 465f.). Beim offenen Kodieren ging es nicht darum die „wahren“ Bedeutungen der Zeilen zu erkennen, sondern die Forschungsarbeit zu „öffnen“ und Interpretationen zuzulassen. Entscheidend war diesbezüglich keine Paraphrasierungen des Gesagten vorzunehmen, sondern theoretische Kategorien zu generieren (vgl. Strauss 1998: 58f.). Sich anfänglich von der Ebene der Daten zu lösen, gestaltete sich als schwierigster Schritt im Kodierprozess. Die Forscher*innen stellten sich daher selbst die Fragen, was an konkreten Textstellen thematisiert wird, was für die Forschungsfrage(n) relevant ist und welches Handlungsproblem aufgezeigt wird (vgl. Baur/Blasius 2014: 458-466). Die aktive Leistung als Forscher*in und die theoretische Sensitivität können diesbezüglich ausschlaggebend sein. Letzteres stellt ein Gespür dafür dar, wie über Daten und theoretische Begriffe nachzudenken ist (vgl. Strauss 1998: 49). In einem weiteren Arbeitsschritt, dem **axialen Kodieren**, wurden diese Codes in einer Tabelle zu Kategorien zusammengefasst, um das jeweils betrachtete Phänomen zu erklären. Die Zusammenhänge innerhalb der Kategorien wurden in der vorliegenden Masterarbeit in Bezug auf „Phänomen“, „Ursache“, „Strategie“ und „Konsequenz“ hin exploriert, um theoretische Konzepte und anschließend eine Theorie zu entwickeln. Fokussiert wurden jene Phänomene, die für die Bearbeitung der Forschungsfragen relevant erschienen (vgl. Baur/Blasius 2014: 467).

4. Theoretische Grundlagen und Begriffsdefinitionen

Altrogge Julia, Jović Karin, Moser Johannes, Winkler Lea

Um die Untersuchungsergebnisse in einen adäquaten theoretischen Rahmen zu setzen und erforderliche Begriffseingrenzungen durchzuführen, erfolgte die Auseinandersetzung mit Erkenntnissen aus relevanten sozialwissenschaftlichen Disziplinen. Allerdings soll an dieser Stelle nochmals betont werden, dass die GT, auf deren Grundlage die vorliegende Forschungsarbeit erfolgte (vgl. Kapitel „Methodischer Hintergrund“), auf eine gegenstandsbezogene Theoriebildung abzielt. Das bedeutet, es geht in der Auswertung und Analyse um das Aufspüren von Theorien, die dem Datenmaterial innewohnen. Insofern tauchte das Forschungsteam in einem ersten Schritt ohne theoretische Vorannahmen in das empirisch erhobene Material ein. Erst im Laufe des zirkulären Forschungsvorgehens kam es zur Verknüpfung mit theoretischen Konzepten und Wissensbeständen. In den nachstehenden acht Unterkapiteln werden die unterschiedlichen theoretischen Felder und die Auseinandersetzung damit abgebildet.

4.1. Aufwachsen und Sozialisation

Altrogge Julia

Eine qualitative Untersuchung des Aufwachsens von Jugendlichen im Bezirk Weiz berührt unweigerlich unterschiedliche Fragen der Sozialisation. Dabei kann auf eine große Bandbreite vorhandener Theorien aufgebaut werden, welche in Auszügen und in Bezug auf die Forschungsfrage in diesem Kapitel vorgestellt werden.

Den frühen Theorien zur Sozialisation ging es stark um die Frage, wie Zusammenhalt in der Gesellschaft entsteht und auch unter veränderten Bedingungen erhalten bleiben kann (Simmel 1890; Durkheim 1902). Historischer Hintergrund waren die veränderten gesellschaftlichen Verhältnisse im Zusammenhang mit der Industrialisierung. Durkheim beschrieb eine „socialisation méthodique“ (Durkheim 1902 zit. n. Veit 2015: 20), und meint damit „alle Praktiken, die zur Anpassung an die bestehende Ordnung führen“ (Veith 2015: 20). Das Interesse an der Sozialisationsthematik wurzelte so gesehen im Wunsch nach Stabilität bzw. Einflussnahme auf die Herausbildung zukünftiger „gesellschaftlich handlungsfähiger Subjekte“ (vgl. Geulen 2001: 1.746).

Die Sozialisationsforschung hat sich heute vom Verständnis der Sozialisation als Prozess des Erwachsenwerdens, der „Normalbiografie“, welche in der Erwerbsarbeit mündet, losgelöst und spricht unter den spätkapitalistischen Lebensbedingungen von einer „lebenslangen Sozialisation“ (Reutlinger 2015: 606).

Habermas zeichnete das Idealbild einer Sozialisation in einer demokratischen Gesellschaft mit gerechter Ressourcenverteilung und gleichen Chancen. Dies sei für alle Mitglieder ein geeignetes Umfeld für die Entwicklung zu teilhabenden Subjekten mit ausgeprägter „kommunikativer Kompetenz“ (vgl. Hurrelmann 2012a: 22).

Bourdieu (1993) versteht „Jugend“ als unterteilt in zwei Gruppen mit völlig unterschiedlichen Ausgangsbedingungen: die Studierenden und die arbeitenden Jugendlichen. Die divergierenden Startbedingungen für Menschen aus den oberen Gesellschaftsschichten und jenen bildungsfernerer Mittel- bzw. Unterschichten führen demnach dazu, dass die einen ein verlängertes „Bildungsmoratorium“ (Böhnisch/Lenz 2009: 61), gespickt mit anregenden Erfahrungsquellen und förderlichen persönlichen Kontakten genießen können, während für die zweite Gruppe der Druck nach ökonomischer Einbindung in den Arbeitsprozess steigt (vgl. Bourdieu 1993: 137 zit. n. Heinzlmaier 2021: 50f.).

Globalisierung, Digitalisierung, neoliberale Politik und freie, unregulierte Marktkräfte werden zusätzlich als Bedrohung wahrgenommen, welche die Gefahr einer „strukturellen Überflüssigkeit“ aller nicht effizienten Lebensbereiche mit sich führt (vgl. Reutlinger 2009: 79). In Bezug auf die Vergesellschaftung stehen aktuelle Sozialisationsprozesse so betrachtet unter einem schlechten Stern. Es scheint, dass sich die Gesellschaft von Individualist*innen in Gewinner*innen und Verlierer*innen spaltet.

Grundlegende Bedingung für eine Entwicklung der Persönlichkeit innerhalb einer Gemeinschaft mit ihren Normen und Werten sei aber v.a. die Interaktion mit anderen Individuen. Schon George Herbert Mead sah den Menschen nur zum Teil durch die sozialen Vorgaben seines Umfelds geprägt und gebunden (vgl. Mead 1934 zit. n. Veith 2015: 23). Viel stärker wirke sich ein vorhandenes reflexives Bewusstsein aus, sowie die Fähigkeit sich mittels Sprache und Gestik in wechselseitigen Beziehungen über ihre Kooperation, ihre Normen und Werte zu verständigen (vgl. ebd.: 23).

Aktuelle Forschungen beschreiben diesbezüglich, dass bereits Kinder aktiv am gesellschaftlichen Miteinander teilhaben. Wurde es unter einer Vorannahme einer „Asymmetrie der generationalen Ordnung“ (Gräsel et al. 2015: 122) bis dato als Aufgabe der Erwachsenen gesehen, Kinder auf das Leben vorzubereiten, seien es hingegen die Kinder selbst, die in Form „kompetenter Gefügigkeit“ (ebd.: 125) den Sozialisationsprozess erleichtern oder torpedieren können. Dadurch lasse sich auf eine bereits durch Kinder geleistete Verarbeitung sozialer Erwartungen schließen (vgl. ebd.: 125f.).

Die Sozialwissenschaft beschäftigt sich neben der Frage, welche gesellschaftlichen Bedingungen und Risiken für eine gelingende Individuation relevant sind, mit der Erforschung der Interaktion zwischen Individuum und Umwelt unter konkreten materiellen, kulturellen und sozialen Bedingungen. Hurrelmann bezeichnet diese Auseinandersetzung des Individuums mit den von außen einwirkenden Anforderungen als „produktiv“ und meint damit eine „aktive [...] Tätigkeit eines Menschen bei der Aneignung und Verarbeitung seiner natürlichen Anlagen und seiner sozialen und physischen Umweltbedingungen“ (Hurrelmann 2012a: 52).

Heindrihof und Röken kritisieren an Hurrelmanns „Modell der produktiven Realitätsverarbeitung“ (Hurrelmann 2012a: 42-75.), dass es herrschaftliche Beeinflussung und Steuerung des Sozialisationsprozesses unter den Maximen des Spätkapitalismus unterschlage und es allein dem Subjekt, seinen individuell vorhandenen Ressourcen und Kompetenzen, zuschreibe ein integriertes Gesellschaftsmitglied zu werden (vgl. Heindrihof/Röken 2020: 8). Auch Kurt Lüscher (2021: 99) weist auf die implizite Hierarchie der Ebenen Soziales – Persönliches hin und fordert, nicht normativ von

gelingender oder misslingender Sozialisation auszugehen, ohne den Umgang mit Differenzen, Widersprüchen bzw. die Unterdrückung derselben zu berücksichtigen. Wird von einem Imperativ zu lösender Entwicklungsaufgaben für das Individuum ausgegangen, werde zudem die sozialpolitische Verantwortung des Staates für günstige Sozialisationsbedingungen übersehen und Erfolg oder Misserfolg dem Einzelnen zugeschrieben (vgl. Heindrihof/Röken 2020: 9).

Laut Böhnisch und Lenz stehen sich individuelle und hegemoniale Ansprüche unter den Auswirkungen des Marktkapitalismus widersprüchlich gegenüber und lösen eine innere Dynamik aus, welche die beiden Autoren mit dem „Konzept der Lebensbewältigung“ beschreiben (vgl. Böhnisch/Lenz 2009: 40). Für sie ist biographische Handlungsfähigkeit des Subjekts der Motor des Sozialisationsprozesses (vgl. ebd.: 34).

„Das Streben nach Handlungsfähigkeit wird also im Modell der Lebensbewältigung operationalisiert, mit dem es möglich ist, tiefenpsychische Antriebsdynamiken und soziale Konstellationen aufeinander zu beziehen, sodass die personale Eigendynamik genauso thematisiert werden kann, wie der gesellschaftliche – institutionell und lebensweltlich vermittelte – Aufforderungscharakter der Bewältigung“ (ebd.: 64).

Um das Gefühl eines psychosozialen Gleichgewichts zu erlangen, brauchen Menschen die Möglichkeit, einen Selbstwert zu entwickeln, indem sie soziale Anerkennung erhalten und sich als selbstwirksam erleben. Unter entgrenzten Lebens- und Arbeitsbedingungen des Spätkapitalismus mit prekären Dienstverhältnissen und schlechter Bezahlung bleibe das Streben nach Anerkennung ein täglicher Kampf. Dieser verschärfe sich durch den Anspruch, das gesamte Leben der Berufsarbeit unterzuordnen und erhöht den somatischen Druck (vgl. ebd.: 65). Kinder seien sozialisatorisch direkt von den „Bewältigungsspielräumen“ der Eltern betroffen. Jugendliche spüren die Erwartung, aus der Schulzeit möglichst rasch ins Erwerbsleben überzutreten, auch wenn auf dem Arbeitsmarkt keine*r auf sie warte (vgl. Heinzlmaier 2021:42f).

Das Individuum hoffe vergeblich auf sozialstaatliche Führung und sei zur permanenten Selbstorganisation aufgefordert. Erfolg oder Misserfolg von sozialer Integration und Identitätsfindung obliegen dem „kompetenten Akteur“ (Böhnisch/Lenz 2009: 62), werden jedoch auch von der individuellen Lebenslage bzw. der Qualität des Milieus mitgeformt (vgl. ebd.: 65).

Die gesellschaftliche Seite von Böhnischs Interesse beleuchtet also das Leben unter den Vorzeichen der Entgrenzung von Arbeit und Privatleben. Die Zweite Moderne setze die Menschen einerseits frei, böte aber andererseits keine adäquaten Bedingungen für eine sichere, erfüllende Entwicklung und stehe „zu ausdrücklich unter dem Zeichen der gemeinsamen Bewältigung der Lebenslast“ (Mennicke 1928: 283 zit. n. Böhnisch 2015: 26). Aus vermeintlicher Chance entwickle sich daher zunehmend Risiko und Orientierungslosigkeit. Die Lebensphasen Kindheit, Jugend, Erwachsene*r, Senior*in seien fließend geworden, institutionelle Rahmung und traditionelle Sicherheiten lösen sich auf. Dies habe zur Folge, dass es nicht um eine kontinuierliche Entwicklung einer singulären, stabilen Identität gehen kann, deren Abschluss mit Erreichen des Erwachsenenalters angenommen wird, sondern um eine lebenslange Serie von Bewältigungsherausforderungen (vgl. Böhnisch et al. 2009: 27f.).

Böhnischs Konzept bietet über Hurrelmanns Modell hinausgehend Erklärungen für die Entstehung persönlicher Bedürfnisse und Interessen und wie diese gleichzeitig gesellschaftlich bedingt sind. Es leistet zudem einen bedeutsamen handlungstheoretischen Beitrag, indem es sich mit der subjektiven Bedeutsamkeit und den Botschaften beschäftigt, die hinter bestimmten Handlungsweisen, insbesondere abweichendem Verhalten, stecken.

Die Verknüpfung der Konzepte Lebensbewältigung (Böhnisch) und Aneignung (Deinet) bilden den sozialisationstheoretischen Hintergrund für die Untersuchung sozialräumlicher Bewegungen und Bedürfnisse von Jugendlichen im Bezirk Weiz (vgl. Kapitel „Sozialräumliche Aneignungsprozesse von Jugendlichen im Bezirk Weiz“). Gerade Heranwachsende nutzen den öffentlichen Lebensraum als „Experimentierraum für die Erprobung sozialer Rollen und normativer Grenzen“ (ebd.: 120). Dadurch werden sie zum einen im Vergleich zu anderen Bevölkerungsgruppen besonders sichtbar, zum anderen ist die Qualität ihres Aufwachsens stark von den sie umgebenden Sozialräumen beeinflusst.

4.1.1. Ausgrenzung und intersektionale Überlegungen

Jović Karin

Wie im vorangehenden Abschnitt dargelegt zeichnet sich das aktuelle Verständnis von Sozialisation durch seine Prozesshaftigkeit aus und betont damit Sozialisation als Entwicklung, die Menschen über alle Lebensalter hinweg begleitet (vgl. Kapitel „Aufwachsen und Sozialisation“). Dabei finden Individuen für ihre Einordnung in gesellschaftliche Verhältnisse ungleiche Rahmenbedingungen und damit einhergehend ungleiche Handlungsoptionen in Bezug auf die Lebensgestaltung vor (vgl. Kapitel „Sozioökonomische Ungleichheiten“). Theoretische Bezüge über hinderliche Aspekte in Bezug auf das Aufwachsen zu beleuchten, erscheint angesichts der handlungsleitenden Forschungsfrage unerlässlich, wobei im Folgenden auf Ausgrenzung fokussiert wird.

Laut Stichweh (2009: 29f.) kann die Unterscheidung von Inklusion und Exklusion sozialtheoretisch mit Rückgriff auf die soziologischen Paradigmen Mitgliedschaft, Solidarität und Sozial-/Disziplinierung begründet werden.

„Wir behandeln Gesellschaft als Kommunikation und gehen unter dieser Voraussetzung davon aus, dass die Unterscheidung von Inklusion und Exklusion die Frage der Bezeichnung oder der Adressierung von Personen in Sozialsystemen betrifft. Eine solche Adressierung findet entweder statt oder es fällt auf, dass sie nicht erfolgt [...]. Kommunikative Akte der Adressierung können Mitgliedschaft zusprechen oder abweisen; sie können die Aktivierung oder Verweigerung von Solidarität deutlich machen, und schließlich kann in ihnen das Moment der Kontrolle und der Disziplinierung hervortreten“ (ebd.: 30).

Den Ausführungen von Kastl (2018: 672-675) zufolge fasst der Begriff Inklusion aus systemtheoretischer Sicht lediglich die Einbeziehung in gesellschaftliche Funktionssysteme (z.B. Wirtschaft, Recht, Politik) und erscheint somit als „Strukturprinzip moderner, differenzierter und sich als demokratisch verstehender Gesellschaften“ (ebd.: 675). Die strukturelle Zugänglichkeit zu sozialen Systemen hat allerdings wenig Aussagekraft über

faktische Teilhabemöglichkeiten, noch erlaubt sie Rückschlüsse auf Anerkennung, Beziehungsdichte und Kohäsion – alles zentrale Elemente im aktuellen Inklusionsdiskurs. Insofern wird trotz inhaltlicher Zusammenhänge für eine differenzierte(re) Begriffsverwendung von Inklusion, Integration und Teilhabe (Partizipation) plädiert. Integration bezieht sich auf Art/Ausmaß der Eingebundenheit in soziale Beziehungen bzw. des Zusammenhalts, während Teilhabe den Aspekt der Beteiligung an gesellschaftlichen Gütern wie z.B. Bildung, Mitbestimmung, Prestige ausdrücken soll (vgl. ebd.: 672-675).

In der vorliegenden Arbeit wird von (sozialer) Ausgrenzung gesprochen. Die Rückkopplung an diesen Begriff ist besonders im Konnex mit der empirischen Fragestellung der Perspektiven ausgrenzungsgefährdeter Jugendlicher im Bezirk Weiz zu sehen.

4.1.1.1. Diskriminierende Verhältnisse durch Differenzordnungen

Bei Diskriminierung „handelt es sich [...] um ein komplexes, soziales Phänomen, das mit der Gesellschaftsgeschichte, der Gesellschaftsstruktur sowie der Verfasstheit von Organisationen und Institutionen eng verschränkt ist“ (Scherr 2018a: 273). Gomolla (2016: 73) subsumiert unter sozialer Diskriminierung „Praktiken der Herabsetzung, Benachteiligung und Ausgrenzung [...], die gegen Angehörige bestimmter Gruppen bzw. Gruppen gerichtet sind“. Damit wird zur Re-/Produktion und Verfestigung bestehender Privilegien dominanter Gruppen im Hinblick auf gesellschaftliche Ressourcen sowie Vorteilen hinsichtlich Gestaltungsmöglichkeiten in der Lebensführung beigetragen (vgl. ebd.).

Kategorisierung und Bewertung von Menschen anhand spezifischer Gruppenmerkmale stellen laut Legge und Mansel (2012: 495f.) den Ausgangspunkt von Diskriminierung dar. Die Kategorisierungen sind kontextabhängig und spiegeln in einer Gesellschaft vorherrschende normative Standards wider (vgl. ebd.). Dabei ergeben sich Differenzen als „Resultate sozialer Konstruktionen“ (Lutz/Wenning 2001: 21 zit. n. Mecheril/Plößer 2018: 286), weil sie erst in Interaktionen der Subjekte, also durch deren alltägliche Praxis von Zuschreibung und Differenzsetzung, entstehen (vgl. Plößer 2021: 739f.). Allerdings wird „[d]ie soziale Produziertheit von Differenz, ihre Kontingenz und Konstruiertheit [...] verdrängt bzw. als natürlich ausgegeben“ (Plößer 2010: 220f.).

Diskriminierende Verhältnisse werden Gomolla (2016: 74) zufolge sozialwissenschaftlich und juristisch auf individueller, interaktionaler, institutioneller und struktureller Ebene verortet. Vorurteile und Stereotypisierungen scheinen wesentlich zur Meinungsbildung über Menschen beizutragen, denen die Zugehörigkeit zu einer Gruppe zugeschrieben wird (vgl. Czollek et al. 2019: 33). Der zuvor beschriebene Kategorisierungsprozess basiert häufig auf Stereotypisierungen, also verallgemeinerten Überzeugungen über Merkmale einer Gruppe, die dann Einzelnen zugeschrieben werden, anstatt individuelle Eigenschaften wahrzunehmen (vgl. Legge/Mansel 2012: 504). Während Stereotype laut Gomolla (2016: 75) als kognitive Konzepte zu sehen sind, die Denken und Verhalten gegenüber sozialen Gruppen formen, handelt es sich bei Vorurteilen um „unfaire, zumeist negativ voreingenommene Einstellungsmuster“ (ebd.).

„Und wengleich Vorurteile und Diskriminierung in keinem einfachen Kausalitätsverhältnis stehen, da nicht jedes Vorurteil diskriminierendes Verhalten nach sich

zieht und umgekehrt nicht jedem diskriminierenden Akt eine abwertende Einstellung vorausgeht, so zeigt der Zustimmungsgrad zu den abwertenden Einstellungen gegenüber unterschiedlichen Gruppen viel über den Zustand einer Gesellschaft, die betriebenen Ausgrenzungslogiken und ihre normative Orientierung“ (Legge/Mansel 2012 496f.).

Weins (2004: 46) sieht in der Förderung sozialer Durchmischung im Sinne eines In-Kontakt-Kommens gesellschaftlich verschieden verorteter Individuen eine Möglichkeit, Diskriminierung entgegenzuwirken. Dies wird auf die Kontakthypothese gestützt, die „in ihrer einfachsten und am häufigsten verwendeten Variante [behauptet], daß [sic!] Kontakte zwischen Mitgliedern unterschiedlicher Gruppen zu einem Abbau von Vorurteilen führen“ (ebd.). In diesem Zusammenhang liegen unterschiedliche Studienergebnisse vor, aber für Deutschland bestätigen mehrere empirische Untersuchungen im Zeitraum von 1997 bis 2001 die angenommene Kausalbeziehung (vgl. ebd.: 46-50).

Als institutionelle Diskriminierung kann die ungleiche Behandlung von Menschen durch offizielle Einrichtungen gefasst werden, die auf bestehenden Prozessen oder Verfahrensvorschriften beruht (vgl. Fereidooni 2011: 23 zit. n. Amman/Kirndörfer 2018: 73). „Dabei werden die Mechanismen institutioneller Diskriminierung auf der Ebene von *Organisationen* und der in Organisationen tätigen *Professionen* verortet“ (Gomolla 2016: 77, Herv. i. O.). Laut Gomolla (2016: 78) müssen dabei keine Vorurteile oder Diskriminierungsabsichten bei involvierten Personen vorliegen. Strukturelle Diskriminierung erlaubt keine Rückschlüsse auf Institutionen, sondern bildet sich in einer historisch gewachsenen und sozialstrukturellen Verdichtung von Diskriminierungsverhältnissen ab (vgl. ebd.). Wesentlich erscheint, dass „[n]icht jede Differenz [...] gleichbedeutend mit sozialer Ungleichheit [ist]. Verschiedenartigkeit ist nicht Verschiedenwertigkeit“ (Schwinn 2007: 272). Differenzordnungen sind sozialstrukturell als relevant zu erachten, sofern eine Wirkmacht auf die Ungleich-/Verteilung von Lebenschancen und Ressourcen vorliegt (vgl. Weiß et al. 2001: 18 zit. n. Schwinn 2007: 272).

Insgesamt spricht sich Plößer (2021: 741) für eine differenzsensible Haltung aus, da „Menschen [...] durch ihre Eingebundenheit in Differenzordnungen bestimmte Bedürfnisse, Interessen, Fähigkeiten und Kompetenzen“ (ebd.) im Sozialisationsprozess entwickeln. Daher müssen Differenzen auch als identitätsbildend an-/erkannt werden. Eine kritische Haltung und kontinuierliche Auseinandersetzung sind jedoch erforderlich, da Differenzen in Differenzordnungen eingebettet sind. Mit der Anerkennung von Differenzen wird zeitgleich der normative Charakter von Differenzordnungen bestätigt und damit sind u.U. Diskriminierungen verbunden (vgl. ebd.: 741-745).

4.1.1.2. Intersektionalität

Legge und Mansel (2012: 495f.) führen aus, dass eine Vielzahl von Gruppen von Diskriminierung betroffen ist und demnach Ungleichbehandlung an verschiedenen Gruppenmerkmalen wie bspw. Geschlecht, Alter, Beeinträchtigung, soziale Herkunft, Nationalität/Ethnizität/Kultur oder sexuelle Orientierung anknüpfen kann. Gabbert (2007: 124) zufolge können „[p]rinzipiell [...] alle Merkmale, die Menschen unterscheiden, Grundlage

für Statuspositionen sein“. In diesem Kontext wird Status⁵ als Wert einer sozialen Position verstanden, den eine Gesellschaft ihm beimisst.

In Zusammenhang mit Differenzordnungen erscheint unumgänglich auf Intersektionalitätsansätze zu verweisen, auch wenn diesbezüglich kein einheitliches Konzept besteht (vgl. Czollek et al. 2019: 32; Riegel 2012: 41-44). Grundlegend und den unterschiedlichen intersektionalen Perspektiven gemein ist, dass „Individuen [...] im Hinblick auf unterschiedliche Dimensionen situiert [sind]. Die Kombination dieser führt zu einer spezifischen sozialen Positionierung“ (Zwengel 2018: 97). Zentral erscheint dabei, dass bestehende Differenzmarkierungen nicht unabhängig voneinander bestehen, sondern sich in wechselseitigen Wirkungen und Abhängigkeiten zueinander befinden und dadurch verschiedenförmige Ungleichheiten erzeugen (vgl. Riegel 2012: 40-42).

Sowohl in theoretischen als auch empirischen Zusammenhängen werden diese Überschneidungen (Intersektionalitäten) schnell sichtbar. In den nachstehenden beiden Kapiteln werden zwei Differenzkategorien – Armut und Nationalität/Ethnizität/Kultur – herausgegriffen und theoretische Grundlagen für die Einbettung der empirischen Befunde des Kapitels „Perspektiven ausgrenzungsgefährdeter Jugendlicher im Bezirk Weiz“ herausgearbeitet.

4.1.2. Armut mit Fokus auf Jugendarmut

Jović Karin

Armut erscheint einerseits als „zeitlose“ Tatsache, die Menschen historisch über unterschiedlichste Gesellschaftsformationen hinweg begleitet (vgl. Huster et al. 2008: 13). Andererseits handelt es sich um ein globales Phänomen, welches auch in wohlhabenden Staaten anzutreffen ist (vgl. Dimmel et al. 2014: 9). Dabei ist der Armutsbegriff als politisch-normativ zu verstehen (vgl. Boeckh 2008: 288; Butterwegge 2013: 221) und lässt „sich bloß äußerst schwer und nicht ein für alle Mal definieren [...], weil kein Grundkonsens aller Gesellschaftsmitglieder darüber existiert, was man hierunter subsumieren kann“ (Butterwegge 2011: 13).

Mit Bezugnahme auf das vorherrschende Bild einer Wissensgesellschaft stellen Dittmann und Goebel (2018: 31) derzeit eine Tendenz fest, Armut als Bildungsarmut zu interpretieren. Exemplarisch führen sie damit vor Augen, dass gesellschaftliche Entwicklungen und allgemein der Zeitgeist in die Auffassung von Armut(sbildern) einfließen. Damit wird auch die zeitliche Begrenzung von Armutdefinitionen verdeutlicht (vgl. ebd.).

⁵ Laut Gabbert (2007: 124) handelt es sich bei Status im Gegensatz zu sozialer Wertschätzung vielmehr um Ansprüche der Statusinhaber*innen auf bestimmte Verhaltensweisen ihnen gegenüber, wodurch die Verbindung von Machtverteilung und Statusposition sichtbar wird.

4.1.2.1. Jugendarmut – Forschungsstand

Im Rahmen der vorliegenden Forschungsarbeit erscheint vor allem Jugendarmut⁶ relevant, um die handlungsleitende Forschungsfrage nach dem Aufwachsen von Jugendlichen im Bezirk Weiz ganzheitlich zu beleuchten. Allerdings verweist die Literatur im deutschsprachigen Raum mehrmals auf eine bestehende Forschungslücke hinsichtlich der Armutsbetroffenheit von Jugendlichen und damit einhergehenden Implikationen. Insgesamt konstatiert Bakic (2014: 211) zwar ein Aufgreifen der Thematik in neueren Publikationen, bemängelt dabei aber eine generalisierte Betrachtungsweise, die stark an Kinderarmut orientiert ist und somit zu wenig auf Spezifika des Jugendalters eingeht. Jugendliche stehen in dieser Lebensphase zahlreichen Anforderungen gegenüber (vgl. Kapitel „Herausforderungen des Jugendalters“), die als Abgrenzungskriterien zum Lebensabschnitt Kindheit herangezogen werden. Dies bedeutet auch, dass es einen gesonderten Blick auf die Zusammenhänge und Auswirkungen von Armut(sbetroffenheit) bei Jugendlichen erfordert.

Eine aktuelle Untersuchung von Groh-Samberg (2018) liefert Aufschlüsse über das Armutsrisiko bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland. Eine zentrale Erkenntnis ist eine – v.a. im vergangenen Jahrzehnt beobachtbare – signifikante Zunahme der Armutsbetroffenheit der 15- bis 30-jährigen. Diese stellen die Gruppe mit dem höchsten Armutsrisiko dar. Am meisten trifft Armut junge Menschen aus unteren sozialen Schichten und steht im Zusammenhang mit geringer Qualifizierung, prekären Arbeitsverhältnissen und Arbeitslosigkeit. Zudem wird eine hohe Pfadabhängigkeit festgestellt, d.h. frühe Armutserfahrungen in dieser sensiblen Übergangsphase erhöhen das Armutsrisiko im Lebensverlauf (vgl. ebd.: 127-129). Angesichts derartiger empirischer Belege erscheint es notwendig, Maßnahmen sowohl in der Forschung als auch in der medialen/politischen Kommunikationspraxis zu setzen, um eine Sensibilisierung gegenüber der Lebenslage (potenziell) armutsbetroffener Jugendlicher zu erreichen.

4.1.2.2. Ursachen und Folgen von Armutserfahrungen in jungen Jahren

Trotz des Bedarfs nach jugendspezifischer Armutsforschung verweist Lutz (2015: 18) auf den verbindenden Verlauf der Lebensphasen Kindheit und Jugend. In diesem Alter besteht eine Abhängigkeit von Eltern. Auch Butterwegge (2013: 222) sieht einen engen Zusammenhang von Kinder- und Jugendarmut und familiären Konstellationen: Niedriges Einkommen oder Tod der Eltern, Alleinerziehenden- oder Mehrkindhaushalte sowie Familien mit Migrationsbiografie können Armutsbetroffenheit bedingen (vgl. ebd.). Hierzu ergänzt Borg-Laufs (2015: 321), „dass Eltern in Armutslagen häufig in für die Sozialisation ihrer Kinder wichtigen Elternfunktionen beeinträchtigt sind“. Dies äußert sich bspw. bei der Begabungsförderung, dem Umfang bzw. der Qualität des familiären sozialen Netzwerks, Misshandlung bzw. Vernachlässigung von Kindern⁷ oder darin,

⁶ Die nachfolgenden Darlegungen fußen größtenteils auf Literatur mit Bezug auf Deutschland. Aufgrund der ähnlichen Rahmenbedingungen auf Makroebene werden die Erkenntnisse auch für österreichische Verhältnisse als relevant erachtet.

⁷ „Erst wenn weitere Risikofaktoren [zur Armutslage] hinzukommen (zum Beispiel junge Eltern, geringes Bildungsniveau, Drogenprobleme etc.) steigt das Risiko für Kindesmisshandlungen deutlich an“ (Borg-Laufs 2015: 322).

dass weniger oft externe Unterstützung nachgefragt wird. Wichtig erscheint, dass die Armutssituation Erziehungskompetenz und familiäre Beziehungen nicht per se negativ beeinflusst, aber als Stressor zu Verschlechterungen führen kann (vgl. ebd.: 321f.).

Mit zunehmendem Alter gewinnen weitere Faktoren an Bedeutung wie bspw. die Bildungsbenachteiligung aufgrund eines sozial wenig durchlässigen Bildungssystems, Erfahrungen des Scheiterns am Übergang zwischen Schule und fortführender Ausbildung bzw. Arbeitsleben, Beschäftigung in prekären und schlecht entlohnten Arbeitsverhältnissen (vgl. Zander 2021: 411). Auch der Auszug aus dem Elternhaus kann einen Faktor in puncto Armutsgefährdung darstellen, bedarf Groh-Samberg (2018: 123-125) zufolge allerdings eine differenzierte Betrachtung: Junge Menschen aus meist wohlhabenden Haushalten erfahren trotz Verlassen des Elternhauses häufig weiterhin umfangreiche Unterstützung durch die Eltern (vgl. ebd.).

In Bezug auf die Folgen von Armutsbetroffenheit gibt Zander (2021: 402f.) einen komprimierten Überblick zu materiellen und immateriellen Benachteiligungen, die empirische Studien der Kinderarmutsforschung in Deutschland belegen:

- Die materielle Grundausrüstung weist eine Unterversorgung – wie bspw. hinsichtlich Ernährung, Verfügbarkeit witterungsgemäßer Kleidung, adäquater Wohnverhältnisse – aus.
- Es können vermehrt gesundheitliche Beschwerden (z.B. häufigere Berichte über Bauch- und Kopfschmerzen, schlechtere Zahngesundheit) beobachtet werden.
- Beeinträchtigungen von sozialen Kontakten und Gleichaltrigenbeziehungen finden u.a. Ausdruck in einer gering(er)en Anzahl an Freund*innen und weniger Gelegenheiten, Peerbeziehungen aufzubauen.
- Arme Kinder erfahren Einschränkungen bei Bildungs- und Erfahrungsmöglichkeiten, da bspw. Nachhilfe nicht finanzierbar ist, Eltern kaum bei Aufgabenstellungen unterstützen (können), die außerschulische Angebotslandschaft kaum/nicht genutzt wird und/oder keine familiären Urlaube stattfinden.
- Die Entwicklung individueller Neigungen und Fähigkeiten ist eingeschränkt, weil z.B. Mitgliedsbeiträge für Sportvereine fehlen oder Ausgaben für andere Hobbies nicht finanzierbar sind.
- Die Armutsbetroffenheit schränkt die Teilhabechancen ein und verursacht Mithalte-Stress mit den Peers sowie ein geringes Selbstbewusstsein (vgl. ebd.).
- Kromer und Horvat (2014: 427) stellen eine kausale Verbindung zwischen Geld- und Gefühlsarmut fest und fassen das Lebensgefühl als „arm dran sein und arm drauf sein“ (ebd.: 426) zusammen.

Für Jugendliche werden durch Armutserfahrungen ähnliche Benachteiligungen entlang derselben Lebenslagen beschrieben. Die nachfolgende knappe Ausführung von Benz (2008: 386) führt einige Parallelen zu der obigen Auflistung vor Augen:

„Mit zunehmendem Alter werden materielle Mangellagen für Kinder und Jugendliche immer bedeutender, etwa wenn ›Markenzwang‹ bei Kleidung zum Thema wird, Mobiltelefone mittlerweile zum Kommunikationsstandard geworden sind, Vereinsmitgliedschaften am Beitrag und viele Freizeitangebote am Preis scheitern, wenn zu Geburtstagen nicht mehr eingeladen wird.“

Als weitere Konsequenzen jugendlicher Armutslagen werden zudem vermehrte Konflikte mit Gleichaltrigen und Eltern, ein geringer ausgeprägtes Selbstwirksamkeitsgefühl sowie psychische Auffälligkeiten (depressive Symptome, Scham, Neid und Angst vor sozialer Desintegration) genannt (vgl. Borg-Laufs 2015: 322). „Arme Jugendliche hätten weniger Zeit für sich und mehr familiäre Pflichten, liefen Gefahr, ausgeschlossen zu werden, und hätten es schwerer bei der familiären Ablösung“ (Zander 2021: 410). Gerade die Beeinträchtigung der sozialen Kontakte zu Peers kann aufgrund der Bedeutung von Gleichaltrigenbeziehungen und angesichts anstehender Entwicklungsaufgaben in dieser Lebensphase (vgl. Kapitel „Lebensphase Jugendalter“) als besonders gravierend erlebt werden und das Wohlbefinden der Jugendlichen behindern.

Abschließend kann sowohl für Kinder als auch für Jugendliche festgehalten werden, dass lange Armutphasen bzw. chronische Armut mit einem erhöhten Risiko von Deprivation einhergehen und daher besonders negativ auf Entwicklungschancen junger Menschen wirken können (vgl. ebd.: 404). „Umgekehrt gelingt es manchen Familien jedoch auch, trotz materieller Armut Kindern ein Aufwachsen im Wohlergehen zu ermöglichen“ (Benz 2008: 386). In einer Untersuchung zu Kinderarmut geben befragte Kinder an, „dass es nicht so schlimm sei, wenn man keine Spielsachen oder Handy besitzt, Hauptsache es gebe Eltern bzw. FreundInnen [sic!]“ (Kromer/Horvat 2014: 427).

4.1.2.3. Schutzfaktoren und Bewältigungsstrategien

Die Armutsbewältigung in jungen Jahren hängt bei Jugendlichen – ähnlich wie bei Kindern im Volksschulalter – von mehreren Faktoren ab, wie Zander (2021: 409) ausführlich. Dazu zählen „der familiäre Umgang mit Armut, das Erleben in der Schule, die Beziehung zu Gleichaltrigen und die Ermöglichung von Freizeitaktivitäten“ (ebd.). Borg-Laufs (2015: 326f.) benennt folgende Unterstützungsmomente für junge Menschen im Umgang mit Armutserfahrung(en):

- persönliche Kompetenzen der Kinder und Jugendlichen
- soziale Einbindung in Familie, Peergroups und/oder geeigneten Netzwerken
- infrastrukturelle Ressourcen im Stadtteil und in Institutionen.

Hinsichtlich der sozialen Einbindung untersuchen Chassé und Rahn (2005) jüngere Jugendliche⁸ mit ökonomisch benachteiligten Lebensbedingungen und die Bedeutung von Gleichaltrigenbeziehungen. Dabei wird eine als Brücke bezeichnete Beziehungskonstellation positiv – sowohl als Ressource als auch als Bewältigungsmuster – dargestellt. Brücken schaffen Anschlussmöglichkeiten zu anderen sozialen Milieus und

⁸ Drei der vier im Beitrag geschilderten Befragten sind zwölf und eine Person 13 Jahre alt (vgl. Chassé/Rahn 2005: 149-157). Insgesamt war die Studie auf zehn- bis 13-Jährige ausgerichtet (vgl. ebd.: 148).

tragen somit zu einer konkreten Erweiterung von Lebenswelt, Erfahrungshorizont und gesellschaftlichen Partizipationsmöglichkeiten bei. Verlust von Freund*innenschaften mit Brückenfunktion (bspw. aufgrund getrennter Ausbildungswege) bedeutet im Umkehrschluss den Verlust sozialer, kultureller und materieller Ressourcen (vgl. ebd.: 149f.).

Aus psychologischer Sicht wurden Zander (2021: 406) zufolge zwei Bewältigungstypen im Kontext von Armutsbetroffenheit identifiziert. Zum einen werden Strategien gesucht, um das Problem (für sich) zu lösen. Zum anderen stellen Verdrängung bzw. Vermeidungshaltung eine Form der Bewältigung dar. Die Kinderarmutsforschung zeigt, dass Kinder auf Armutslagen mit der Senkung der eigenen Ansprüche, durch Rückzugsverhalten (auch in innere Welten), mittels Ersatzhandlungen (z.B. Abwertungen gewünschter Dinge, Kompensation durch Ersatzobjekte), durch Suchen nach (emotionaler) Unterstützung oder durch Entlastung nach außen reagieren. Die letztgenannte Bewältigungsstrategie birgt ein hohes Risiko für die Betroffenen selbst: Indem das Problem durch deviantes Verhalten (z.B. Aggression, kriminelle Handlungen) an die Umwelt weitergereicht wird (vgl. ebd.), kommt es u.U. zu einer Verschärfung der bereits bestehenden Ausgrenzungsdynamik, weil die Bewältigungsstrategie nicht als Hilferuf verstanden wird (vgl. Chassé/Rahn 2005: 154f.).

Gerade hinsichtlich dysfunktionaler Copingstrategien erscheint es aus Sicht von Fachkräften, die mit (potenziell) armutsbetroffenen jungen Menschen im Arbeitsalltag zusammentreffen, unerlässlich, die im vorigen Abschnitt dargelegte armutsbedingte Benachteiligungsspirale mitzudenken. Denn es sind „jene, die schwierige Startbedingungen im Heranwachsen haben, immer schon ein Mehr an Aufwand, an Energie, an Leistung, an nachweisbaren Erfolgen vorweisen müssen, um zumindest ›mittelmäßig‹ akzeptiert zu werden“ (Bakic 2014: 209). Selbst bei Fachkräften – v.a. Lehrpersonal – erfordere es dahingehend mehr Sensibilisierung, da aufgrund der Mittelschichtzugehörigkeit oftmals Wissen und/oder Verständnis für soziale Realitäten armutsbetroffener Menschen fehle und so soziale Benachteiligungen mitunter nicht erkannt werden (vgl. Butterwegge 2013: 219). Gerade hinsichtlich der psychisch-emotionalen Auswirkungen von Armut stellt laut Kromer und Horvat (2014: 427) ein Sozialnetzwerk einen maßgeblichen Resilienzfaktor für armutsbetroffene Kinder dar. Emotional unterstützende Bezugspersonen können neben (erweiterten) Familienangehörigen und Freund*innen auch Lehrpersonen und sonstige Fachkräfte wie z.B. Jugendarbeiter*innen sein.

Nachfolgend werden Aspekte im Kontext natio-ethno-kultureller Differenzkategorien – zusammengefasst unter dem Stichwort Migration – beleuchtet. Wie sich zeigt treten dabei Überschneidungen mit der soeben dargelegten Armutsthematik zutage.

4.1.3. Migration – Aspekte von Nationalität, Ethnizität und Kultur

Jović Karin

In Bezug auf Migrationsbewegungen wird nicht nur eine Zunahme, sondern auch eine zirkulierende Fließrichtung sowie ein Diversifizierungsprozess wahrgenommen (vgl. Han 2016: 1). Diversifizierung bezieht sich in diesem Zusammenhang auf die feststellbaren

unterschiedlichen Arten der Migration (vgl. ebd.: 2), die sich auf eine gesteigerte internationale Mobilität und eine Transnationalisierung des Alltags zurückführen lassen (vgl. Riegel 2021: 434). Derartige migrationsgesellschaftliche Entwicklungen wirken auf individuelle Lebenswelten ein, weshalb der Thematik im Sinne der handlungsleitenden Forschungsfrage nach dem Aufwachsen von Jugendlichen hohe Relevanz zukommt – unabhängig davon, ob die Jugendlichen eine Migrationsbiografie⁹ aufweisen oder nicht.

Im – wissenschaftlichen und fachlichen – Diskurs zeichnet sich ein kritischer(er) Umgang hinsichtlich der bisherigen Auslegung des Phänomens Migration ab. So wird bspw. von Kaloianov (2021: 160-163) ein anderes Begriffsverständnis ein-/gefordert und damit einhergehende Implikationen ausgeführt. Die kritische Auseinandersetzung des Autors mit einem Verständnis von Migration als „Bewegung, Ortswechsel, Lebensmittelpunktverlegung“ (ebd.: 162) führt die Überfokussierung auf den Wanderungsaspekt vor Augen und damit zum Plädoyer, Migration als das zu verhandeln was sie ist „nämlich ein Nexus von Wandern und Niederlassen“ (ebd.: 163). Denn Menschen „verlassen ihr angestammtes [...] Bezugssystem und wandern in ein anderes Land mit fremdem Bezugssystem, um dort Aufnahme und Zugehörigkeit zu finden“ (Han 2016: 205).

Erst die konkrete Hinwendung zum Aspekt des Niederlassens führt laut Kaloianov (2021: 163-165) zu einer „*full vision*“ (ebd.: 164, Herv. i. O.), einer vervollständigten Realität von Migration. Daher – so lautet die Schlussfolgerung – „beschäftigt sich der Begriff Migrationsgesellschaft mit den durch die Wanderungsbewegungen ausgelösten Veränderungsprozessen innerhalb der Gesellschaften“ (ebd.: 165). Riegel (2021: 429f.) unterstreicht die Notwendigkeit, die Lebensrealitäten von allen unter diesen Bedingungen lebenden Menschen zu untersuchen und nicht den Fokus nur auf jene zu richten, die als „Migrationsandere“ gelesen werden.

Den Ausführungen der Arbeitsgemeinschaft (AG) Migrationsgesellschaft der Österreichischen Gesellschaft für Soziale Arbeit, kurz: ogsa (2021: 11f.) zufolge wird die Migrationsgesellschaft von Macht- und Herrschaftsverhältnissen durchdrungen und gerahmt. Dabei werden Differenzen, Zugehörigkeiten und Hierarchien entlang verschiedener Kategorien strukturiert. Die soziale Konstruktion Menschen mit Migrationsbiografie entsteht über kulturalisierende/rassistische Zuschreibungen und transportiert, verfestigt und reproduziert eine auf sozial konstruierten Normalitätsvorstellungen basierende Rangordnung. Die öffentliche Debatte verstärkt zudem Ängste und Voreingenommenheiten gegenüber Menschen, die als „Migrationsandere“ gelesen werden. Insgesamt resultiert daraus für Betroffene häufig eine Lebensrealität, die von rassistischen Diskriminierungen sowie von strukturellen/institutionellen Benachteiligungen durchzogen ist (vgl. ebd.).

⁹ In dieser Arbeit wird der Begriff Menschen mit Migrationsbiografie verwendet, um an die eigene bzw. familiäre Erfahrungswelt mit dem Phänomen der Migration der Adressierten anzuknüpfen. Fallweise findet auch der von Mecheril (2010: 17) geprägte Begriff „Migrationsandere“ Anwendung. Dies erfolgt mit dem Bewusstsein, dass die Markierung von Menschen anhand der Differenzkategorie Nationalität/Ethnizität/Kultur zur Reproduktion bzw. Verfestigung bestehender hierarchischer Gesellschaftsbedingungen beitragen kann. Da ein weitestmöglich sensibler Umgang diesbezüglich angestrebt wird, wird der Begriff „Migrationsandere“ in dieser Arbeit in Anführungszeichen geführt. Dies soll an die notwendige Hinterfragung dieser Zuschreibung und den dazu bestehenden Bildern der Lesenden erinnern.

Die Schlechterstellung in dieser gesellschaftlichen Hierarchie sieht Kaloianov (2021: 169) als empirisch belegt und spricht von einem „Ankommen *von unten*“ (ebd., Herv. i. O.). „Auch in Deutschland ist diese neue Unterklasse bereits ethnisch stratifiziert“ (Neckel/Körper 1997: 318 zit. n. Böhnisch/Funk 2013: 109) lautet eine derartige Feststellung, die bereits über zwei Jahrzehnte zurückliegt und die Persistenz gesellschaftlicher Ungleichheits- und Machtverhältnisse unterstreicht. Dieser hartnäckigen Beständigkeit der Hierarchisierung entlang der Differenzkategorie Nationalität/Ethnizität/Kultur soll mit dem Begriff Postmigrationsgesellschaft Rechnung getragen werden, da strukturelle Benachteiligungen und rassistische Diskriminierungen über mehrere Generationen von migrantisch markierten Menschen erfahren werden (vgl. o.g.a AG Migrationsgesellschaft 2021: 12). „Das Postmigrantisches verweist also [...] vor allem provokativ auf eine Gesellschaft, die versäumt, ihre Realität anzuerkennen, nämlich eine Postmigrationsgesellschaft zu sein“ (ebd.).

4.1.3.1. Rassistisch motivierte Diskriminierung

Eng verbunden mit Zuschreibungen im Kontext Nationalität, Ethnizität und Kultur stehen rassistisch motivierte Diskriminierungen und Abwertungen. Rassistischer Diskurs produziert durch die Kategorisierung von Bevölkerungsgruppen aufgrund natürlich¹⁰ und damit unabänderlich dargestellter physiologischer/kultureller Unterschiede ein hierarchisches Macht- und Herrschaftsverhältnis (vgl. Bühl 2016: 18 zit. n. Batur 2021: 55). „Der ideologische Gehalt dieser Konstruktion liegt darin, dass sie dem Ausschluss einer Gruppe von den materiellen und kulturellen Reichtümern der Gesellschaft Legitimation verleiht und definiert, wer zu Gemeinschaft, Nation, Volk o.Ä. gehört“ (Batur 2021: 56). Dabei können strukturelle, institutionelle und/oder individuelle rassistische Praktiken sowohl jene Menschen treffen, die eine originäre Migrationserfahrung gemacht haben, aber häufig auch jene, die über ihre Familiengeschichte mit Migration/-serfahrungen in Berührung kommen (vgl. Czollek et al. 2019: 235).

Amman und Kirndörfer (2018: 64-68) stellen in einer Untersuchung zu Jugendlichen mit Migrationsbiografie verschiedene Dimensionen des Rassismus fest. So kommt phänotypischen Merkmalen in der sozialen Praxis der Zugehörigkeitszuschreibung ein großer Stellenwert zu. Ebenso können Sprache oder Religion Anknüpfungspunkt für rassistisch motivierte Diskriminierung darstellen. Die beiden letztgenannten lassen sich den Autorinnen zufolge auch unter der Dimension kultureller Rassismus subsumieren. Hierunter

„werden [...] Ausgrenzungen gefasst, die sich auf Differenzen oder vermeintliche Differenzen zwischen selbst- oder fremddefinierten Kollektiven beziehen, deren Lebensweisen als statisch, unveränderbar und vor allem miteinander unvereinbar gelten und zudem in kausale Zusammenhänge gebracht werden“ (ebd.: 67).

Rassistische Diskriminierung kann auf verschiedenen Ebenen verortet werden, wie Fernandes Sequeira (2015: 35) festhält: „Rassismus ist gleichzeitig ein systemisches, strukturelles und zwischenmenschliches Phänomen, das Menschen abwertet“. Das Kapitel „Diskriminierende Verhältnisse durch Differenzordnungen“ enthält eine

¹⁰ Es wurde bereits dargelegt, dass es sich bei Differenzordnungen um soziale Konstruktionen handelt (vgl. Kapitel „Diskriminierende Verhältnisse durch Differenzordnungen“).

Darstellung der Unterschiede von Diskriminierungsmechanismen auf verschiedenen Ebenen.

In der Studie von Amman und Kirndörfer (2018: 68-72) werden zudem verschiedene Erscheinungsformen rassistischer Diskriminierung sichtbar, mit denen die befragten Jugendlichen mit Migrationsbiografie konfrontiert sind:

- nonverbal (z.B. Fremdkategorisierung durch Blicke),
- verbal (teils schwere Diskriminierungen, die beiläufig und selbstverständlich ausgesprochen werden),
- in Humor verpackt (ernstgemeinte negative bzw. abwertende Äußerungen werden unter dem Deckmantel von Humor möglich) sowie
- physische Gewalt/-androhungen (vgl. ebd.).

Rassismuserfahrungen können laut Fernandes Sequeira (2015: 494) sowohl physische und psychische Auswirkungen entfalten und auf soziale Beziehungen Einfluss nehmen. „Der soziale Ausschluss, Mangel an Transparenz und Inklusion, der versperrte Zugang zu Chancen, die diffusen Ängste und die mögliche Traumatisierung durch rassistische Gewalt erschweren das Wohl des Körpers und der Psyche“ (ebd.). In diesem Zusammenhang wird auf mangelnde Sensibilisierungs- und Präventionsarbeit in Bezug auf Rassismus verwiesen (vgl. ebd.: 495), denn Mecheril (2007: 14) zufolge sei es für Betroffene nicht leicht über erlebte Diskriminierung zu sprechen. Der Autor konstatiert „eine strukturelle Abwehr des Sprechens über Rassismuserfahrungen, die eine doppelte Abwehr ist“: Jene, die von Rassismus betroffen sind, müssten sich den erfahrenen Abwertungen, Verletzungen und ihrer Deprivilegierung stellen. Diejenigen, die von den durch Rassismus erzeugten Machtverhältnissen profitieren, müssten ihre symbolischen und faktischen Privilegien offenlegen (vgl. ebd.). Ogette (2020: 21f.) führt zudem ins Feld, dass Rassismus moralisch belastet zu sein scheint. Niemand will als rassistisch agierende*r Akteur*in gesehen werden. Paradoxe Weise führt das Ansprechen eines rassistischen Vorfalls dann häufig dazu, dass dies als Diffamierung aufgefasst wird und es derart schnell zu einer Umkehr von Täter*innen-Opfer-Rolle kommt (vgl. ebd.).

Fernandes Sequeira (2015: 496) ergänzt aus psychologischer Perspektive, dass die Verinnerlichung von Rassismus Betroffenen im Umgang damit helfen kann. So wird Rassismus verdrängt, verharmlost, verschwiegen oder selbst rassistisches Verhalten gegenüber anderen Gruppen ausgeübt (vgl. ebd.). Die Strategien von Jugendlichen im Umgang mit rassistischen Diskriminierungserfahrungen reichen nach Amman und Kirndörfer (2018: 85-95) von defensiv bis offensiv. Darunter zählen verdrängen, ignorieren, Assimilationsforderungen nachkommen (z.B. Erlernen der Sprache), vorausseilende Charmeoﬀensive, Relativierung (z.B. rückwirkend Diskriminierungserlebnisse anders darstellen; Abstumpfung durch häufiges Erleben einer Diskriminierung), Konfliktvermeidung, Analyse/Dekonstruktion, offensive Konfliktklärung und Solidarität (vgl. ebd.).

4.1.3.2. Mehrfachzugehörigkeiten

Jugend ist vor dem Hintergrund der Pluralisierung und Individualisierung vielfältig geworden (vgl. Mecheril/Hoffarth 2009: 240). Dies führt dazu, dass auch in den Sozialwissenschaften längst von Jugendlichen im Plural gesprochen wird (vgl. Kapitel „Sozioökonomische Ungleichheiten“). Trotz dieses Wissens kommt es sowohl im öffentlichen, wissenschaftlichen als auch im pädagogischen Diskurs oft zur Hervorhebung der Differenzkategorie Nationalität/Ethnizität/Kultur (vgl. Riegel 2021: 430f.). Hierzu halten Böhnisch und Lenz (2014: 257) ebenfalls fest, dass „kaum eine Sozialgruppe in unserer Gesellschaft etikettiert und typisiert“ wird wie Menschen mit Migrationsbiografie. Aus der Sicht von Mecheril und Hoffarth (2009: 244) geht es dabei v.a. um das Thematisieren von „Wir“ und „Nicht-Wir“. Denn „Migration problematisiert Grenzen. Dies sind nicht so sehr die konkreten territorialen Grenzen, sondern eher symbolische Grenzen der Zugehörigkeit“ (ebd.).

Obwohl die Frage der Zugehörigkeit für alle Menschen bedeutsam ist, wird der besondere Stellenwert „für diejenigen, die als Andere kategorisiert und nicht als zugehörig anerkannt werden“ (Riegel/Geisen 2010: 8) unterstrichen. Jugendliche mit hinterfragter Zugehörigkeit müssen sich hegemonialen Differenzstrukturierungen und -diskursen stellen, dazu Position beziehen wie bspw. gegenüber dem allgegenwärtigen Integrationsnarrativ (vgl. Riegel 2021: 436f.) oder kritischer formuliert dem Integrationsimperativ¹¹ (vgl. Gouma 2013).

Die Zugehörigkeit(en) von Jugendlichen mit Migrationsbiografie werden als prekär beschrieben, was sich auch in der Omnipräsenz der Frage nach ihrer Zugehörigkeit äußert (vgl. Riegel/Geisen 2010: 8f.). Stimmen aus der Migrationssoziologie plädieren dafür, „[a]nstelle ›kulturelle Differenzen‹ einseitig zu dramatisieren, [...] auch andere gesellschaftliche Differenzierungslinien sowie Strukturkategorien wie Klasse und Geschlecht in den Blick“ (Grimmig 2016: 58) zu nehmen.

Untersuchungen von Jugendlichen im Kontext von Migration erfordern laut Riegel (2021: 429f.) besondere Sensibilität und es gilt die Lebensrealitäten aller Jugendlichen – unabhängig von Herkunft respektive Migrationsbiografie – unter migrationsgesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu betrachten. Den Fokus einzig auf diejenigen zu legen, die als „Migrationsandere“ gelesen werden, würde zur Reproduktion bestehender und diskriminierender Gesellschaftsordnungen beitragen (vgl. ebd.: 430). In der Migrations- und Jugendforschung ist eine Tendenz zu verorten, dass v.a. Aspekte wie Delinquenz, Gewalt, politischer bzw. religiöser Fundamentalismus aufgegriffen werden, wodurch negativ konnotierte gesellschaftliche Zuschreibungsprozesse gegenüber Jugendlichen mit Migrationsbiografie befördert werden (vgl. Riegel/Geisen 2010: 16).

Allerdings führen Mecheril und Hoffarth (2009: 245) aus, dass „[a]doleszente Erfahrungen in der Migrationsgesellschaft [...] nicht allein, aber in einer bedeutsamen Weise von

¹¹ Gouma (2013) zufolge gründen Vorstellungen über Integration vielmals auf der hinterfragbaren Annahme einer homogenen Gesellschaft, in welche das „Migrantische“ eingereiht, eben integriert, werden soll. Die Legitimität des Integrationsbegriffs geht darauf zurück, dass dieser entlang der Perspektiven und meist auch Interessen der Dominanzgesellschaft ausgerichtet ist und über die Wirkmächtigkeit einem Integrationsimperativ gleichkommt (vgl. ebd.).

Zugehörigkeitsordnungen strukturiert“ werden. Dabei setzen die Wirkungen mancher Zugehörigkeitsordnungen, insbesondere Geschlecht, Klasse und Nationalität/Ethnizität/Kultur, biografisch betrachtet früh ein und prägen die Erfahrungswelt, Alltagsverständnisse und Sinnstrukturen sowie die Praxisformen der Menschen (vgl. ebd.).

(Migrations-)Gesellschaft ist aber in Macht- und Herrschaftsverhältnisse eingebettet, demzufolge Nicht-/Zugehörigkeit immer vor dem Hintergrund hegemonialer Strukturordnungen auszuhandeln ist und ausgehandelt wird (vgl. Riegel 2021: 432).

„Zugehörigkeitsordnungen sind Ordnungen hegemonialer Differenz, in ihnen wird folgenreich unterschieden, in ihnen lernt man sich kennen, in ihnen bilden sich Routinen des Körpers, der Sprache, des Denkens aus, die den eigenen Platz in einer sicher nicht starren, aber gut gesicherten Reihe von hierarchisch gegliederten Positionen wiedergeben“ (Mecheril/Hoffarth 2009: 246).

Über den Zeitverlauf veränderte Bezeichnungen von „Ausländer*innen“ hin zu bspw. „Menschen mit Migrationshintergrund“ vermögen nach Mecheril und Rigelsky (2010: 61) jedoch nicht, die Praxis bzw. die Mechanismen derartig machtvoll/hierarchisierend wirkender Unterscheidung aufzubrechen. Denn die Kategorisierung wird zeitgleich ein strategisch wichtiger Strukturierungsmoment, in dem den Bezeichneten unabhängig vom Vokabular eine symbolische, degradierende Position zugewiesen wird. Die regulative Kraft natio-ethno-kultureller Zugehörigkeitsordnungen wirkt – mit je unterschiedlichen Möglichkeitsräumen und Begrenzungen – auf beiden Seiten, auf jene, die als „Migrationsandere“ gelesen werden und auf jene, die der Dominanzgesellschaft zugeordnet werden (vgl. ebd.: 61-68). Hinsichtlich der Wirkmächtigkeit bestehender Zugehörigkeitsordnungen im Kontext Nationalität/Ethnizität/Kultur stellen Amman und Kirndörfer (2018: 99) fest, „dass Fremdkategorisierungen und Zuschreibungen im Alltagsleben der Jugendlichen [mit Migrationsbiografie] eine ganz erhebliche und negative Rolle spielen“.

Riegel und Geisen (2010: 8) bringen diesbezüglich einen wesentlichen Punkt ein: „Jugendliche sind jedoch nicht nur passiv diesen Zuordnungen und Positionierungen ausgeliefert, sie sind selbst an den Aushandlungsprozessen beteiligt, positionieren sich und werden positioniert.“ Soziale Aushandlung wirkt auf symbolische Zuschreibungen und Zugehörigkeiten, mit denen auch Zugang zu (Wirkungs-)Macht und sozialen Ressourcen verbunden sind. Das Jugendalter ist geprägt von sozialen Ein- und Ausgrenzungsprozessen (Gruppenbildungen) im Rahmen der Aushandlungen unter Gleichaltrigen oder jugendkulturellen Szenen. Dabei können Jugendliche mit Migrationsbiografie Ausgrenzungserfahrungen aufgrund bestehender natio-ethno-kultureller Zuschreibungen erleben, zeitgleich aber auch andere ausgrenzen bzw. an Ausgrenzungsprozessen anderer beteiligt sein (vgl. ebd.: 8-13f.). So lassen sich die von Mecheril und Hoffarth (2009: 254) beschriebenen lokalen Zugehörigkeiten erklären. Im Gegensatz zum dominanten Zugehörigkeitskontext basierend auf dem binären Unterscheidungskriterium mit bzw. ohne Migrationsbiografie können sich auf lokaler Ebene durch die lebensweltliche Praxis bedeutsame biografische Zugehörigkeitskontexte in unterschiedlichen (Sozial-)Räumen (z.B. in der Peer-Gruppe, im Sportverein, in der Wohnsiedlung) entwickeln (vgl. ebd.: 254f.). Demnach prägen Menschen mit Migrationsbiografie im Zuge ihrer Interaktion und Lebensführung verschiedene Milieus und Subkulturen, gestalten diese mit und tragen so zur Entstehung pluriformer, heterogener Sozialräume bei (vgl. Riegel/Geisen 2010:

11). Damit eröffnen sich für junge Menschen, die als jene mit Migrationsbiografie gelesen werden, neue und vielfältige Möglichkeiten der (Selbst)Verortung und der Selbstverständnisse (vgl. Riegel 2021: 431).

Ein Stück weit könnten dadurch gesellschaftliche „Wirklichkeiten“ herausgefordert bzw. „verstört“ werden: „Das Ausländerdispositiv¹² spiegelt das nationale Dispositiv“ (Mecheril/Rigelsky 2010: 66) und liefert somit Sicherheit in puncto Eigendefinition der Dominanzgesellschaft bzw. hinsichtlich der „Vorstellung des *nationalen Wir*“ (ebd.; Herv. i. O.).

„Adoleszente Erfahrungen in Familien, Schulklassen, in Stadtvierteln und Peer-groups ›mit Migrationshintergrund‹ [...] sind aber häufig natio-ethno-kulturell mehrwertig und geraten dadurch mit der offiziellen Zugehörigkeitsordnung, die auf Eindeutigkeit der Mitgliedschaftsverhältnisse [...], der Wirksamkeitsverhältnisse [...] und Verbundenheitsverhältnisse [...] in ein Spannungsverhältnis“ (Mecheril/Hoffarth 2009: 256).

Studien belegen die Mehrfachzugehörigkeiten und hybriden, flexiblen und kreativen Formen der (Selbst)Positionierung Jugendlicher (vgl. Riegel 2021: 435). So resümieren Amman und Kirndörfer (2018: 96) in ihrer Studie zu Jugendlichen mit Migrationsbiografie, dass deren „Leben [...] von Mehrfachbezüglichkeit und Ressourcenbewusstsein gekennzeichnet“ ist. „Selbstcharakterisierungen wie ›von allem etwas‹ verdeutlichen eine positive und selbstbewusste Interpretationsmöglichkeit der eigenen oder familiären Migrationserfahrungen und von Mehrfachzugehörigkeiten“ (Riegel 2021: 436). Damit beschädigen sie aber die „dichotome Unterscheidungsmöglichkeit zwischen Wir und Nicht-Wir“ (Mecheril/Hoffarth 2009: 256) und rufen mitunter Ängste und Misstrauen bei den als der Dominanzgesellschaft zugerechneten Gesellschaftsmitgliedern hervor (vgl. ebd.).

4.1.3.3. Ungleichbehandlung(en) durch die Zuschreibung als „Migrationsandere“

Die im vorigen Abschnitt dargelegten Feststellungen zu Mehrfachverortung(en) und pluralen Zugehörigkeiten von Jugendlichen mit Migrationsbiografie können als aktive, selbstermächtigende Antwort auf bestehende Fremdzuschreibungen interpretiert werden. Dennoch erfahren Menschen mit Migrationsbiografie Benachteiligungen in verschiedenen Lebensbereichen, auf die nun überblickshaft eingegangen werden soll.

Für die **Erwerbstätigkeit** in Österreich verweist der Expertenrat für Integration (2019: 45) auf eine höhere Arbeitslosenquote von Menschen mit nicht-österreichischer Staatsangehörigkeit (11,3% verglichen zu 6,7% von österreichischen Staatsangehörigen). Das deutlich niedrigere Medianeinkommen von Arbeitnehmer*innen mit nicht-österreichischer Staatsangehörigkeit (EU/EFTA-Staaten: 21.977€ und Drittstaaten 19.090€) im Jahr 2018 gegenüber österreichischen Staatsangehörigen (€ 27.749) wird mit einem niedrigeren Bildungsstand begründet (vgl. Expertenrat für Integration 2021: 39). Erklärungsansätze für das erhöhte Arbeitsmarktrisiko lauten wie folgt:

¹² Dispositive können als „Zusammenhang komplex und dynamisch aufeinander bezogener und voneinander abhängiger Elemente, ein Netz von interaktiven Praktiken, von institutionellen Mechanismen und Handlungseinsätzen, seien sie sprachlicher oder außersprachlicher Art, ein Netz, das machtvoll und strategisch ist“ (Mecheril/Rigelsky 2010: 63) verstanden werden.

„Die negativen Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt treffen verhältnismäßig mehr Menschen mit Migrationshintergrund, da sie überproportional in stark von Arbeitslosigkeit betroffenen Branchen und/oder in niedrigqualifizierten Bereichen beschäftigt sind“ (ebd.: 57).

Zeitgleich wird im Integrationsbericht 2021 hervorgehoben, dass aufgrund der Corona-Pandemie der Arbeitskräftemangel in bestimmten Branchen besonders deutlich hervorgetreten ist und demnach die Empfehlung lautet, verstärkt Flüchtlinge für die Mangelberufe Land- und Forstwirtschaft sowie im Bereich der Pflege und Betreuung auszubilden (vgl. ebd.). An dieser Stelle kann kritisch angemerkt werden, wie selbstverständlich Menschen mit Migrationsbiografie von Gremien wie dem Expertenrat für Integration arbeitsmarktpolitisch in diejenigen Bereiche gedacht bzw. kanalisiert werden, die von der autochthonen Bevölkerung mitunter wegen schwierigen Arbeitsbedingungen und/oder niedriger Entlohnung gemieden werden. Kaloianov (2021: 169) spricht von Menschen mit Migrationsbiografie als „gesellschaftlichem Bodenpersonal“ und meint damit jene, die gesellschaftlich unter(privilegiert)e soziale Ränge – und damit auch Arbeitsstellen – belegen. Damit verhelfen sie einem großen Teil der restlichen Bevölkerung zu einer „normalen“, bequem(er)en bzw. privilegiert(er)en Lebensführung (vgl. ebd.).

Im Hinblick auf die **Bildungsverläufe** verweist der Expertenrat für Integration (2021: 31) auf deutliche Hinweise einer sozialen und schulischen Segregation in Österreich, die sich aus den feststellbaren großen zahlen- und anteilmäßigen Unterschieden im Schulbesuch von Jugendlichen mit Migrationsbiografie je Schultyp ableiten lässt.

„Für die Mehrzahl der Schüler/innen [sic!] mit Migrationshintergrund ist es weniger wahrscheinlich, zum einen im Alter von 10 Jahren in einer AHS aufgenommen zu werden, und zum anderen aus einer Mittelschule in eine weiterführende Schule zu wechseln und auf diesem Weg die Hochschulreife zu erlangen. Der überproportional hohe Anteil an Jugendlichen mit nichtdeutscher Umgangssprache in Polytechnischen Schulen spricht dafür, dass diese weniger oft nach der 8. Schulstufe einen Bildungsabschluss aufweisen und eine Lehre aufnehmen“ (ebd.).

Im Integrationsbericht von 2019 wird zudem ausgeführt, dass im Schuljahr 2016/2017 Schüler*innen mit Migrationsbiografie (8,1%) in etwa drei Mal häufiger das Schulsystem vorzeitig ohne entsprechenden Pflichtschulabschluss abgebrochen haben als Schüler*innen ohne Migrationsbiografie (2,6%) (vgl. Expertenrat für Integration 2019: 75). Diese deutlich höhere Rate in puncto Bildungsabbruch bei Jugendlichen mit Migrationsbiografie kann als negative Weichenstellung für den Übergang ins Erwerbsleben gedeutet werden. Angesichts der Ausführungen zu erhöhter Armutsbetroffenheit von Jugendlichen mit geringen Qualifikationen (vgl. Kapitel „Jugendarmut – Forschungsstand“) werden hier die Überlagerungen der beiden Differenzkategorien Armut und Nationalität/Ethnizität/Kultur sichtbar.

Interessant erscheint die Verortung der Gründe für Bildungsabbrüche von Jugendlichen mit Migrationsbiografie seitens des Expertenrates für Integration (2019: 75): ökonomische Notwendigkeiten (Beitrag zum Haushaltseinkommen), familiäre Erwartungen (früher Berufseinstieg), sprachliche/schulische Probleme. Auch wenn die angeführte Aufzählung im Integrationsbericht 2019 nicht taxativ zu verstehen ist, bleibt der Aspekt institutioneller Benachteiligung im Schulsystem unausgesprochen. Das könnte daran liegen,

dass institutionelle Diskriminierung zum einen nicht leicht nachzuweisen ist und zum anderen noch viel zu wenig als Aspekt sozialer Ungleichheit und Unterdrückung wahrgenommen wird (vgl. Henry 2010 zit. n. Gomolla 2016: 74). Amman und Kirndörfer (2018: 74) stellen fest, dass „die meisten [befragten Jugendlichen mit Migrationsbiografie] doch auch viel über unmittelbare Ungleichbehandlungen direkt im System Schule zu erzählen“ haben. Die Erfahrungen beinhalten verschiedenste Situationen beginnend bei Lehrpersonal, dass sich unvertraute Namen der Schüler*innen nicht merkt oder keine Bereitschaft hat, Namen einigermaßen richtig auszusprechen über Andersbehandlung bei der Leistungsbeurteilung bis hin zum Ignorieren bzw. Nicht-Einschreiten bei rassistischer Diskriminierung unter Schüler*innen (vgl. ebd.: 74-76).

Unter dem Schlagwort **sozialräumliche Segregation** fasst Häußermann (2008: 335) die räumliche Konzentration von unterschiedlichen Bewohner*innengruppen. Dabei können verschiedene Merkmale (z.B. Klassen, Einkommen, Alter oder Migrationsbiografie) zu einer derartigen ungleichen Verteilung von Bevölkerungsgruppen im Stadtgebiet führen. Zu unterscheiden ist zwischen freiwilliger und unfreiwilliger Segregation, denn jenen Menschen mit mehr ökonomischem, sozialem und kulturellem Kapital stehen auch mehr Auswahloptionen offen (vgl. ebd.: 336). „Die Verbindung von ›sozialem Brennpunkt‹ und Zuwanderung wird insbesondere dann hergestellt, wenn Zugewanderte, die durch ihren sozialen Status und ihr Aussehen als solche markiert sind, das öffentliche Bild prägen“ (Wonisch 2017: 137).

In diesem Kontext taucht häufig der Vorwurf bzw. die Sorge um die Entstehung von „Parallelgesellschaften“ auf (vgl. Yildiz/Preissing 2017: 157), wobei Bukow (2007: 29-33) angesichts der migrationsgesellschaftlichen Realität die Diskussion darüber für überholt erachtet. „Der Begriff impliziert die Existenz institutionell geschlossener und wohl abgegrenzter, nebeneinander existierender Gesellschaften“ (Bukow et al. 2007: 13). Dabei hat sich (zumindest) in urbanen Räumen längst eine Vielzahl alternativer Formen des Zusammenlebens etabliert (vgl. Bukow 2007: 35). Am Beispiel eines Wiener Jugendzentrums, das über den Zeitverlauf aufgrund der Nutzer*innenbedürfnisse in eine Art Stadtteilzentrum mit verschiedenen sozialen Funktionen verändert wurde, zeigt Wonisch (2017: 137-139) auf, wie derartige Praktiken des Zusammenlebens entstehen. „Die Anerkennung von Diversität ist allerdings ein Lernprozess“ (ebd.: 143).

Dennoch werden durch Menschen mit Migrationsbiografie geprägte Stadtteile fast reflexartig als „Parallelgesellschaften“ oder „Problemviertel“ bezeichnet (Geisen et al. 2017: 5). In Bezug auf Ergebnisse einer migrationssensiblen Stadtforschung führen Bukow et al. (2007: 12) aus, dass diesbezüglich eine Fluidität bzw. Mobilität zu verzeichnen ist: Während in der Anfangsphase nach der Migration das Vertrauen auf Unterstützung durch Bekannte und familiäre Kontakte dazu führt, sich verstärkt in einer bestimmten Wohnumgebung niederzulassen, kommt es im Laufe der Zeit zu Quartierwechseln. Derart entsteht Platz für neu Zugewanderte. Die Verbleibdauer steht jedoch im Zusammenhang mit anderen strukturellen Faktoren wie bestehenden Aufstiegsbarrieren oder sozialen Benachteiligungen, die zu einer Platzierung von Menschen mit Migrationsbiografie am unteren Rand der Gesellschaft führen (vgl. ebd.). Daher fordern Yildiz und Preissing (2017: 171) eine Abkehr von der Dramatisierung von Lebensbedingungen und hin zu einer Perspektive, die

„das Leben in marginalisierten Stadtquartieren und die individuellen Lebenspraxen der Jugendlichen und Heranwachsenden im gesamtgesellschaftlichen und globalen Kontext verortet, diskutiert und unterschiedliche Aspekte wie strukturelle, lebensweltliche und zivilgesellschaftliche zusammenführt“.

Das Abstecken des Sozialisationsbegriffs und die Auseinandersetzung mit jenen für die vorliegende Untersuchung zentralen gesellschaftlichen Differenzordnungen führen im nächsten Schritt zur Darlegung von Bourdieus Habitus­theorie. Damit wird die Wirkmacht teils unbewusster bzw. verborgener sozialer Praxen bzw. Strukturen auf die Gestaltungsmöglichkeiten und Handlungsspielräume von Subjekten verdeutlicht.

4.2. Habitus­theorie

Moser Johannes

Im Folgenden findet sich eine Darstellung Bourdieus Habitus­theorie (1994). Für diese Arbeit wird differenziert in „Habitus“, „Feld“ und „Kapital“. Diese Ausführung ist für die handlungsleitende Forschungsfrage relevant, da unter Zuhilfenahme von Bourdieus Habitus­theorie Thesen für beobachtete Phänomene im Bezirk Weiz formuliert werden. So wird beispielsweise im Kapitel „Perspektiven ausgrenzungsgefährdeter Jugendlicher im Bezirk Weiz“ die tragende Rolle von den unterschiedlichen Kapitalformen ersichtlich.

4.2.1. Habitus

Den Habitus beschreibt Bourdieu (1994) als körperlich verankerte Struktur, die aus einigen Verhaltensschemata besteht. Bourdieu betitelt diese Sets als *Dispositionen*¹³, sie werden durch die Orientierung an Mitmenschen sozial gelernt und durch Wiederholungen schließlich internalisiert, bis sie zu einem psychosomatischen Gedächtnis werden (vgl. Bourdieu 1994: 183f. zit. n. Rehbein 2016: 88; Grunau 2017: 43f.). In diesem Kontext wird in drei Formen der Habitualisierung differenziert: Unbewusstes angewöhnen, explizite Weitergabe und „strukturelle Übungen“ (Fröhlich 1994: 39 zit. n. Rehbein 2016: 88).

Bourdieu betont die *Hexis*, also die körperliche Seite des Habitus wie folgt (vgl. Villa 2008: 204):

„Was der Leib gelernt hat, das besitzt man nicht wie ein wiederbetrachbares Wissen, sondern das ist man“ (Bourdieu 1987: 135 zit. n. Rehbein 2016: 89)

So bestimmt der Habitus nicht nur Einstellung, Geschmack, Wahrnehmung oder das Denken (vgl. Villa 2008: 205), durch ihn werden auch die alltäglichen Bewegungsabläufe, wie etwa die Art des Ganges, Körperhaltung oder Essens, beeinflusst. Dabei trägt der Habitus Rehbein (2016) zufolge zur Reproduktion sozialer Strukturen bei. Dies geschieht dadurch, dass unbewusst Situationen angestrebt werden, die der Entstehungssituation des Habitus ähneln. Für das Gehirn ist diese Abfolge

¹³ In dieser Arbeit werden Dispositionen synonym mit Handlungsmuster verwendet.

logisch, weil für bekannte Situationen bereits die erprobten Handlungsmuster verfügbar sind. Wichtig ist jedoch, dass der Habitus auch in neuen, unbekanntem Situationen Anwendung findet. Das ist darauf zurückzuführen, dass die begrenzte Zahl an Dispositionen eine unbegrenzte Zahl an situationsangepassten Praktiken hervorrufen kann (vgl. Rehbein 2016: 88-91). Der Habitus kann nach Bourdieu (1992a) als ein Geflecht bezeichnet werden, das flexibel genug ist, um auf jede Situation eines Individuums Einfluss zu nehmen. Gleichzeitig schränkt es den Spielraum an Handlungsmöglichkeiten ein – es ist ein „*System von Grenzen*“ (vgl. ebd.: 33 zit. n. Rehbein 2016: 90).

Der Habitus ist Villa (2008: 205) zufolge jedoch keineswegs ein statisches, unveränderliches Konstrukt. Vielmehr ist er ein dynamisches Geflecht, das sich im Laufe des Lebens im dauernden Wandel befindet und immer neue Schichten ausbildet (vgl. ebd.). Bezüglich der Plastizität des Habitus kommt es jedoch im Fachdiskurs zu unterschiedlichen Einschätzungen beziehungsweise Interpretationen Bourdieus Theorie. So schreibt Rehbein (2016), dass sich der Habitus nur schwerlich verändern lässt, ist er erst einmal ausgebildet (vgl. Bourdieu 1987: 113f. zit. n. Rehbein 2016: 90). Diese Trägheit des Habitus wird mit als Grund für den Generationenkonflikt gesehen: Für ältere Personen ist der Habitus jüngerer Generationen und dessen Entstehungsbasis nicht oder kaum nachvollziehbar und wird daher häufig negativ konnotiert (Bourdieu 1976: 170 zit. n. Rehbein 2016: 90).

4.2.2. Feld

Bourdieu (1992b) vergleicht soziale Felder mit einem Spiel (vgl. ebd.: 85 zit. n. Rehbein 2016: 103). Das Feld ist nach Bourdieu (1994) ein Geflecht aus Akteur*innen, die zueinander in Beziehung stehen und mit unterschiedlicher Macht ausgestattet sind. Alle beteiligten Akteur*innen versuchen die für sie bestmöglichen Gegebenheiten zu schaffen. Um dies zu erreichen, werden alle für das jeweilige Feld relevanten Ressourcen aufgebracht. Zu diesen Ressourcen zählt beispielsweise ein spezifischer Habitus, der für dieses Feld von Nutzen, ja gar notwendig ist, auf andere Felder aber nur bedingt anwendbar ist. Jedes Feld bestimmt für sich die gültigen „Regeln“, „Einsätze“ und „Interessen“. Durch die Aneignung dieser, für Außenstehende häufig nicht oder nur schwer nachvollziehenden Werte, bildet sich der oben genannte, notwendige Habitus und mit ihm auch ein Glauben, der von allen geteilt wird. Bourdieu bezeichnet diesen kollektiven Glauben als „*Illusio*“ (vgl. ebd.: 152f. zit. n. Rehbein 2016: 103). Gegebenenfalls wird auch versucht, die Regeln zu den eigenen Gunsten zu verändern (vgl. Rehbein 2016: 102-105). Hier findet sich eine wesentliche Differenzierung zum Spiel: Die Regeln sind nicht festgeschrieben, sie können sich verändern (vgl. ebd.).

4.2.3. Kapital

Kapital kann Rehbein (2016: 107f.) zufolge als die Beziehung von Habitus und Feld betrachtet werden. Der Habitus wird durch die ihm verfügbaren und am Feld als wertvoll angesehenen Kapitalien bestimmt. Wertvoll sind in diesem Kontext alle Aspekte, die zum

Ausbau des eigenen Handlungsspielraumes und zum Aufstieg der eigenen Stellung dienen. Da auch der Habitus an sich zur Verbesserung der Stellung beitragen kann, wird auch er als Kapital gezählt (vgl. ebd.). Grundsätzlich wird das Kapital in drei Kategorien differenziert:

- **Ökonomisches Kapital:** Darunter werden finanzielle Ressourcen und Besitztümer subsummiert (vgl. Abels 2020: 353).
- **Soziales Kapital:** Zum sozialen Kapital zählt Abels (2020: 353f.) das soziale Netz, also Bekannte, Verwandte, Freunde oder Stakeholder*innen, auf die zurückgegriffen werden kann und die gegebenenfalls unterstützen. Manche dieser Ressourcen, wie Familie stehen bereits ab der Geburt zur Verfügung. Andere Ressourcen wie Freundschaften oder Vereine müssen im Laufe des Lebens erarbeitet werden (vgl. ebd.).
- **Kulturelles Kapital:** Rehbein (2016: 108) beschreibt kulturelles Kapital als „*die Vertrautheit mit der herrschenden Kultur*“. Das kulturelle Kapital kann nach Bourdieu (1983) wiederum in die drei Kategorien des „objektivierten“, des „inkorporierten“ und des „institutionalisierten, kulturellen Kapitals“ differenziert werden. Zu dem objektivierten Kapital zählen beispielsweise Bücher oder produzierende Gegenstände wie beispielsweise eine Gitarre. Sie können zwar auch zum ökonomischen Kapital gezählt werden, dienen jedoch nicht einzig dem ökonomischen Zweck. Um bei dem Beispiel der Gitarre zu bleiben: Durch sie können beim Spielen Freude und Kultur erlebt werden (vgl. Bourdieu 1983: 185 zit. n. Gehrman 2019: 68). Das inkorporierte Kapital ist nach (Gehrman 2019: 68f.) nicht wie das objektivierte kulturelle Kapital sofort zu erkennen. Hier handelt es sich um Fähigkeiten und Wissen, welche sich eine Person aneignen muss. Exemplarisch kann hierfür das Spielen einer Gitarre oder das Wissen über Kunst genannt werden. Das inkorporierte Kapital kann demnach auch als Teil des Habitus bezeichnet werden (vgl. ebd.). Zertifikate wie Bildungsabschlüsse zählt Gehrman auch zum institutionalisierten Kapital. Sie dienen meist als Nachweis für bestimmte Kompetenzen. Daher steht das institutionalisierte Kapital häufig im direkten Zusammenhang zum inkorporierten, kulturellen Kapital (vgl. ebd.:69).

4.2.4. Zusammenschau

In Rehbeins (2016) Buch „Die Soziologie Pierre Bourdieus“ wird Bourdieus Habitus als zum Teil schwer veränderliches System beschrieben, welches gewohnte Strukturen reproduziert und dabei flexibel genug bleibt, Handlungsschemata für neue Situationen vorzugeben. Felder werden dabei als Räume beschrieben, in denen die Personen miteinander interagieren und in denen eigene Regeln herrschen. Kapitalien sind Güter und Ressourcen, denen ein gewisser Wert zugeschrieben wird. Kapital ist dabei in der Gesellschaft ungleich verteilt (vgl. Rehbein 2016).

Nachdem in diesem Abschnitt die relevanten Aspekte von Bourdieus Habitus Theorie erörtert werden, findet sich im folgenden Abschnitt eine Auseinandersetzung mit den Besonderheiten und Herausforderungen im Jugendalter.

4.3. Lebensphase Jugendalter

Winkler Lea

In Bezug auf die beforschte Jugendgeneration im Bezirk Weiz ist mitzudenken, dass diese von den jeweiligen, vor Ort gegebenen urbanen und ruralen Bedingungen, dem Habitus (vgl. Kapitel „Habitus“), den vorherrschenden gesellschaftlichen Doxen, dem sozialen Feld (vgl. Kapitel „Feld“), individuellen Interessen uvm. beeinflusst wird und nicht allgemein zu fassen ist. Nichtsdestotrotz werden nachstehend unterschiedliche wissenschaftliche Erkenntnisse zusammengeführt sowie gewisse Merkmale, Bedürfnisse und Ansprüche von Jugendlichen herausgearbeitet, um zu einem fundierten Hintergrundverständnis der befragten Jugendlichen beizutragen. Auch wenn das Jugendalter zahlreiche Ebenen und lebensweltliche Abschnitte beinhaltet, werden nachstehend, im Sinne des Forschungsinteresses, die Aspekte „Herausforderungen des Jugendalters“ sowie „Lebensweltliche Freizeitgestaltung im Jugendalter“ fokussiert, um eine theoretische Einbettung des empirischen Materials im Hinblick auf das Aufwachsen im Bezirk Weiz sicherzustellen.

Für die folgende Darstellung der Lebensphase Jugend werden Autor*innen aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen, mit ihren jeweiligen Ansichten und Modellen herangezogen, um eine möglichst umfassende Darstellung zu ermöglichen. Die zitierten Wissenschaftler*innen Hurrelmann und Quenzel vertreten in ihren Schriften insbesondere soziologische und psychologische Blickwinkel, während Harring und Schenk „Jugend“ vor ihren historischen, kulturellen und gesellschaftlich bedingten Entwicklungen aus einer bildungswissenschaftlichen Perspektive betrachten. Trotz allgemeiner Entwürfe und verbindender Entwicklungsstufen sowie -aufgaben, welche das Jugendalter prägen, kann nachstehend dennoch kein einheitliches Bild dieses Lebensabschnitts gekennzeichnet werden. Hurrelmann und Quenzel konstatieren, dass die Lebensphase Jugend in den überwiegenden Teilen der westlichen Welt eine gesellschaftlich neue Konstruktion darstellt und im Kontext von sozialpolitischen Entwicklungen betrachtet werden muss (vgl. Hurrelmann/Quenzel 2016: 15f.). Das Jugendalter als soziales Konstrukt transformiert sich Harring und Schenk zufolge durch die individualisierten Lebensbiographien im Zuge der Globalisierung, Modernisierung und Pluralisierung, fortdauernd. Die Bedeutung der Lebensphase ist dabei an historische Kontexte sowie gesellschaftliche, kulturelle und rechtliche Gegebenheiten geknüpft. Nichtsdestotrotz ist diese gesonderte Entwicklungsphase ein elementarer Bestandteil einer Lebensbiografie, welcher je nach Verlauf die Positionierung in der Gesellschaft beeinflusst. Die individuellen Lebensstile und fluiden Übergänge erschweren es allerdings, Jugend von anderen Lebensabschnitten klar abzugrenzen (vgl. Harring/Schenk 2018: 111-114). Biologisch betrachtet kann zwar konkretisiert werden, dass die Adoleszenz mit der Geschlechtsreife im durchschnittlichen Alter von 12 Jahren einsetzt und aus rechtlicher Perspektive mit 14 Jahren im Sinne der Mündigkeit. Der Übergang ins allumfassende Erwachsenenalter ist jedoch individuell, sodass er nicht an einem biografischen oder rechtlichen Zeitpunkt festzumachen ist. Jugend kann vielmehr als Prozess beschrieben werden, der parallel zur Ablösung vom Elternhaus auf psychologischer, kultureller und materialer Ebene stattfindet (vgl. Hurrelmann/Quenzel

2013: o.A. zit. n. Harring/Schenk 2018: 114).¹⁴ Somit zeichnet sich die Jugendphase durch „viele Ungleichzeitigkeiten und asynchrone Entwicklungen aus, wird als Phase vielfacher Teilübergänge, unterschiedlicher rechtlicher, politischer und kultureller Mündigkeitstermine sowie verschiedener Teilreifen in sexueller, politischer und sozialer Hinsicht“ (Ferchhoff 2011: 87) beschrieben. Thole zufolge ist Jugend zu gestalten daher mehr als das Gegebene zu reproduzieren, sich zu integrieren und so zu werden, wie die bereits „Erwachsenen“ (Thole 2017: 40). Welche Herausforderungen dahingehend mit dem Jugendalter verbunden sind, wird nachstehend herausgearbeitet.

4.3.1. Herausforderungen des Jugendalters

Die theoretische Auseinandersetzung mit den Herausforderungen in der Lebensphase Jugend, soll eine Sensibilisierung für die unterschiedlichen Schwierigkeiten des Jugendalters aus differenzierten Perspektiven und auf mehreren Ebenen ermöglichen, um zu einer fundierten Bearbeitung des Forschungsinteresses im Hinblick auf das Aufwachsen von Jugendlichen im Bezirk Weiz beitragen. Albert Scherr zufolge sind generalisierende Aussagen über Jugendliche als homogene soziale Gruppe und die Benennung allgemein gültiger Problemlagen unzulässig (vgl. Scherr 2018b: 29). In der folgenden Darstellung wird daher nicht der Anspruch erhoben allumfassend die Herausforderungen der Lebensphase Jugend zu konkretisieren, sondern einen Überblick in Bezug auf mögliche Problemfelder zu geben, welche auch die beforschten Jugendlichen im Bezirk Weiz beschäftigen könnten. Rauschenbach und Borrmann betonen, dass durch die gesellschaftliche Aufmerksamkeit auf die Jugendphase als eigenes Lebensalter auch die damit verbundenen Herausforderungen an Bedeutung gewinnen (vgl. Rauschenbach/Borrmann 2013: 7). Daher wird es für die vorliegende Arbeit und das Verständnis jugendlicher Lebenswelten als relevant erachtet, den Ursprüngen der Herausforderungen für Jugendliche auf den Grund zu gehen. In den nachstehenden Unterkapiteln werden u.a. die Ambivalenzen zwischen individueller Selbstentfaltung und gesellschaftlichen Erwartungen, die Folgen der Pluralität der Lebenswelten sowie der Bildungsexpansion, die sozioökonomischen Ungleichheiten und die Rolle der Peers im Jugendalter, im Hinblick auf innere und äußere Herausforderungen, diskutiert.

4.3.1.1. Gesellschaft und Individuum

„Die Persönlichkeitsentwicklung des jungen Menschen wird weder durch seine Anlagen noch durch seine Umwelt determiniert, sondern sie entfaltet sich in einem Wechselspiel zwischen diesen beiden Größen“ (Hurrelmann 2012b: 91). In der heutigen Zeit sind

¹⁴ Zudem ist der Prozess des „Selbstständigwerdens“ und die Ablösung vom Elternhaus in den zeitlichen Schritten immer divergierender (vgl. King 2013: o.A. zit. n. Harring/Schenk 2018: 121). Das Gefühl von „Erwachsensein“ wird immer weiter nach hinten verschoben und es fehlen klare Übergangsphasen. Dies kann zu einem Spannungsverhältnis zwischen kultureller und psychischer Reife und einem materiellen bzw. räumlichen Abhängigkeitsverhältnis führen, was eine hohe Eigenleistung in Bezug auf inhaltliche Sinngebung, Identitätssicherung und Gestaltung des eigenen Lebens bedarf (vgl. Kron/Horacek 2009: o.A.; Ziehe 2011: o.A. zit. n. Hurrelmann/Quenzel 2016: 19).

Jugendliche (unabhängig von einer Migrationsbiografie oder ihrem sozioökonomischen Status) mit unterschiedlichsten kulturellen respektive fremden Lebensräumen konfrontiert. Diese werden unweigerlich verinnerlicht und parallel mit eigenen Erfahrungen, Handlungs- und Einstellungsmustern durchzogen, wodurch automatisch ein aktiver Beitrag zur Entwicklung und Gestaltung der eigenen Persönlichkeit erfolgt (vgl. Harring/Schenk 2018: 121f.). Auch wenn den selbstbestimmten Lebensformen eine Anziehungskraft innewohnt, konstatiert Rosenkranz, dass die Individualisierungsprozesse, die Pluralisierung der Handlungsspielräume und die Zunahme der Entscheidungsautonomie mit Einschränkungen verbunden sind. Die Öffnung der traditionellen Lebensmuster geht mit Orientierungszwängen und Entschlüssen einher, die nicht in einem freien Raum, sondern aus sozialen Kontexten getroffen werden. Gesellschaftliche, biologische und sozial definierte Anforderungen im Bereich der Bildung, Partizipation, Werten und Normen bleiben nämlich trotz pluralisierter Lebensformen determiniert (vgl. Rosenkranz 2017: 44f.). Als eine zentrale Herausforderung der Lebensphase Jugendalter betont Hurrelmann daher die Verbindung zwischen der persönlichen Individuation und der sozialen Integration herzustellen, woraus die Ausbildung einer Ich-Identität resultiert. Die Auseinandersetzung mit der sozialen-gegenständlichen Außenwelt sowie der körperlichen-psychischen Innenwelt ist dementsprechend eine intensive und turbulente Zeit, die nur begrenzt mit anderen Lebensphasen zu vergleichen ist. Das Jugendalter ermöglicht viele Freiräume zur Gestaltung der Lebensführung und erfordert andererseits Kompetenzen, um diese Freiräume produktiv zu nutzen (vgl. Hurrelmann/Quenzel 2016: 5). Herausfordernd scheint, dass die Unabhängigkeit zwischen Kindheit und Erwachsenenalter gelebt werden will, während parallel die Vorbereitung auf die Übernahme einer verantwortlichen, gesellschaftlichen Position stattfinden sollte (vgl. ebd.: 23). Als charakteristisch für die Lebensphase Jugend beschreibt Hurrelmann diesbezüglich, dass mit Widersprüchlichkeiten sowie sozialen Erwartungen umgegangen werden muss und dies, mit der Aufforderung einen eigenen Lebensstil zu entwickeln und einen Lebensplan zu definieren, korreliert (vgl. Hurrelmann 2012b: 97).

4.3.1.2. Entwicklungsaufgaben

Die vielfältigen sozialen Belastungen verhindern den Schonraum im divergierenden Lebensabschnitt Jugend und führen zu einer biografisch variierenden Bewältigungsphase (vgl. Böhnisch 2008: 142ff. zit. n. Niekrenz/Witte 2018: 390). Demnach zeigt sich, dass das Jugendalter durchaus konfliktreich sein kann, viele Zwischenstadien beinhaltet und mit der Bewältigung altersspezifischer Entwicklungsaufgaben verbunden ist (vgl. Krappmann 1979: o.A. zit. n. Harring/Schenk 2018: 120). Allgemein betrachtet, kann das Konzept der Entwicklungsaufgaben interdisziplinär verstanden werden und beschreibt die verschiedenen gesellschaftlichen Erwartungen an Individuen (vgl. Gille 2012: 4). Aus soziologischer Sicht dienen diese Entwicklungsaufgaben der Vorbereitung auf gesellschaftliche Verantwortungsübernahme, aus psychologischer Sicht der Identitätsbildung (vgl. Krappmann 1979: o.A. zit. n. Harring/Schenk 2018: 120). Rosenkranz konstatiert jedoch, dass den Entwicklungsaufgaben ein normativer Charakter innewohnt, diese als konstruiert betrachtet werden müssen und von Jugendlichen individuell bearbeitet sowie bewertet werden (vgl. Rosenkranz 2017: 36).

Dennoch geben sie einem Teil der herausfordernden Aufgaben im Jugendalter einen Rahmen, weshalb diese dem Konzept von Hurrelmann und Quenzel folgend dargestellt werden (vgl. Havighurst 1953: o.A.; Quenzel 2015: o.A. zit. n. Hurrelmann/Quenzel 2016: 24). Wie diese Aufgaben verhandelt werden, ist nicht nur von sozialer, kultureller und regionaler Zugehörigkeit abhängig, sondern auch im Zuge gesellschaftlicher Modernisierungs- und Globalisierungsprozesse fluide zu betrachten (vgl. Hoffmann/Mansel 2010: o.A. zit. n. Harring/Schenk 2018: 120). Über Entwicklungsaufgaben besteht innerhalb einer Kultur jedoch meist eine breite Übereinstimmung, da diese auf gesellschaftliche Normen und Rollenvorschriften Bezug nehmen (vgl. Freund 2003: o.A. zit. n. Hurrelmann/Quenzel 2016: 24). Zudem herrschen kollektive Urteile darüber, was im Lebensabschnitt Jugend als angemessene und anzustrebende Entwicklung bzw. Veränderung angesehen wird (vgl. Wahl et al. 2008: 14 zit. n. Hurrelmann/Quenzel 2016: 24).

Zusammengefasst können vier zentrale Entwicklungsaufgaben genannt werden, welche in der Lebensphase Jugend und daher auch bei den befragten Jugendlichen aus Weiz eine zentrale Rolle einnehmen könnten. Bei der ersten Aufgabe, dem **Qualifizieren**, geht es darum, ausreichend intellektuelle und soziale Kompetenzen sowie Bildungsqualifikationen zu erwerben, mit dem Ziel sich beruflich etablieren zu können und ökonomisch unabhängig zu werden. Die zweite Aufgabe kann als **Binden** beschrieben werden. Dazu zählt der Aufbau eines Selbstbildes des Körpers und der Psyche zum Zweck der eigenen Identität sowie Ablösung von den Eltern. Dies ermöglicht die Fähigkeit erfüllende Beziehungen (zu Partner*innen) einzugehen. Das **Konsumieren** kann als dritte Aufgabe genannt werden und beschreibt die Entwicklung von psychischen und sozialen Entspannungsstrategien sowie den produktiven Umgang mit Freizeit-, Wirtschafts- und Medienangeboten. Schließlich spielt als Punkt vier das **Partizipieren** eine entscheidende Rolle, da es die Jugendlichen dazu befähigt, individuelle Werte- und Normensysteme sowie die Fähigkeit zu sozial verantwortlichem Handeln und zur politischen Partizipation zu entwickeln (vgl. Hurrelmann/Quenzel 2016: 25).

Hurrelmann konstatiert, dass die Bewältigung dieser vier Cluster von Entwicklungsaufgaben, in der westlichen hoch entwickelten pluralistischen Gesellschaft, äußerst komplex geworden ist (vgl. Neubauer/Hurrelmann 1996: o.A. zit. n. Hurrelmann 2012b: 96). Gille betont weiters, dass aufgrund von steigenden Individualisierungsprozessen „Normalbiografien“ und feste zeitliche Abfolgen verschiedener Entwicklungsstufen (Bildungsabschluss, Familiengründung, Berufseintritt) seltener geworden sind (vgl. Gille 2012: 4). Diese offenen Strukturen verlangen von Jugendlichen ein hohes Ausmaß an Sondieren der gebotenen Chancen und Opportunitäten sowie ausgeprägte Kapazitäten der Selbststeuerung (vgl. Hurrelmann 2012b: 96). Zudem wird in der Jugendforschung hervorgehoben, dass sich Jugendliche nicht nur mit den an sie herangetragenen Erwartungen beschäftigen, sondern eigene Ziele verfolgen (vgl. Gille 2012: 6).

„Diese konstruktivistische Sichtweise hat den Vorteil, dass nicht nur der Abschluss bestimmter Aufgaben als Ziel angesehen wird. Auch die Entwicklung von Kompetenzen und bestimmter Persönlichkeitseigenschaften garantiert unter schwierigen und veränderten gesellschaftlichen Bedingungen eine positive psychosoziale Integration in die Erwachsenenwelt“ (Gille 2012: 6).

Hurrelmann erklärt, dass diese Vielfalt der Werteorientierungen und Lebensstile allgemein gültige und explizit ausformulierte soziale und kulturelle Erwartungen rar machen. Der konkrete Bewältigungsweg ist den Jugendlichen selbst überlassen. Ob die Entwicklungsaufgaben erfolgreich erfüllt wurden, muss daher auch im jeweiligen sozialen Kontext betrachtet werden (vgl. Hurrelmann 2012b: 96).

4.3.1.3. Bildungsexpansion

Wie bereits herausgearbeitet, muss in der Lebensphase Jugend mit unterschiedlichen Ambivalenzen umgegangen werden. Es gilt eine schnelle Veränderung der psychophysischen Dispositionen zu bewältigen, während soziale Anpassung, schulische Bildung und berufliche Qualifizierung verlangt wird (vgl. Hurrelmann 2003: 121). Chancen stehen neben Entscheidungszwängen, Autonomie geht mit Anomie einher und Individualisierung konkurriert mit gesellschaftlicher Determinierung (vgl. Heitmeyer et al. 2011: o.A.; King 2013: o.A. zit. n. Harring/Schenk 2018: 123). Demnach werden den Jugendlichen nicht nur Experimentierräume geboten, sondern auch Erwartungsdruck auferlegt (vgl. Heitmeyer et al. 2011: o.A. zit. n. Harring/Schenk 2018: 117). Bspw. die Chance einen höheren Schulabschluss zu erlangen ist nicht nur eine Möglichkeit, sondern eine Ausgangsposition, um gewisse berufliche Ziele zu erreichen. Damit reduziert sich das Gefühl der Risikolosigkeit und des sicheren Ausprobierens. Jugend wird von der Gesellschaft zwar weiterhin als Lebensphase betrachtet, die ein Austesten und Erproben von Grenzen und Regeln ermöglicht. Das Erleben der Jugendlichen kann hingegen mit Leistungsdruck und einer belastenden Entscheidungsnotwendigkeit einhergehen. Das Pflichtgefühl sich erfolgreich und effizient zu bilden, um sich dem Marktmechanismus anzupassen wird immer präsenter. Bei Zuwiderhandeln kann gesellschaftlicher Ausschluss oder das Scheitern der Bildungskarriere die Konsequenz sein. Durch den längeren Verbleib im Bildungssystem verlängert sich auch die Phase der Fremdbestimmung und die Erfahrung der gesellschaftlichen Nützlichkeit durch berufliche Tätigkeiten setzt später ein (vgl. Harring/Schenk 2018: 117f.). Diesbezüglich kann es sich für Jugendliche herausfordernd gestalten, dass die psychische Ablösung vom Elternhaus bereits geschieht, während die materielle Ablösung aufgrund von verlängerten Ausbildungszeiten erst später erfolgt (vgl. Niekrenz/Witte 2018: 392). Aus diesen Ungleichzeitigkeiten der sozialen Positionen mit unterschiedlichem Prestige, ergeben sich Spannungen, die ausgehalten werden müssen (vgl. Hurrelmann 2012b: 96). „Die strukturelle Inkonsistenz von Autonomie- und Handlungspotenzialen ist ein typisches Merkmal der Lebensphase Jugend“ (ebd.: 96).

Demnach spielt die Schule, Niekrenz und Witte (2018) zufolge, auch eine entscheidende Rolle im Leben vieler Jugendlicher. Sie beeinflusst die Ausbildung, Qualifizierung, gesellschaftliche Integration und die soziale Platzierung. Das Konzept der Schule folgt der Logik der Leistungsgesellschaft und vermittelt daher, dass Erfolg sowie Misserfolg im Zusammenhang mit individuell erbrachten Leistungen stehen und die schulische Laufbahn wie auch die späteren Berufschancen beeinflussen. Es wird früh wahrgenommen, dass der Wert eines Menschen im Bereich des Arbeitsmarktes und der Wirtschaft mit der eigenen Bildungsbiografie zusammenhängt, was häufig Unsicherheiten und Frustrationen unter den Jugendlichen hervorbringt. Dadurch

entsteht individuell, aber auch gesamtgesellschaftlich die Angst, nicht konkurrenzfähig zu sein. Der Abstand von Hochgebildeten und Geringqualifizierten vergrößert sich zunehmend, wodurch Niedrigqualifizierte immer mehr an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden (vgl. Niekrenz/Witte 2018: 394f.). Demnach profitieren Harring und Schenk (2018) zufolge nicht alle Jugendlichen von den fortschreitenden Individualisierungstendenzen und der Bildungsexpansion. Ein nicht vernachlässigbarer Teil der Jugendlichen ist unterschiedlichen Benachteiligungen ausgesetzt, was die Handlungsspielräume sowie Zugangsmöglichkeiten zu Bildung und Freizeit einschränkt (vgl. Harring/Schenk 2018: 118). Somit vergrößert sich das Potenzial der biografischen Ungewissheit, welche in der immer offeneren und individuelleren Gesellschaft der heutigen Zeit charakteristisch ist. Als hilfreich beschreibt Hurrelmann die frühe Entwicklung einer biographischen Zielvorstellung, um mit diesen vielfältigen Handlungsanforderungen und Widersprüchen umgehen zu können. Auch, um dem persönlichen Autonomiebestreben nachzukommen sowie die großen Freiräume für die Optimierung der Persönlichkeitsentwicklung zu nutzen und ein Bild der eigenen Persönlichkeit zu entwerfen, erscheinen derartige Ziele hilfreich (vgl. Hurrelmann 2012b: 97).

4.3.1.4. Sozioökonomische Ungleichheiten

„Jugendliche verfügen, in Abhängigkeit von der sozialen Position ihrer Herkunftsfamilie ersichtlich, über höchst ungleiche Chancen, eine anerkennungsfähige soziale Identität durch erfolgreiche Bildungskarrieren zu erreichen und sich ihrer gesellschaftlichen Position durch Teilnahme am Konsum zu vergewissern“ (Scherr 2018b: 22).

Thole (2017) konstatiert in Bezug auf den 15. Kinder- und Jugendbericht, dass nicht mehr von der Jugend, sondern von Jugendlichen im Plural gesprochen werden sollte. Jugendliche sind demnach nicht mehr Gestalter*innen von Kernaufgaben, sondern Akteur*innen im sozialen Raum, die an der Reproduktion von gesellschaftlichen Strukturen beteiligt sind. Diesem Konzept zufolge bilden sich die Formen der Jugend nicht unabhängig von gesellschaftlichen Klassen heraus und diese wiederum reproduzieren gesellschaftliche Milieus. Dieser Perspektive zufolge ergibt sich die Form und Orientierungsgestaltung der Jugend auf Basis der jeweils zur Verfügung stehenden materiellen, sozialen und kulturellen Ressourcen und des darüber geprägten wie entwickelten Habitus (vgl. Thole 2017: 39). Die historisch gewonnenen Freiräume in Bezug auf die Gestaltung der Lebensführung sind daher einerseits positiv zu betrachten, verlangen jedoch auch außerordentlich hohe Kompetenzen, um diese Freiheit produktiv zu nutzen. Die Mehrheit der jungen Generation scheint dieser Bewältigungsaufgabe gewachsen zu sein, dennoch gibt es einige Jugendliche, bspw. aus Familien mit niedrigem sozioökonomischem Status, die deutliche Überforderungssymptome zeigen. (vgl. Hurrelmann 2012b: 90-92). Gille kritisiert diesbezüglich, dass „trotz der zunehmenden Individualisierung von Lebenschancen und der größeren Vielfalt von Lebensstilen, nach wie vor Auswahlprozesse nach sozialer Schicht, Geschlecht und Migrationshintergrund“ (Gille 2012: 7), stattfinden.

4.3.1.5. Die Rolle der Peers

Wie bereits beschrieben, sind die zentralen Aufgaben der Jugendlichen der Erwerb und die Entwicklung unterschiedlicher Kompetenzen und die Herausbildung einer eigenen Identität. Zudem sind biologische und bildungsspezifische Übergänge wie auch die Loslösung von der Herkunftsfamilie zentral. All diese Entwicklungen sind Vogelgesang zitierend von der jeweiligen sozialen Umwelt und in dieser Lebensphase auch besonders von der gleichaltrigen Gruppe abhängig (vgl. Vogelgesang 2018: 111). Zur Bewältigung der Herausforderungen spielt demnach insbesondere der Austausch mit den sogenannten Peers eine Rolle. Dieser ermöglicht Rosenkranz zitierend das symmetrische Beziehungsverhältnis mit gleichaltrigen Freundschaftsbeziehungen und Räume der Kommunikation sowie Selbstbestimmung unter Gleichgesinnten. Herausfordernde Themen wie Selbstfindung, Neufindung und Ablösung werden in derartigen Beziehungen gemeinsam besprochen, bearbeitet und praktiziert. Differenzierte Lebensentwürfe, Verhaltensweisen und neue Beziehungsmuster können experimentell erprobt und erlebt werden. Dies ermöglicht die Erweiterung des Erfahrungsspektrums und das Bedürfnis nach sozialer Anerkennung kann befriedigt werden. Die gemeinsamen Erlebnisse und Vernetzungen können im weiteren Sinne zu Handlungs- sowie Sozialkompetenzen führen und haben für die Identitätsfindung der Jugendlichen eine zentrale Bedeutung (vgl. Rosenkranz 2017: 38). Neben den Gleichaltrigen spielen wie bereits erwähnt, die persönlichen- sowie sozialen Ressourcen, soziokognitive Kompetenzen und „Ich-Stärke“ eine entscheidende Rolle, wenn es darum geht, Herausforderungen zu bewältigen (vgl. Fend 2005: 214 zit. n. Rosenkranz 2017: 39).

4.3.1.6. Physische Komponente

Das Erwachsenwerden im Rahmen der Pubertät geht Niekrenz und Witte (2018) zufolge auch mit (un-)sichtbaren körperlichen Veränderungen einher, die durchaus irritierend sein können. Den Jugendlichen kommt dabei die Aufgabe zu, sich mit ihren physischen Umbrüchen zu arrangieren sowie das neue Erscheinungsbild und die veränderte Wirkung auf das jeweilige Umfeld zu akzeptieren. Zudem steht das Jugendalter mit veränderten emotionalen Konstitutionen in Verbindung, die ebenfalls integriert werden müssen. Eine weitere, durchaus herausfordernde Aufgabe kann das Herausbilden einer Geschlechtsidentität sein. Die Orientierung an Männlichkeit, Weiblichkeit oder etwas dazwischen, beeinflusst das Empfinden, Verhalten sowie Chancen und Erwartungen an die Jugendlichen. Heranwachsende stehen diesbezüglich vor der Herausforderung, sich in einem determinierten Geschlechtssystem darzustellen und zu positionieren. Weiters kann die Erfahrung im Umgang mit Sexualität anfangs herausfordernd sein. Erste Intimbeziehungen und das Experimentieren in Partner*innenschaften gehen dabei mit der Ablösung vom Elternhaus einher und gelten als Vorbereitung auf ein eigenes partnerschaftliches Leben (vgl. Niekrenz/Witte 2018: 391).

4.3.1.7. Zusammenschau

Zum Verständnis der befragten Jugendgeneration im Bezirk Weiz kann in Bezug auf Rosenkranz zusammengefasst werden, dass sich Jugendliche stets mit diversen Ambivalenzen wie Neuentwicklung und Kontinuität, Freiräumen und Erwartungen, äußeren und inneren Ansprüchen sowie Selbstbestimmung und Kontrolle auseinandersetzen. Die Reifungs- und Umbruchsphase der Adoleszenz bringen dabei herausfordernde Veränderungen auf physischer, psychischer und sozialer Ebene, wie die Suche nach Identität, die Ausbildung einer eigenen Haltung und Meinung sowie die Umbrüche in sozialen bzw. familiären Beziehungen mit sich. Wie diese Aufgaben wahrgenommen bzw. gestaltet werden, ist individuell unterschiedlich und hängt u.a. von der jeweiligen Person, den gesellschaftlichen Bedingungen sowie den materiellen/sozialen Ressourcen ab (vgl. Rosenkranz 2017: 45f.).

4.3.2. Lebensweltliche Freizeitgestaltung im Jugendalter

Pöge betont: „Einen sehr wichtigen Bereich in der Lebenswelt Jugendlicher stellt die Gestaltung der Freizeit dar“ (Pöge 2017: 201). Um eine umfassende lebensweltliche Analyse der befragten Jugendlichen im Bezirk Weiz zu ermöglichen, ist es daher von Bedeutung das Freizeitverhalten im Jugendalter auf einer abstrakten Ebene zu beleuchten, um ein theoretisches Hintergrundwissen für die konkreten Ergebnisse im empirischen Teil der Arbeit zu schaffen. Das Hauptaugenmerk der nachstehenden Abhandlung liegt auf der Freizeitgestaltung in der Peergroup sowie Bildungsaktivitäten und Vereinen, da diese in zahlreichen Interviewnarrativen, im Hinblick auf das Aufwachsen im Bezirk Weiz, als zentral erachtet werden.

Harring zufolge steht Freizeit in Verbindung mit der Lebensqualität eines Individuums und der Lebenszufriedenheit, womit Freizeit eine bedeutende Ressource mit weitreichendem Potenzial darstellt. Freizeit ist dabei nicht klar von der Arbeitszeit abzugrenzen. Vielmehr können Arbeit und freizeitkontextuelle Elemente durchaus ineinanderfließen. Entscheidend ist die individuelle Einschätzung der intrinsisch motivierten Ausgestaltung der Zeit. Die jeweilige Funktion der Freizeit bezieht sich dementsprechend auch auf eine individuelle, kontextabhängige Zuschreibung. Ebenso wie im vorangestellten Unterkapitel „Herausforderungen des Jugendalters“ herausgearbeitet, ist auch die Freizeitgestaltung der heranwachsenden individuell, heterogen und subjektspezifisch gestaltet. Einflussreich sind sozioökonomische Faktoren wie Geschlecht, Alter, formaler Bildungsstand, nationale wie auch sozioökonomische Herkunft, in Kombination mit den zur Verfügung stehenden Ressourcen (vgl. Harring 2011: 13f.). Die persönlichen Ansprüche an die Lebensführung, Freizeitgestaltung und Beziehungsgeflechte müssen dabei mit gesellschaftlichen und institutionellen Veränderungen ausbalanciert werden (vgl. Harring/Schenk 2018: 122). In der jugendlichen Übergangsphase werden unterschiedliche persönliche und soziale Kompetenzen entwickelt, welche die jeweilige Verhaltenssicherheit im Umgang mit (Freizeit-)Angeboten beeinflussen. Die Übernahme der traditionellen Erwachsenenrolle (Beruf, Familie etc.), wird dabei immer weiter aufgeschoben, um das Ausprobieren unterschiedlicher Lebensstile auszukosten (vgl.

Reinders 2003: 38f. zit. n. Harring 2011: 23). In keiner anderen Lebensphase ergibt sich daher die Möglichkeit, aufgrund der eingeschränkten ökonomischen Selbstständigkeit in Kombination mit großzügiger soziokultureller Freiheit, sich Aktions- und Artikulationsmöglichkeiten (Mode, Musik, Unterhaltung, Beziehungsgestaltung, Medien, Sport etc.) derart zuzuwenden (vgl. Hurrelmann/Quenzel 2016: 23). Auch wenn Jugendliche noch keine allumfassende gesellschaftliche Verantwortung übernehmen, gibt es demnach Bereiche, an denen sie vollwertig partizipieren (vgl. Hurrelmann 2012b: 94f.).

4.3.2.1. Freizeit in der Peergroup

Die Daten eines durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten soziologischen Forschungsprojektes ergaben, dass Fernsehkonsum und Onlineaktivitäten die zeitintensivste Freizeitbeschäftigung im Jugendalter ausmachen und „Musik hören“ sowie „Freunde treffen“ als beliebteste Freizeitaktivitäten genannt wurden (vgl. Pöge 2017: 196, 205). Laut einer Studie zum „Freizeitverhalten junger Menschen in multimedialen Räumen und Netzwerken“, ersetzt das Internet und die virtuelle Kommunikation jedoch nicht die persönlichen Treffen mit der Peergroup (vgl. Wodtke 2009: 281f.). Insbesondere in Bezug auf die jugendliche Freizeitgestaltung befindet sich die Familie als primäre Bezugsinstanz im Hintergrund und wird sukzessive von den Peers abgelöst (vgl. Harring et al. 2010: 9 zit. n. Rosenkranz 2017: 38). Einstellungen und Handlungen werden nicht mehr an den Eltern ausgerichtet, sondern zunehmend an der Peergroup. Diese Hinwendung zu Gleichaltrigen findet immer häufiger außer Haus, an selbst gewählten Treffpunkten, statt. Die Orientierung an Gleichaltrigen beeinflusst dabei auch die Fähigkeit mit Freizeit-, Konsum-, und Wirtschaftsangeboten selbstständig umzugehen. Dadurch entstehen mitunter spezielle Beziehungsformen, die auf ähnlichen Lebensstilen, geteilten Konsumpraktiken und ästhetischen Präferenzen fußen. Das freizeitliche Zusammensein ist dabei zeitlich begrenzt, thematisch fokussiert (Musik, Sport etc.) und wird durch schnelle sowie dislokale Kommunikationsformen (Internet, Mobiltelefon etc.) gefördert. Das Internet eröffnet allgemein Teilhabemöglichkeiten und Informationsvermittlung über Angebote und darüber, was aktuell populär ist oder als Trend gilt (vgl. Niekrenz/Witte 2018: 392).

4.3.2.2. Bildungsaktivitäten/Vereine

Da die vorliegende Forschungsarbeit eine lebensweltliche Analyse des Aufwachsens der Jugendlichen im Bezirk Weiz darstellt und das ausgewertete Interviewmaterial darauf hindeutet, dass Vereine eine zentrale Bedeutung im Leben einiger befragter Jugendlicher einnehmen (vgl. Kapitel „Vereine“), wird nachstehend der aktuelle wissenschaftliche Diskurs im Hinblick auf außerschulische Bildungsaktivitäten herausgearbeitet.

Neben der Peergroup beeinflusst die zunehmende Verschulung der Jugend die Gestaltung der Freizeitwelten. Diesbezüglich ist ein Wandel des jugendlichen Freizeitverhaltens über die vergangenen zehn Jahre spürbar. Neben der vermehrten Nutzung von Kommunikations- und Unterhaltungselektronik (Handy, Computer,

Spielkonsolen), wird das Treffen mit Freunden zunehmend von bildungsorientierten Aktivitäten, wie außerschulischem Musikunterricht, Sportvereinen etc. verdrängt. Dies zeigen u.a. die Daten einer Längsschnittstudie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW). Der Studie zufolge spielen bildungsorientierte Freizeitbeschäftigungen wie Vereine für über 60% der untersuchten 16-Jährigen eine Rolle (vgl. Hille et al. 2013: 15). Auffällig ist, dass Jugendliche mit Migrationsbiografie in diversen Vereinen unterrepräsentiert sind. Daher kann angenommen werden, dass Vereine keine Orte der gesellschaftlichen Integration darstellen (vgl. Rose/Dithmar 2009: 222f.). Unterschiedliche Publikationen wie die „Shell-Jugendstudie“ oder die „Kinderstudie“ des „World Vision Institutes“ beschreiben diese differenzierte Teilhabe an bildungsorientierten Freizeitbeschäftigungen im Hinblick auf die sozioökonomische Ausgangslage. Beispielsweise nimmt die Bildung der Eltern einen Einfluss darauf, ob die Musikschule oder Sportvereine besucht werden (vgl. Hille et al. 2013: 20). Für Jugendliche aus sozial schwächeren Haushalten ergibt sich damit eine mehrfache Belastung (vgl. ebd.: 15).

„Selbst wenn die Einflüsse des Haushaltseinkommens, des Migrationshintergrunds, der Zusammensetzung des Haushalts sowie der Wohnregion berücksichtigt und konstant gehalten werden, bestimmt die elterliche Bildung maßgeblich, ob Jugendliche bildungsorientierten Freizeitaktivitäten nachgehen oder nicht“ (ebd.: 22).

Die Benachteiligungen in der Schule, zu Hause und in der Freizeit verstärken somit gegenseitig die Chance auf gleiche Bildung. Neben der sozialen Herkunft der Eltern hat auch die Schulform einen Einfluss auf die (bildungsorientierte) Freizeitgestaltung. Beispielsweise existieren in Gymnasien häufig bessere Freizeitangebote als an Hauptschulen. Dementsprechend kann davon ausgegangen werden, dass die Wahl der Freizeitgestaltung nicht alleine von der Motivation der Jugendlichen abhängt (vgl. ebd.: 20).

„Somit verstärken sich die Probleme und Herausforderungen für Jugendliche, die aufgrund ihrer sozialen Herkunft ohnehin größere Schwierigkeiten in der Schule haben, wenn sie weniger stark vom außerschulischen Kompetenzerwerb profitieren als Jugendliche aus besser situierten Familien“ (ebd.: 23).

Für Eltern mit höherem sozioökonomischem Status ist es häufig selbstverständlich, dass ihre Kinder an bildungsorientierten Freizeitaktivitäten partizipieren können/sollen. Teilweise wird eine Anmeldung bei derartigen Angeboten sogar als Teil des Erziehungsauftrags wahrgenommen (vgl. ebd.: 21). Dies könnte u.a. durch die steigenden Anforderungen an die Jugendlichen erklärt werden (vgl. Kapitel „Bildungsexpansion“). Die Schule wie auch die Freizeit wird als Investitionsmöglichkeit für Bildung gesehen, um das Humankapital so weit auszubauen, dass eine künftige Wettbewerbsfähigkeit sichergestellt werden kann (vgl. ebd.: 15).

Da die ausgeweitete Lebensphase Jugend allgemein überwiegend in Bildungs- und Ausbildungsinstitutionen verbracht wird, wäre Hurrelmann zufolge ein höheres Maß an Mitgestaltungsmöglichkeiten dieser Einrichtungen sinnvoll. Die politische und kulturelle Partizipation der Jugendlichen in Verbänden, Vereinen, Kirchen, Wohlfahrtsorganisationen, sollte daher mehr gefördert werden. Die unvoreingenommenen,

diversen Impulse der jüngeren Generation können für derartige intermediäre soziale Organisationen bedeutsam sein (vgl. Hurrelmann 2003: 123). In Bezug auf die Freizeitangebote konstatieren Rose und Dithmar ebenfalls, dass Jugendliche eine sehr heterogene Gruppe darstellen, die je nach Alter, Geschlecht, Sozialmilieu und Cliquenzugehörigkeit verschiedene Bedürfnisse aufweisen. Um die Freizeitangebote möglichst passend zu gestalten, ist daher ein größtmögliches Wissen über die Bedürfnisse und eine kontinuierliche Veränderung erforderlich (vgl. Rose/Dithmar 2009: 227). Die Autor*innen betonen: „Die Jugendarbeit muss bereit sein, hinzuhören und hinzuschauen, und sie muss bereit sein, aus dem Gesehenen und Gehörten praktische Schlußfolgerungen [sic!] im Interesse junger Menschen zu ziehen“ (ebd.: 227). Dem Fachbeitrag von Voigts zufolge gilt es hier die Frage zu stellen: „Wie selbstbestimmt und selbstständig können Jugendliche an diesen Orten handeln?“ (Voigts 2020: 96). Inwiefern ein Ort subjektiv als Freiraum wahrgenommen wird, hängt daher von der Empfindung in Bezug auf Kontrolle und fremdbestimmte Regeln ab und inwiefern eigene Entscheidungen getroffen werden können (vgl. ebd.: 96f.). Herrmann beschreibt diesbezüglich das Paradoxon, dass die Freizeitgestaltung nur wirklich jugendlich sein kann, wenn sie den Jugendlichen gewissermaßen das Recht gewährt, erwachsen zu sein und in ihren Bedürfnissen ernst genommen zu werden (vgl. Herrmann 2008: 36f.).

4.3.2.3. Zusammenschau

Im Hinblick auf das theoretische Fundament zur lebensweltlichen Analyse des Aufwachsens im Bezirk Weiz kann festgehalten werden, dass Freizeit im Jugendalter eine besondere Bedeutung einnimmt. Im Sinne der vorherrschenden Leistungsgesellschaft wird die Freizeit allerdings vermehrt als Investitionsmöglichkeit für Bildung angesehen und daher zunehmend institutionalisiert. Neben der fortschreitenden Verschulung werden die Zugangsmöglichkeiten zu diversen (Freizeit-)Angeboten von sozioökonomischen Faktoren und dem jeweiligen sozialen Nahraum (Peergroup etc.) beeinflusst, was zu ungleichen Partizipationsmöglichkeiten führt. Dass im Hinblick auf eine bedarfsgerechte Angebotsschaffung zukünftig die Mitgestaltung der Zielgruppe sowie das Einbeziehen der jugendspezifischen Bedürfnisse notwendig ist, wird im wissenschaftlichen Diskurs- und im empirischen Teil der Arbeit in Bezug auf den Bezirk Weiz sichtbar (vgl. Kapitel „Einbeziehen der Jugendlichen bei der Angebotsschaffung“).

Nachdem das vorangestellte Kapitel die Herausforderungen sowie Besonderheiten der Lebensphase Jugend und die Freizeitgestaltung fokussiert darstellt, wird nachstehend explizit auf die Vergesellschaftungen Jugendlicher, als Konsequenz der zunehmenden Individualisierungstendenz eingegangen.

4.4. Vergesellschaftung Jugendlicher

Moser Johannes

Was unterscheidet Kinder von Jugendlichen, abgesehen von dem Offensichtlichen, nämlich dem weiter vorgeschrittenen, biologischen Alter? Eisewicht, Niederbacher und Hitzler (2021) zufolge sind Merkmale der Jugendphase sowohl die Weiterentwicklung

der Physis wie auch der psychosozialen Fähigkeiten. Als gesellschaftliche Konsequenz daraus findet mit fortschreitender Entwicklung ein Zuwachs an Rechten, Pflichten und Möglichkeiten statt (vgl. ebd.: 2).

„Mit den Möglichkeiten, sich stärker als Kinder den elterlichen und ausbildungsorganisatorischen Zugriffen zu entziehen, eröffnen sich Jugendlichen Freiräume zu selbstverantwortlichen Identitätskonstruktionen, die zumeist von sozialen Gruppenzugehörigkeiten stabilisiert werden“ (Eisewicht et al. 2021: 3).

Die Vergesellschaftung Jugendlicher kann Eisewicht et al. (2021) zufolge als Reaktion wachsender Unsicherheit aufgrund der zunehmenden Individualisierung interpretiert werden. Angeborene Zugehörigkeiten, welche auf Geschlecht, gesellschaftlichen Stand, Beruf der Eltern oder auch Religion basieren, schwinden (vgl. ebd.: 3). Daher würde sich eine themenbasierte Vergesellschaftung entwickeln (vgl. Hitzler 1998: o.A. zit. n. Eisewicht et al. 2021: 3). Wie sich im Kapitel „Formen der Vergesellschaftung Jugendlicher im Bezirk Weiz“ zeigt, spielen Jugendgruppen im Leben Jugendlicher eine wesentliche Rolle. Viele Jugendliche verbringen einen Großteil ihrer Freizeit in Jugendgruppierungen wie Peergroups oder Szenen. Die Analyse der Jugendgruppen beschreibt daher für die übergeordnete Forschungsfrage: „Wie beschreiben Menschen im Bezirk Weiz das Aufwachsen von Jugendlichen?“ wesentliche Aspekte, wie das Aufwachsen im Bezirk erlebt wird. Die folgende theoretische Auseinandersetzung mit den Vergesellschaftungsformen Jugendlicher dient somit als Basis für die Analyse der Jugendgruppen im Bezirk Weiz.

4.4.1. Wahrnehmung der Jugendlichen

Im ausgelebten Individualismus und damit einhergehend auch dem Egoismus sieht Heinzlmaier (2008) den maßgeblichen Unterschied zwischen Jugendlichen und Erwachsenen. Ihm zufolge hätten Jugendliche selten Probleme damit, egoistisch, hedonistisch und individualistisch zu sein. Wohingegen einige Erwachsene nicht vollständig den Nutzen von Egoismus erkennen würden (vgl. ebd.: 2f.).

Heinzlmaier (2008) zufolge reagieren die Erwachsenen mit Kränkungen, wenn Jugendliche die in der „Erwachsenenwelt“ geltenden Werte nicht teilen beziehungsweise diese ablehnen. Die Folge dieser Kränkung sei ihm zufolge die Abkehr des demokratischen Verständnisses im Zusammenleben von Erwachsenen und Jugendlichen hin zu autoritären Praxen, in denen von Jugendlichen Disziplin und Ordnung gefordert werde (vgl. ebd.: 2).

Im Kontext der Wahrnehmung von Jugendlichen durch Erwachsene erscheint ein Zitat von Sokrates aufschlussreich:

„Die Jugend von heute liebt den Luxus, hat schlechte Manieren und verachtet die Autorität. Sie widersprechen ihren Eltern, legen die Beine übereinander und tyrannisieren ihre Lehrer.“ (Sokrates, 470-399 v. Chr.)

Jugendliche beziehungsweise Vergesellschaftungsformen Jugendlicher lehnen nicht erst seit der zunehmenden Individualisierung Werte und Normen der Erwachsenenwelt

ab oder missachten diese. Wie im oben angeführten Zitat ersichtlich wird, ist dies kein neues Phänomen. Tatsächlich wurde die „Widerspenstigkeit“ der Jugend von Erwachsenen bereits vor mehr als 2.300 Jahren beklagt.

4.4.2. Jugendkultur

„In eine Gesellschaft wird ein Mensch nicht einfach hineingeboren. In eine Gesellschaft wird er vielmehr hineinsozialisiert. Auf vielfältige Weisen eignet er sich Wissen und Können an, das er braucht, um sich in Gesellschaft angemessen verhalten zu können. Dadurch erfährt er eine Gesellschaft als die Gesellschaft oder jedenfalls als seine Gesellschaft“ (Eisewicht et al. 2021: 2, Herv. i. O.).

Eisewicht et al. (2021) zufolge sind Jugendkulturen, neben Schule und Familie ein weiterer wichtiger Bestandteil des Sozialisationsprozesses. Betont wird hierbei, dass sie jedoch hauptsächlich im Kontext von Freizeit und Sozialisationsverhalten von Bedeutung sind (vgl. Hurrelmann/Quenzel 2016: 172 zit. n. Eisewicht et al. 2021: 2). Böhnisch und Lenz (2014) zufolge nimmt vor allem im Jugendalter die Bedeutung der Vergesellschaftung zu. Dieser Prozess gehe unter anderem mit der Verschulung einher (vgl. Lenz 2014: 64 zit. n. Eisewicht et al. 2021: 2). In eben diesem Umstand verorten Willems und Eichholz (2008) den Grund, dass Schulen „Umschlag- oder Marktplätze für jugendkulturelle Stile bzw. jugendkulturelles Kulturgut“ (Willems/Eichholz 2008: 896 f. zit. n. Eisewicht et al. 2021: 2) sind.

Wie in Kapitel „Armut mit Fokus auf Jugendarmut“ ausführlicher erörtert wird, ist das Schulsystem wesentlich an der Reproduktion sozialer Ungleichheiten beteiligt. Dieser Umstand und die Annahme, dass sich Jugendkulturen häufig im schulischen Kontext formen, legt die These nahe, dass soziale Strukturen auch in Jugendkulturen reproduziert werden. Diese Behauptung teilen Baacke und Ferchhoff (1993) allerdings nicht: Ihnen zufolge würden sich Jugendkulturen dazu eignen, aus bestehenden „traditionellen Milieu-, Schicht- und Klassenstrukturen“ auszubrechen. Dies begründen sie damit, dass Jugendliche eine freie Wahl in der Entscheidung, welcher Jugendkultur sie zugehören möchten hätten (vgl. Baacke/Ferchhoff 1993: 425 zit. n. Amling 2015: 49).

Möglicherweise ist die Bedeutung von Schulen in der Bildung von Jugendkulturen auch darauf zurückzuführen, dass Kern für die Entwicklung von Jugendkulturen die Etablierung eines „Wir-Gefühls“ ist, also dass sich die Mitglieder einer Jugendgruppe zu eben dieser zugehörig fühlen. Welche Dynamiken liegen dabei der Etablierung des Gruppengefühls zugrunde? Eisewicht et al. (2012) zufolge sind Zuschreibungen, die sich auf Objekte¹⁵ beziehen der Grundstein für die Bildung von Jugendkulturen (vgl. Eisewicht et al. 2012: 246-250). In diesem Kontext führen sie das Beispiel zweier Menschen an, die sich in einem Café begegnen und beide die Umhängetasche eines Plattenladens tragen:

Diese Umhängetaschen deuten Hitzler (2012) zufolge auf ein ähnliches Konsumverhalten hin. Diese Gemeinsamkeit genügt jedoch nicht, um ein

¹⁵ Eisewicht et al verwenden in diesem Kontext die Begrifflichkeiten von Objekten, Thematiken, Gegenständen, Requisiten, Artefakte und Konsumobjekten synonym (vgl. Eisewicht et al 2012: 248f.).

Zugehörigkeitsgefühl zu evozieren. Für die Gruppenzugehörigkeit ist das Erleben von gemeinsamen Weltsichten und ein zweifelsfreies Erleben der Richtigkeit dieser Weltsichten typisch. Diese geteilten Deutungsschemata können als Basis für ein „Wir-Gefühl“ betrachtet werden, sie sind aber keine kausale Ursache für die Bildung eines Gruppengefühls (vgl. Hitzler 2012: o.A. zit. n. Eisewicht et al 2012: 246).

Damit ein „Wir-Gefühl“ entwickelt werden kann ist Zeit notwendig – Zeit, in der Gemeinsamkeit durch Interaktion erlebt werden kann. Durch das Verfolgen „teilkulturell sinnhafter Handlungspraktiken [...], die sich zumeist am [geteilten] Thema ausrichten und dieses füreinander erfahrbar machen“ (Eisewicht et al 2012: 247) kann eine Abstimmung der Weltsichten geschehen. Gebhardt (2006) betont, dass einige Jugendkulturen in unterschiedlichen Ausprägungen eine Akzeptanz für deviantes Verhalten entwickeln, beziehungsweise aufweisen. Den Mitgliedern dieser Jugendkulturen wird somit das Recht zugesprochen, sich anders zu verhalten, als dies von den Erwachsenen erwartet oder eingefordert wird (vgl. Gebhardt 2006: o.A. zit. n. Eisewicht et al. 2021: 8).

„Jugendkulturen werden dementsprechend [...] als biografisch begrenzte Sonderwelten begriffen, in denen das in diesem Rahmen tolerierte Anderssein als ein berechtigtes ‚Ausscheren der Jugend‘ gefasst wird“ (Eisewicht et al. 2021: 8).

Deviantes Verhalten im Jugendalter kann demnach zeitlich auf den biographischen Abschnitt des Jugendalters eingegrenzt werden und endet somit auch mit dem Ende der Jugend.

Die oben beschriebene Etablierung eines Zusammengehörigkeitsgefühls kann als Grundlage für die Bildung von Jugendkulturen betrachtet werden, da damit ein Kulturalisierungsprozess einhergeht. Dieser bringt die Bildung von gruppenspezifischen Moralvorstellungen, Inszenierungen, Abgrenzung von anderen Gruppen und Rituale hervor (vgl. ebd.: 246-248).

Böder, Eisewicht, Mey und Pfaff (2019) zufolge werden Jugendkulturen nicht nur durch spezifische Artefakte und „*mediale Ausdrucksformen*“ inszeniert. Über diese Wege verbreiten sie sich auch in der Gesellschaft (vgl. ebd.: 2). Durch die hier beschriebenen Charakteristika von Jugendkulturen, findet Eisewicht et al. (2021) zufolge ein Ablösungsprozess der Jugendlichen statt. Die im Jugendalter entwickelten Entwürfe der eigenen Identität können getestet werden (vgl. ebd.: 8). Durch die Grenzerfahrungen, die im Zuge dieses Prozesses gemacht werden können, werden Strasser, Leutwyler und Mantel (2016) zufolge bislang etablierte Deutungsmuster hinterfragt beziehungsweise an die neuen Erfahrungswerte angepasst. Differenzenerfahrungen sind somit essenzieller Bestandteil für den Bildungsprozess von Identitäten und Weltanschauungen (vgl. ebd.: 3).

Ferchhoff (2011) geht davon aus, dass eine klare Zuordnung einzelner Jugendlicher zu den verschiedenen Jugendkulturen nicht oder kaum endgültig möglich ist, da Jugendliche mühelos zwischen verschiedenen Jugendkulturen wechseln können. Das oben erwähnte jugendkulturtypische „Wir-Gefühl“ mit den damit verbundenen Handlungslogiken gäbe es abgesehen von rechtsextremen Gruppierungen,

marginalisierten Jugendlichen beziehungsweise Jugendlichen in religiösen Gemeinschaften kaum noch (vgl. Ferchhoff 2011: 193). Bei der Zuordnung Jugendlicher in Jugendkulturen kann es sich demnach nur um Momentaufnahmen handeln, die den individuellen Jugendlichen nur vage entsprechen können (vgl. ebd.: 204-206)

Ferchhoff (2011) stellt eine detaillierte Unterteilung verschiedener Jugendkulturen an. Im Folgenden findet sich ein kurzer Auszug dieser. Dabei werden „Skater*innen/Surfer*innen und Snowboarder*innen“, sowie „Stinos“ näher beschrieben. Im Bezirk Weiz gibt es Jugendgruppen, deren Praxen sich an den „Skater*innen“ beziehungsweise „Stinos“, wie Ferchhoff sie beschreibt anzulehnen scheinen (vgl. Kapitel „Formen der Vergesellschaftung Jugendlicher im Bezirk Weiz“)

4.4.2.1. Skater*innen/Surfer*innen/Snowboarder*innen

Hierbei handelt es sich Ferchhoff (2011) zufolge um hedonistische Jugendliche, mit dem Ziel besonders beeindruckende und herausfordernde Tricks mit dem Skateboard zu erlernen. Meist sind sie im urbanen Raum und nutzen für ihre Stunts neben den in Skate-Parks befindlichen Objekte wie Halfpipes auch alltägliche Elemente wie Stufen, Bänke und Ähnliches. Typisch für Jugendliche dieser Jugendgruppe ist Straßenkleidung beziehungsweise Schuhwerk kulturtypischer Marken wie „Asics Sportstyle“ oder „Lakai“ (vgl. ebd.: 252-253).

4.4.2.2. Stinos

Ferchhoff (2011) beschreibt „Stinos“ als in der Öffentlichkeit kaum auffallende Jugendliche, deren Werte, Ansichten von Normalität und Arbeitsmoral weitestgehend ident mit denen von den meisten Erwachsenen sind. Die Jugendlichen werden von den Herkunftsfamilien bestmöglich gefördert. Dies beinhaltet neben ökonomischen Mitteln vor allem auch emotionale Unterstützung. Dadurch erfolgt auch eine langfristige Bindung zu den Eltern. Durch diese Umstände beschreibt Ferchhoff (2011), dass „Stinos“ in der Regel kaum Schwierigkeiten in der Schule haben, da sie nötigenfalls Nachhilfe in Anspruch nehmen können. Typisch ist, dass die Jugendlichen gut in die örtliche Vereinslandschaft integriert sind. Das kann beispielsweise die lokale Blasmusik, Reitvereine, diverse Sportvereine bis hin zur Anbindung in politischen Organisationsformen für Jugendliche beinhalten. In der Regel sind diese Vereinsformen von Erwachsenen organisiert (vgl. ebd.: 264).

Jugendlichen, die der Jugendkultur der „Stinos“ zugehörig sind, wird demnach zugesprochen, gut mit Erwachsenen kooperieren zu können. Die Koexistenz wird daher als unproblematisch beschrieben.

In diesem Kontext erwähnt Ferchhoff (2011), dass diese Jugendlichen häufig die Zeit, die sie im Elternhaus wohnen können, ausschöpfen, um so bereits Geld für eine eigene Wohnung ansparen zu können. Die Kleidung beschreibt Ferchhoff als modebewusst, jedoch nicht außergewöhnlich. Es wird zudem darauf hingewiesen, dass der deutsche Schlager bei diesen Jugendlichen durchaus beliebt sein kann (vgl. ebd.: 265f.).

4.4.2.3. Zusammenschau

Jugendkulturen nach Ferchhoff (2011) sind nicht statisch. Sowohl die kulturellen Eigenheiten als auch deren Mitglieder befinden sich im stetigen Wandel. Jugend ist die Zeit der Identitätsfindung. Daraus folgt, dass sich Jugendliche zum Teil durch die unterschiedlichen Jugendkulturen durchprobieren. Jugendkulturen lassen sich unter anderem durch das Freizeitverhalten, geteilte Werte, wie beispielsweise gemochte und geschätzte Musikrichtung, Selbstinszenierung, u.a. durch Kleidung und Kulturgegenstände, wie als wertvoll erachtete Sammelobjekte definieren.

4.4.3. Peergroups/Clique

Schmidt (2004) zufolge verwies der Begriff „peer“ ursprünglich auf die gleiche soziale Herkunft. Heute wird unter Peers beziehungsweise Peergroups eine Gruppe Jugendlicher verstanden, die in direkter Beziehung zueinanderstehen, also unmittelbar miteinander interagieren (vgl. Schmidt 2004: 70ff. zit. n. Amling 2015: 44). Ein wesentliches Merkmal der Peergroups ist, dass sie altershomogen sind (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010: 21). Durch die Interaktion zwischen den Gruppenmitgliedern formen sich sozialkulturelle Praxen wie Sprach- und Deutungsmuster (vgl. Lochner 2018: 491). Durch diese Prozesse würde Ecarius et al. (2011) zufolge auch ein nahtloser Übergang möglich sein. Peergroups

„existieren häufig ohne die Einbindung der beteiligten Jugendlichen in eine jugendkulturelle Gemeinschaft, gleichwohl liegen in der Regel diffuse Orientierungen an allgemein jugendkulturell geprägten Lebensstilen vor“ (Ecarius et al. 2011: 106 zit. n. Amling 2015: 281).

Demnach besteht kein direkter Zusammenhang zwischen Peergroups und Jugendkulturen. Vielmehr orientieren sich einige Jugendliche in diesen Jugendgruppierungen an jugendkulturellen Praxen.

Scherr (2010) zufolge können Cliques als eine Form von Peergroups verstanden werden. Sie sind durch regelmäßige Treffen und einem damit einhergehenden Beziehungsaufbau unter den Mitgliedern gekennzeichnet. Diese Beziehungen zeichnen sich dadurch aus, dass sie keine Hierarchien (im Sinne von Eliten, wie beispielsweise in Szenen) hervorbringen. Cliques werden als thematisch nicht festgelegte Vergesellschaftungsformen Jugendlicher verstanden (vgl. Scherr 2010: 75 zit. n. Lochner 2018: 493).

4.4.4. Szene

Hitzler und Niederbacher (2010) beschreiben Szenen als eine thematisch ausgerichtete Vergesellschaftung Jugendlicher. Dies zeigt sich ihnen zufolge dadurch, dass in den jeweiligen Szenen am Thema ausgerichtete Praxen erkennbar sind. Hierbei wird betont, dass Szenen meist um „single-issue“ Themen verortet sind. Dies kann sportliche Aktivitäten, wie das Skaten, politische Weltanschauungen wie die Antifa (Antifaschistische Aktion) oder Sammlergegenstände wie Autos umfassen. Eigene

Sprachbilder, Kleidungsstile sowie die Etablierung von spezifischen Ritualen sind wesentliche Bestandteile szenetypischer Praxen (vgl. ebd.: 16-18). Hitzler und Niederbacher (2010) beschreiben zudem, dass sich die Praxis der Szenen auch in Form von präferierten, szenetypischen Treffpunkten zeigen kann (vgl. ebd.). Regelmäßige Treffen werden auch als Grundlage dafür beschrieben, dass sich innerhalb einer Szene szenetypische (Jugend-)Kulturen bilden. Sie sprechen in diesem Kontext auch von jugendkulturellen Szenen (vgl. ebd.: 188). Handlungsangebote in Szenen sind jedoch nicht als omnipräsent zu verstehen. Das bedeutet, dass beispielsweise Skater*innen nicht durchgehend am Skaten sind (vgl. ebd.: 16-18).

„Thematische Fokussierung meint vielmehr die Vorfindlichkeit eines mehr oder weniger präzise bestimmten thematischen Rahmens, auf den sich Gemeinsamkeiten von Einstellungen, Präferenzen und Handlungsweisen der Szenegänger [sic!] beziehen“ (Hitzler/Niederbacher 2010: 16-18).

Betont wird hierbei, dass die Deutungsmusterangebote, die sich aus den gemeinsamen Einstellungen und Handlungen ergeben in ihrer Ausprägung unterschiedlich ausfallen. Als Beispiel werden hierbei „Punks“ angeführt (vgl. ebd.: 17). Bei ihnen verorten Hitzler und Niederbacher (2010) das „Punk sein“ als lebenslagenübergreifend. Wohingegen in der Techno-Szene kein Verhaltenskodex erkennbar ist, der über das Leben in der Szene hinausgeht (vgl. ebd.).

Die erwähnten Praktiken sind jedoch keineswegs als starre, sich selbst reproduzierenden Strukturen zu verstehen. So betonen Gebhardt, Hitzler und Liebl (2018), dass die Praxen einem fortwährenden Aushandlungsprozess ausgesetzt sind. Sie sind daher im ständigen Wandel und als fluide zu beschreiben. Dieser Vorgang findet allerdings nicht ausschließlich im direkten, unmittelbaren Kontakt unter den Szenemitgliedern statt: So ist zu beobachten, dass Szenemedien oder auch Leserbriefe als Teil dieses Aushandlungsprozesses betrachtet werden können (vgl. ebd.: 67).

Als lokales Beispiel für ein derartiges Szenemedium kann der Grazer Rollbrett Ästeten Bund (kurz GRÄB) genannt werden. Hierbei handelt es sich um einen Verein, der es sich zum Ziel gesetzt hat, die Grazer Skate-Kultur zu fördern und sich für deren Interessen einzusetzen (vgl. GRÄB o.A. a). Der Verein wirbt auf der eigenen Website dafür, sich aktiv für die Rechte von Skater*innen einzusetzen. Dies geschieht durch Slogans wie „Mitmachen statt motschgern!“ (ebd., b) oder „FPÖ verbreitet dreiste Lügen über das Skaten“ (ebd., c). In letzterem Artikel findet sich vor allem eine Stellungnahme zur Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ).

Das hier angeführte Beispiel erscheint deshalb von besonderem Interesse, da „Skater*innen“ nach Ferchhoffs (2011) Definition zu den Jugendkulturen zugeordnet werden können, wohingegen Hitzler und Niederbacher (2010) „Skater*innen“ als Szene beschreiben (vgl. ebd.: 133). Aus diesen unterschiedlichen Ansätzen geht hervor, dass keine trennscharfe Differenzierung zwischen Jugendkulturen und Szenen existiert. Eine detaillierte Gegenüberstellung der theoretischen Bezüge findet sich im Kapitel „Jugendkultur, Szene oder Peergroup?“. Wichtig ist hierbei jedoch, dass das oben angeführte Medium deshalb als Szenemedium beschrieben werden kann, weil „Skater*innen“ auch einer Szene zugeordnet werden. Des Weiteren wird auf der Website Stellung zu politischen sowie die Szene betreffenden Themen genommen.

Die Zugehörigkeit zu den jeweiligen Szenen entsteht Hitzler und Niederbacher (2010) zufolge nicht aufgrund der sozialen Herkunft. Vielmehr gehen den unterschiedlichen Szenezugehörigkeiten mehr oder weniger bewusste Entscheidungen voraus. Hitzler und Niederbacher bezeichnen Szenen auch als Gesinnungsgemeinschaften. Der Szenezugehörigkeit geht demnach häufig eine Suche nach „Gleichgesinnten“ voraus. Daraus ergibt sich, dass Szenen meist nicht im Kontext von Schulen gebildet werden. Szenen können als soziale Gebilde verstanden werden, in denen sich die Mitglieder zugehörig oder heimisch fühlen. Dafür ist – wie auch in den Jugendkulturen (siehe Kapitel „Jugendkultur“) – die Entwicklung eines „Wir-Gefühls“ notwendig (vgl. Hitzler und Niederbacher 2010: 16-19). Dies geschieht Hitzler und Niederbacher (2010) zufolge

„aufgrund des Glaubens an eine gemeinsame Idee bzw. aufgrund der (vermeintlichen) Bestätigung der tatsächlichen Existenz dieser gemeinsamen Idee durch bestimmte Kommunikationsformen und/oder kollektive Verhaltensweisen“ (Hitzler und Niederbacher 2010: 19).

Dies führt Rehberg (1993) weiter aus, indem er betont, dass Szenen als Vergesellschaftungsformen verstanden werden können, die unabhängig von sozialer Herkunft, Kultur, Geschlecht und auch Alter sind. Denn wie bereits erwähnt orientieren sich diese am geteilten Thema (vgl. Rehberg 1993: 24 zit. n. Eisewicht et al. 2021: 9). Thole und Schoneville (2010) vertreten hingegen die Ansicht, dass der soziale Status auch in Bezug auf Szenen eine wesentliche Rolle spielt (vgl. Thole/Schoneville 2010: 156 zit. n. Lochner 2018: 491), da die soziale Differenzkategorien auch in diesen Gruppen reproduziert werden (vgl. Lochner 2018: 491). Deutlich wird, dass im fachwissenschaftlichen Diskurs Uneinigkeit darüber zu bestehen scheint, ob und inwieweit die soziale Stellung Einfluss auf Szenen hat.

In Szenen basiert das „Wir-Gefühl“ demnach auf dem Glauben an das gemeinsame Thema und nicht auf angeborene Zugehörigkeiten (vgl. Hitzler und Niederbacher 2010: 19). Hitzler und Niederbacher (2010) zufolge setzen sich Szenen aus einzelnen Gruppen zusammen. Hierbei merken sie an, dass neben Jugendlichen auch jene Menschen Teil von Szenen sind, die formal dem Erwachsenenalter zugeschrieben werden, jedoch ein jugendliches (juveniles) Selbstbild haben (vgl. ebd.: 20). Innerhalb dieser Gruppe findet Hitzler und Niederbacher (2010) zufolge eine dichte Kommunikation statt. Anders gestaltet sich dies in der gruppenübergreifenden Kommunikation: Hier wird der Austausch als beschränkt beschrieben. Dennoch ist auch die Kommunikation zwischen den Gruppen essenzieller Bestandteil einer Szene. Dies geschieht allerdings nicht zwangsläufig im direkten Kontakt, da sich die Mitglieder einer Szene nicht unbedingt persönlich kennen müssen (vgl. ebd.: 20).

Bemerkenswert ist dabei, dass sich trotz der vergleichsweise geringen Kommunikation unter den einzelnen Gruppen einer Szene ein „Wir-Gefühl“ (wie oben beschrieben) entwickelt. Dies führen Hitzler und Niederbacher (2010: 21) unter anderem auf die die geteilte szenetypische Kultur anhand derer sich die Mitglieder der Szene erkennen, zurück.

Es zeigt sich, dass Szenen durchaus untereinander, manchmal sogar international miteinander kommunizieren. Hitzler und Niederbacher (2010) zufolge wären Szenen ohne eine umfassende Vernetzung denkunmöglich. Im Gegensatz zu manchen

Jugendkulturen gibt es in Szenen im Regelfall weder Zugangsbarrieren noch Schwierigkeiten, beim Verlassen der Szenen. In diesem Kontext vergleichen Hitzler und Niederbacher Szenen mit Nebel: Als Beteiligte/Beteiligter ist es oft unklar, ob man bereits Teil der Szene ist, beziehungsweise inwiefern man bereits zum Kern der Szene gehört (vgl. ebd.: 18). Sie betonen dabei, dass Szenen durchaus hierarchisch organisiert sein können. So sprechen sie davon, dass sich innerhalb von Szenen Eliten bilden. Diese übernehmen ihnen zufolge häufig für die Gemeinschaft wichtige Aufgaben und Funktionen. Infolgedessen kommt diese Elite an (in der Szene geschätzte) Privilegien (vgl. ebd.: 185).

4.4.5. Distinktion

Wie bereits in den Abschnitten „Jugendkultur“ und „Szene“ dargelegt wird, ist für die Vergesellschaftung von Jugendlichen größtenteils die Entwicklung eines „Wir-Gefühls“ notwendig. Die Konsequenz, eines „Wir“ ist, dass es auch ein „die Anderen“ geben muss. Bereits hieraus lässt sich ableiten, dass die Distinktion, also die „kulturelle Abgrenzung zwischen sozialen Gruppen“ (Fuchs-Heinritz et al. 1994: 148 zit. n. Dazert 1994: 47) für die Aufrechterhaltung eben dieser Gruppen von zentraler Bedeutung ist.

Rehbein (2016) geht davon aus, dass sich der Habitus (vgl. Kapitel „Habitusstheorie“) der jeweiligen Gruppenmitglieder innerhalb der sozialen Gruppe gleicht (vgl. Rehbein 2016: 153). Dies wird darauf zurückgeführt, dass die Mitglieder eben dieser Gruppe von derselben „strukturierenden Struktur“ (Bourdieu 1982: 281 zit. n. Rehbein 2016: 153) geprägt wurden.

In diesem Umstand verortet Rehbein (2016) den Grund für die Distinktion zwischen sozialen Gruppen. Einerseits ist dies den unterschiedlichen Sozialisationen und den daraus folgenden unterschiedlichen Lebensstilen zuzuschreiben. Hier erfolgt die Distinktion demnach passiv, also ohne aktives Zutun (vgl. ebd.: 153). Andererseits streben soziale Gruppen Rehbein (2016) zufolge auch aktiv die Distinktion zu benachbarten Gruppen an. Dies erfolgt unter anderem durch symbolische Selbstzuschreibungen der eigenen Gruppe. Diese Selbstzuschreibungen werden innerhalb der sozialen Gruppe durchwegs positiv konnotiert. Die jeweiligen Selbstzuschreibungen sind auch anderen Gruppen bekannt, werden jedoch nicht als erstrebenswert erachtet und daher negativ bewertet (vgl. ebd.).

Die soziale Herkunft/Klasse spielt in Rehbeins (2016) Definition von sozialen Gruppen eine wesentliche Rolle. Soziale Gruppen sind hier nicht durchmischt – sie werden in der sozialen Zusammensetzung als homogen beschrieben (vgl. Rehbein 2016: 151). Unklar bleibt, ob die Theorie der Distinktion auf Jugendkulturen, Subkulturen, Peergroups oder Szenen anzuwenden ist, da diese teils als sozial durchmischt (vgl. Kapitel „Jugendkultur, Szene oder Peergroup?“) beschrieben werden. Im Zuge der empirischen Forschung konnten jedoch Formen der Distinktion zwischen diesen Gruppen und Gruppierungen beobachtet werden (vgl. Kapitel „Formen der Vergesellschaftung Jugendlicher im Bezirk Weiz“). Aus diesem Grund wird die Theorie der Distinktion analog für Gruppen angewandt, die nicht zwangsläufig auf der Zugehörigkeit zu derselben sozialen Klasse beruhen. Das die Theorie der Distinktion im Zuge dieser Arbeit auch auf die Formen der

Vergesellschaftung Jugendlicher angewandt wird, erscheint neben dem oben genannten Umstand auch deshalb legitim, da Rehbein (2016) zufolge die Differenz zwischen den sozialen Gruppen unter anderem im „Geschmack“ oder der „ästhetischen Bewertung“ deutlich wird (vgl. ebd.: 151). In den Abschnitten „Jugendkultur“, „Peergroups/Clique“ und „Szene“ wird deutlich, dass Geschmack und ästhetische Bewertung in diesen Formen der Vergesellschaftung Jugendlicher eine wesentliche Rolle einnehmen.

4.4.6. Jugendkultur, Szene oder Peergroup?

Bei genauem Studium der Abschnitte „Jugendkultur“, „Peergroups/Clique“ und „Szene“ fällt auf, dass sich die theoretischen Auseinandersetzungen zu den unterschiedlichen Formen der Vergesellschaftung von Jugendlichen teilweise sehr ähnlich sind. So wurde beispielsweise in den oben genannten Abschnitten darauf verwiesen, dass sowohl Jugendkulturen wie auch Peergroups oder Szenen eigene, für sie typische Verhaltensweisen und Stile entwickeln (vgl. Eisewicht et al. 2021: 8; Lochner 2018: 491; Hitzler/Niederbacher 2010: 16-18). Der Umstand, dass beispielsweise „Skater*innen“ sowohl als Jugendkultur als auch als Szene beschreiben werden (vgl. Kapitel „Jugendkultur“ und „Szene“) lässt die Vermutung zu, dass eine klare Differenzierung beider Begriffe nahezu unmöglich ist.

Eine trennscharfe Differenzierung erscheint unter diesen Aspekten kaum möglich. Köhler et al. (2016) kritisieren ähnlich wie hier angeführt die mangelnde theoretische Ausdifferenzierung der Vergesellschaftungsformen Jugendlicher (vgl. Köhler et al. 2016: o.A. zit. n. Ecarius 2020: 179).

Wie kann trotz der theoretischen Unschärfe der Begriffe eine nachvollziehbare Kategorisierung der Vergesellschaftungsformen gelingen? Unter den gegebenen Umständen erscheint eine Klärung notwendig. Aus diesem Grund findet sich im Folgenden eine Gegenüberstellung der relevanten theoretischen Auseinandersetzungen wieder. Im Anschluss daran wird in Anlehnung an Hitzler und Niederbacher (2010) ein Modell entwickelt, welches bei der Unterteilung helfen soll.

4.4.7. Gegenüberstellung

Eine Peergroup beziehungsweise Clique kann als die kleinste der hier angeführten Formen der Vergesellschaftung Jugendlicher angesehen werden. Unter anderem daraus leitet sich auch ab, dass die Peergroup im Gegensatz zu Jugendkulturen oder Szenen auf persönlichen Kontakt unter den Gruppenmitgliedern angewiesen ist (vgl. Schmidt 2004: 70ff. zit. n. Amling 2015: 44). Anzunehmen ist, dass mit der hohen Interaktionsdichte und dem Beziehungsgeflecht in Peergroups/Cliquen vergleichsweise hohe Zugangshürden einhergehen. Im Gegensatz dazu wird davon ausgegangen, dass in Szenen und Jugendkulturen nur geringe beziehungsweise keine Zugangsbarrieren vorhanden sind (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010: 18; Ferchhoff 2011:193).

Die Peergroup kann, wie oben beschrieben als die Gruppierung Jugendlicher mit dem höchsten Grad an persönlicher Interaktion innerhalb der Gruppe bezeichnet werden. Im

Fokus steht hier die gemeinsam verbrachte Zeit, die geteilten Erlebnisse sowie die Beziehung unter den Peers (vgl. Schmidt 2004: 70ff. zit. n. Amling 2015: 44). Daher kann die These formuliert werden, dass der direkte Kontakt sowie die gemeinsamen Erlebnisse und Beziehungen als „Bindemittel“ für die Gruppe betrachtet werden können. In Szenen und Jugendkulturen wird die Interaktionsdichte als geringer beschrieben (vgl. Kapitel „Jugendkultur“ und „Szene“). Daher entwickelt sich hier das „Wir-Gefühl“ (welches auch in diesen Gruppen als Grundvoraussetzung gilt) nicht zwangsläufig im direkten Kontakt unter den Jugendlichen. In Szenen ist das geteilte Thema die Basis für die Entwicklung des „Wir-Gefühls“ (vgl. Hitzler und Niederbacher 2010: 19), wohingegen dieses Gefühl der Gemeinschaft in Jugendkulturen auf der Abstimmung der Weltansichten basiert (vgl. Eisewicht et al 2012: 247). Eisewicht (2021) zufolge können sowohl Szenen wie auch Jugendkulturen als Vergesellschaftungsformen verstanden werden, die durch die Selbstinszenierung Jugendlicher geprägt sind (vgl. Eisewicht 2021: 9).

An Schulen kommen Jugendliche zusammen, um zu lernen aber auch um sich dort selbst zu inszenieren. Daher verwundert es auch nicht, dass Schulen eine wesentliche Rolle bei der Bildung von Jugendkulturen zugesprochen wird (Willems/Eichholz 2008: 896 f. zit. n. Eisewicht et al. 2021: 2). Anders verhält es sich bei Szenen: Hier ist nicht der Ort, an dem Jugendliche zusammenkommen von Bedeutung, sondern das geteilte Thema, wie beispielsweise das Skaten (vgl. Hitzler und Niederbacher 2010: 16-18). Daraus ergibt sich, dass der sozialen Stellung in Szenen keine Bedeutung zugeschrieben wird, wobei es hierzu im fachwissenschaftlichen Diskurs divergierende Einschätzungen gibt (vgl. Kapitel „Szene“). Anders als Peergroups und Cliques, die in der Regel keine Hierarchien (in einem Ausmaß wie in Szenen) hervorbringen (vgl. Hitzler und Niederbacher 2010: 16-18), etablieren sich in Szenen Eliten (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010: 185). Szenen unterscheiden sich auch insofern von Peergroups, weil sie im Gegensatz zu Peergroups keine oder kaum Zugangsbeschränkungen haben und ein fliegender Wechsel möglich ist (vgl. Ecarius 2020: 179).

Für diese Arbeit erscheint jedoch von besonderer Relevanz, zu betonen, dass Szenen nicht auf das Jugendalter beschränkt sind (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010: 20). Denkbar anders verhält es sich bei Jugendkulturen. Sie werden als biographisch abgrenzbare Phase beschrieben, die mit dem Ende der Jugend auch zu Ende gehen (vgl. Eisewicht 2021: 9-10).

4.4.8. Modell der Vergesellschaftung

In der vorigen Gegenüberstellung der theoretischen Konstrukte wird deutlich, dass es zwischen den Begriffen Gemeinsamkeiten gibt. Das bedeutet jedoch nicht, dass sie synonym verwendet werden können, dazu sind die Unterschiede in vielen Bereichen zu gravierend. Um für die vorliegende Arbeit trotz der Überschneidungen und der theoretischen Unschärfe in der Ausdifferenzierung Klarheit zu schaffen, wird im Folgenden in Anlehnung an Hitzler und Niederbacher (2010) ein verständliches Modell zur Differenzierung der Formen jugendlicher Vergesellschaftung entwickelt.

Grundlage für dieses Modell ist die graphische Aufbereitung von Szenen von Hitzler und Niederbacher (2010) (siehe hierzu Abbildung 1).

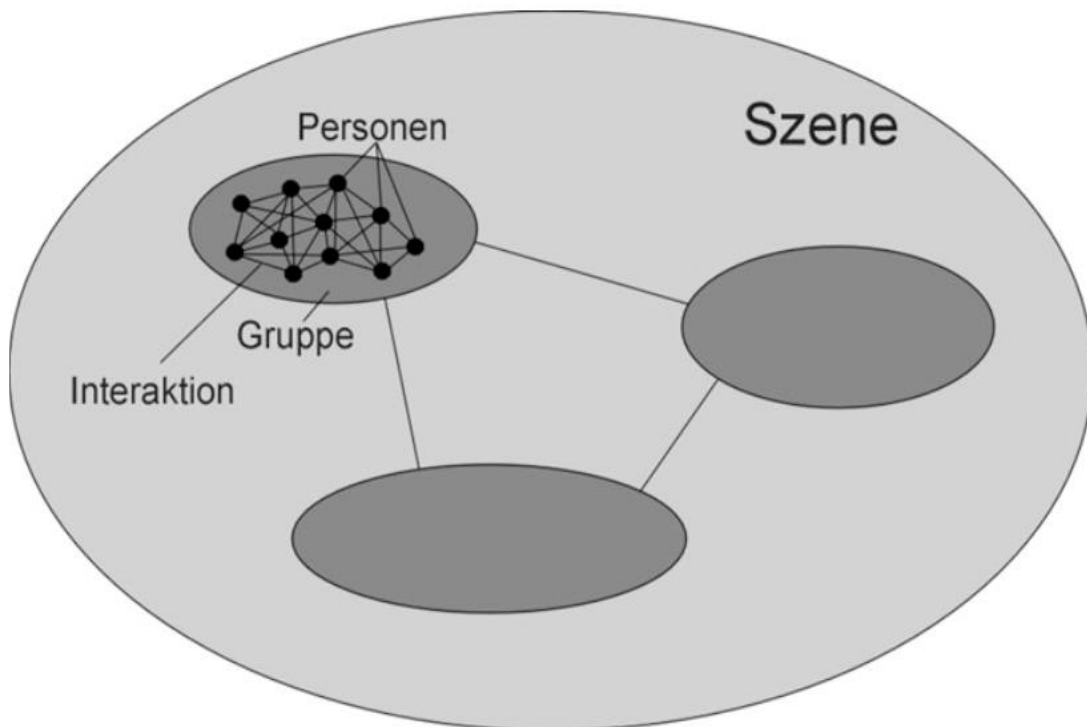


Abbildung 1: Gruppen in Szenen (Hitzler/Niederbacher 2010: 21)

Hier ist erkennbar, dass sich die Szene aus Personen zusammensetzt, die ihrerseits in unterschiedlichen Gruppen innerhalb der Szene verortet sind. Für die vorliegende Arbeit bedeutet dies, dass Peergroups und Cliques Bestandteile von Szenen bilden können. Da Cliques jedoch nicht zwangsläufig ein gemeinsames Thema haben müssen, können sie auch außerhalb von Szenen existieren. Hierzu ein Beispiel: Jugendliche Skater*innen, die sich regelmäßig am Skateplatz treffen und miteinander interagieren können sowohl als Clique, wie auch als Teil der Skateszene verstanden werden. Wenn diese Gruppe Jugendlicher jedoch keine „Skater*innen“ sind, sondern beispielsweise Freund*innen aus der Schule, sind sie kein Teil einer Szene, wohl aber eine Clique.

Sowohl Szenen als auch Peergroups können dabei eine für sie typische (Jugend-)Kultur bilden bzw. sich an diese annähern. Hitzler und Niederbacher (2010) sprechen im Kontext von Szenen über „szenetypischen Kulturen“ (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010: 185). Diese würden Hoffmann (2011) zufolge

„unter dem Begriff der Jugendkultur zusammengefasst werden, so dass durchaus von Jugendkulturen bzw. jugendkulturellen Phänomenen in Szenen gesprochen werden kann“ (Hoffmann 2011: 168).

Dies bedeutet nicht, dass jede Jugendkultur in einer Szene verortet sein muss. Jugendkulturen bestehen auch außerhalb von Szenen (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010: 189).

In der vorliegenden Arbeit wird demnach davon ausgegangen, dass Peergroups/Cliquen, Jugendkulturen und Szenen ineinander übergreifen können. Peergroups und Cliques sind dabei gleichaltrige Jugendliche, die Teil von Szenen sein können und zum Teil auch eigene Jugendkulturen ausbilden. Eine Szene ist eine große, teils weltweit vernetzte Form der Vergesellschaftung, die auch eigene Jugendkulturen hervorbringen kann. In Jugendkulturen werden geteilte Praxen, wie Handlungs- und Deutungsmuster, sowie eigene Stile entwickelt. Sie sind neben den Eltern und der Schule zentrale Sozialisationsinstanzen, in denen die eigene Identität entwickelt und erprobt werden kann.

Nach der Analyse der Vergesellschaftungsformen Jugendlicher in diesem Kapitel, werden im folgenden Kapitel Überlegungen zur Raumtheorie angestellt.

4.5. Raumtheorie

Altrogge Julia

Eine lebensweltliche Analyse des Aufwachsens von Jugendlichen im Bezirk Weiz kommt nicht umhin, die aus dem Datenmaterial gewonnenen Beschreibungen der Sozialräume aufzugreifen. Zur Einbettung der empirischen Untersuchung erfolgt an dieser Stelle daher ein kurzer Abriss raumtheoretischer Forschung. Der Raumbegriff ist ein komplexer soziologischer Begriff, der historisch betrachtet eine Vielzahl an Raumkonzeptionen hervorgebracht hat. Von der Vorstellung von Raum als einem materiellen Container-Raum, der passiv vorhanden ist und beliebig befüllt werden kann, hat sich die Raumsoziologie bereits seit Émile Durkheim und Georg Simmel losgelöst (vgl. Schroer 2009: 354). Heute ist „der Nachweis einer relationalen Raumauffassung [...] gewissermaßen zum Lackmustest avanciert, um zu entscheiden, ob man es mit einem Raumkonzept zu tun hat, dass sich auf der Höhe der Zeit bewegt“ (Schroer 2009: 357). Raum als Produkt sozialer Praxis meint die „Raumkonstitutionen und -konstruktionen verschiedenster Akteure“ (ebd.: 364). Eine Dialektik von Sozialraum und (sozialer) Entwicklung hätte darüber hinaus das Potential, „die verschiedensten Bereiche des gesellschaftlichen Zusammenlebens für die demokratisch-selbstbestimmte Entscheidungsfindung“ (Reutlinger 2009: 104) zu eröffnen. Im folgenden Kapitel soll ein Einblick in die sozialpädagogische Sozialraumforschung mit besonderem Schwerpunkt auf das Aneignungskonzept von Ulrich Deinet (2009) ermöglicht werden.

4.5.1. Raum als Handlungsfeld

Die Beschäftigung mit Raum als konkreter förderlicher oder behindernder Lebenswelt des Menschen, stellt die Basis einer Sozialen Arbeit dar, die auf einen „gelingenderen Alltag“ (Thiersch 2001: 906) des Individuums abzielt (vgl. Kessl/Maurer 2019: 162f.). Als

theoretische Basis für die Beschreibung sozialräumlicher Aspekte des Aufwachsens Jugendlicher im Bezirk Weiz (vgl. „Sozialräumliche Aneignungsprozesse von Jugendlichen im Bezirk Weiz“) werden im Rahmen dieser Arbeit das Aneignungskonzept von Ulrich Deinet (2014a) sowie aktuelle raumsoziologische Erkenntnisse herangezogen.

Der Begriff der *Aneignung* stammt aus Leontjews Tätigkeitstheorie (Leontjew 1964) der Kulturhistorischen Schule bzw. deren Rezeption und Weiterentwicklung durch Klaus Holzkamp (Holzkamp 1973) im Rahmen der kritischen Psychologie.

Der sowjetische Psychologe Leontjew betrachtete die Entwicklung des Menschen nicht als internes Programm, das sich selbständig realisiert, sondern als durch die tätige Auseinandersetzung mit der Umwelt geprägten Prozess. Marxistische Grundannahmen einer dialektischen Einheit von Individuum und Gesellschaft, deren Gestaltung sehr stark von den äußeren Bedingungen abhängt, bilden den Hintergrund von Leontjews Konzept (vgl. Deinet 2014b: 11).

„Die psychologische Entwicklung des Kindes durchläuft zwar eine Reihe von Stadien, der Inhalt dieser Stadien ist jedoch nicht unabhängig von konkret-historischen Bedingungen, unter denen das Kind lebt. Im Gegenteil – sie beeinflussen sowohl den konkreten Inhalt der einzelnen Entwicklungsstufen als auch den gesamten Verlauf der psychischen Entwicklung“ (Leontjew 1973: 403 zit. n. Deinet 2014b: 23).

Wenn Deinet daraus die „Raumaneignung“ (Deinet/Reutlinger 2014: 12) entwickelt, dann meint er damit, dass die „Subjektbildung im Raum“ (Deinet 2004: 178) unter spezifischen Bedingungen der jeweiligen Lebenswelt und der Qualität der Begegnungen stattfindet. Er zielt mit seiner betont qualitativen Forschung zum sozialräumlichen Verhalten von Kindern und Jugendlichen auf praktische Erkenntnisse sowohl für die Jugendarbeit als auch für die Gestaltung von Bildungsprozessen.

Die Verbindung zur Lebenswelt schafft Deinet mit Hilfe sozial-ökologischer Theorien, welche sich zumeist mit veränderten räumlichen Bedingungen im städtischen Raum und ihren Auswirkungen auf die Sozialisation von Kindern und Jugendlichen beschäftigen und raumsoziologischen und sozialräumlichen Ansätzen (vgl. Löw 2001; Kessl/Reutlinger 2010).

„Die Aneignung ihrer jeweiligen Lebenswelt als schöpferischer Prozess der eigentätigen Auseinandersetzung mit der gegenständlichen und symbolischen Kultur der Gestaltung und Veränderung von Räumen und Situationen – sozusagen die Bildung des Subjekts im Raum – wird wesentlich beeinflusst, gefördert oder eingeschränkt durch die sozialstrukturellen Bedingungen von Dörfern, Wohnquartieren, Stadtteilen, Regionen“ (Deinet 2004: 177).

Aus einer Studie von Martha Muchow kann bereits für das städtische Aufwachsen in den 30er Jahren entnommen werden, wie sich der Handlungsraum von Kindern und Jugendlichen mit zunehmendem Alter räumlich erweitert. Als bemerkenswertes Ergebnis ihrer qualitativen Lebensweltanalyse wurde die Bedeutung von Freiflächen im Unterschied zur gewidmeten Infrastruktur beschrieben (vgl. Muchow 1978: 28 zit. n. Deinet 2009: 40). Für das moderne Aufwachsen, vor allem in Städten, stellt sich die Frage, inwieweit solche Orte noch zu finden sind.

Für viele Jugendliche bieten diese Meta-Räume (vgl. Herrenknecht 2009: 110) die seltene Gelegenheit zur Aneignung durch Veränderung von vorgefundenen Situationen. Es sind „Orte und Arrangements, die durch maximale Distanz zu den Routinen und Zwängen des Alltagslebens gekennzeichnet sind“ (Scherr 2002: 6 zit. n. Deinet 2004: 186). Aus einem Holzbrett wird ein verrufener Treffpunkt, aus windigem Bauwerk wird ein Raum der gelösten Zusammenkunft. Seine Bedeutung erlangt er dadurch, dass „selbst gestaltbare Räume Quellen der Selbstwertschöpfung und Orte des Experimentierens mit sich selbst“ sind (Böhnisch 1999: 124 zit. n. Deinet 2014c: 230). Diese „kollektiven Raumsymbole“ (Reutlinger 2015: 30) haben für die Jugendlichen eine große Bedeutung. Durch soziale Prozesse werden diese Räume erschaffen und bekommen ihr Erscheinungsbild. Gleichzeitig wirkt diese Raumeignung auch wieder auf die Kommunikationsprozesse unter allen Beteiligten zurück (vgl. Reutlinger 2015: 30). Die Interaktion in der Gruppe fördert das Erleben als Gruppe, fördert aber gleichzeitig die individuelle Sozialisation.

„Gegenkulturelle Räume“ (Löw 2001: 185), entlegen und uneinsichtig, üben dabei nicht nur auf Jugendliche einen starken Sog aus. Es gehört allgemein zu den Charakteristika von Städten, dass Bewohner*innen und Besucher*innen jeden Alters neben den glänzenden Innenstädten und gepflegten Wohnvierteln auch verborgene, dunkle Winkel vorfinden. Diese Orte sind Teil einer grundlegenden Widersprüchlichkeit von Urbanität, in welcher der einzelne den Anspruch auf ein sicheres Zuhause hegt, sich gleichzeitig jedoch frei und ungehemmt ausleben will (vgl. Häusermann/Siebel 1992: 10f.). Es gehört zur Charakteristik von „Grenzobjekten“ (Star/Griesemer 1989), dass sie „verschiedene Bedeutungen in unterschiedlichen sozialen Welten haben, „aber ihre Struktur ist für mehr als eine Welt gemeinsam genug, damit sie als Mittel der Übersetzung erkennbar sind“ (Star/Griesemer 1989: 87).

Aktuellere sozialökologische Modelle haben erkannt, dass die Erweiterung des Aktionsradius heute nicht mehr wie in den 30er Jahren bzw. auch noch in den 70er Jahren als Modell von „expandierenden Zonen, die der Heranwachsende in bestimmter Reihenfolge betritt und die ihn ihrem räumlich-sozialisatorischen Potential aussetzen“ (Baacke 1980: 499 zit. n. Deinet 2009: 42) erklärt werden kann. Stattdessen hat die Funktionalisierung unseres Lebensraums, in der freie Flächen ohne Zweckwidmung eine Seltenheit darstellen, dazu geführt, dass die freie Aneignungstätigkeit von Kindern und Jugendlichen stark eingeschränkt wurde. „Kinder wurden so in Binnenräume gedrängt, von den Erwachsenen entmischt; Kindheit wurde mehr und mehr verhäuslicht und institutionalisiert“ (Reutlinger 2004: 122). Dies hat zur Folge, wie Helga Zeiher anhand eines Inselmodells darzustellen versucht, dass der Raum zwischen den einzelnen Inseln unsichtbar bleibt bzw. nicht mehr angeeignet werden kann (vgl. Zeiher 1983: 187 zit. n. Deinet 2014b: 44f.).

Welche Folgen diese „verinselte Vergesellschaftung“ (Löw 2001: 265) über die Stadt hinaus auch auf die „moderne Landkindheit“ hat, zeigt Albert Herrenknecht (Herrenknecht 2009: 93-111) auf. Im „regionalen Dorf“ bewegen sich Kinder mit Hilfe der Eltern-Chauffeure in hoher Geschwindigkeit zwischen vereinbarten Spielkontakten in privaten Räumen oder zonierten Spielräumen, institutionalisierten Bildungsstätten oder Vereins- und Hobbygruppen. Streifzüge im Dorfgebiet nehmen deutlich ab, stattdessen bilden sich fixe Stationen im Wohnraum Dorf. In der Folge verliert das Dorf an Bedeutung

und organisieren Jugendliche ihre Bedürfnisse und Interessen in der erweiterten Region. Verstärkt wird diese Entwicklung durch die Möglichkeiten der digitalen Vernetzung und Mobilität (vgl. ebd.: 93-111).

Deinet betont, wie sehr Kinder und Jugendliche in ihrer Aneignungstätigkeit auf die Struktur des Raums angewiesen sind bzw. mit ihm konfrontiert werden.

„Die Kolonialisierung der Lebenswelt in unzusammenhängende Inseln, deren Grenzen nicht ohne fremde Hilfe überwunden werden können, macht es für Kinder und Jugendliche schwer, Erfahrungen zu erweitern, um die ›Unmittelbarkeit‹ ihres Alltags zu überschreiten“ (Deinet 2009: 52).

Eine Verbindung der Aneignungsperspektive mit der Bewältigungsperspektive scheint für Lothar Böhnisch eine ergänzende Kombination, um die Komponenten von Handlungsfähigkeit und moderne (Un)Möglichkeitsräume zu beschreiben (vgl. Böhnisch 2009: 117f.). Reutlinger (2004: 128f.) stellt in Frage, ob es unter den derzeitigen Lebensbedingungen noch um die Ermöglichung der Aneignung physischer Räume gehen kann. Für ihn kristallisiert sich stattdessen vermehrt eine „Gefahr des Überflüssigseins“ im Rahmen des Strukturwandels der kapitalistischen Arbeitsgesellschaft heraus.

„Die Jugendlichen einer gespaltenen Stadt brauchen keine Abenteuerspielplätze mehr, denn durch die gesellschaftlichen Veränderungen ist ihr ganzes Leben zum Abenteuer geworden. [...] Also muss auf der Handlungsebene neu geschaut werden, welches das sozialräumliche Handlungsproblem der Jugendlichen im heutigen urbanen Kontext ist. [...] Deshalb ist eine neue Empirie der Aneignung nötig“ (Reutlinger 2004: 129).

Reutlinger beschreibt eine städtische Spaltungstendenz in Gewinner*innen und Verlierer*innen, die Sozialraum zu Containern mit spezifischen Markierungen reduziert und biographische Bewältigungsherausforderungen unberücksichtigt lässt (vgl. Reutlinger 2004: 121). Der spät-kapitalistische Wohlfahrtsstaat wähle zunehmend Strategien, sich einerseits seiner Verantwortung über den Weg von Private-Public-Partnerships oder Schutzzone zu erleichtern und andererseits auf Abweichungen vermehrt mit Kontrolle und Zwang zu reagieren (vgl. Kessl/Reutlinger 2010: 115). Anstelle aktueller Bemühungen, soziale Konflikte einzudämmen, bräuchte es nach Reutlinger gerade wieder vermehrt Auseinandersetzungen und Dialog, um einen Perspektivwechsel zu ermöglichen. Nur dadurch könnte man die „Bewältigungskarten“ (Reutlinger 2009:90) kennenlernen, die die Heranwachsenden schreiben und Räume der Beteiligung identifizieren, die für die Jugendlichen funktionieren (vgl. ebd.: 90; vgl. Kapitel „Aufwachsen und Sozialisation“).

Die teilweise weit auseinanderklaffenden sozialräumlichen Nutzungsvorstellungen Jugendlicher und Erwachsener können nach Löw (vgl. Löw 2001: 225) aus divergierenden Raumvorstellungen und institutionalisierten Raumkonstruktionen eingeschriebenen Machtverhältnissen erklärt werden. Menschen haben höchst unterschiedliche Raumvorstellungen, was sich in der Interaktion bzw. Aushandlung wiederum auf die Gestaltung von Räumen auswirkt. Durch die „Syntheseleistung“, die Verknüpfung von sozialen Gütern und Lebewesen, wird ein Raum (re)produziert. Seine spezifische Bedeutung erhält er durch „Spacing“, worunter Löw das Positionieren

konkreter so wie symbolischer Markierungen versteht. Löw versteht Wahrnehmen und Handeln als durch den Habitus, die eigene Biografie und gesellschaftliche Strukturmerkmale geprägt (vgl. ebd.: 225).

Am Aneignungskonzept kritisiert Löw die Vorstellung von Raum als a priori existierende Gegebenheit, die vom Individuum angeeignet werden könne (ebd.: 249f.). Dies entspreche einer „absolutistischen Raumvorstellung“, einer „Vorstellung vom Raum als Behälter von Dingen und Menschen“ (ebd.: 264). Stattdessen betrachtet Löw Raum als „relationale (An)Ordnung sozialer Güter und Menschen (Lebewesen) an Orten“ (ebd.: 224).

„Das heißt ich wende mich gegen die in der Soziologie übliche Trennung in einen sozialen und einen materiellen Raum, welche unterstellt, es könne ein Raum jenseits der materiellen Welt entstehen (sozialer Raum), oder aber es könne ein Raum von Menschen betrachtet werden, ohne dass diese Betrachtung gesellschaftlich vorstrukturiert wäre (materieller Raum). Analytisch gehe ich daher von einem sozialen Raum aus, der gekennzeichnet ist durch materielle und symbolische Komponenten“ (ebd.: 15).

Deinet nimmt Löws Raumbegriff mit der Betonung der prozesshaften Konstituierung von Raum im Handlungsverlauf als Aktualisierung für das Aneignungskonzept auf.

„Die von Kindern und Jugendlichen heute zu leistende Verbindung unterschiedlicher (auch virtueller und symbolischer) Räume kann im Aneignungsbegriff als aktive prozesshafte Form eingebunden werden. Aneignung der Lebenswelt heute bedeutet, Räume zu schaffen (Spacing) und sich nicht nur vorhandene gegenständlich anzueignen“ (Deinet 2009: 57).

Damit hebt er die Trennung von Individuum und Raum, wie sie im klassischen Aneignungsbegriff dargestellt wird auf und stellt fest, dass es weniger um die Räume selbst gehe als um die Möglichkeiten, die in Räumen liegen (vgl. Deinet 2014b: 68). Um informelles Lernen auf der Handlungsebene als Wechselbeziehung zwischen Raum und Mensch untersuchen zu können, sollte der „Begriff Aneignung nur verwendet werden, wenn die Tätigkeiten zu einer bewussten oder unbewussten Verhaltensänderung führen und somit einen neuen Lernzuwachs implizieren“ (Derecik 2014: 130). Deinet beschreibt dafür fünf Dimensionen:

Aneignung als Erweiterung der motorischen Fähigkeiten

Versteht man unter Aneignung die Erschließung der gegenständlichen sowie der symbolischen Welt, so impliziert dies Tätigkeiten und Bewegungen. Von einer Erweiterung motorischer Fähigkeiten kann gesprochen werden, wenn erweiterte Fähigkeiten in neuen Situationen erprobt werden (vgl. Deinet 2014b: 69).

Aneignung als Erweiterung des Handlungsraums

Sozial-ökologische Raummodelle beschreiben die Erweiterung des Handlungsraums von Kindern und Jugendlichen. Die vermehrte Aneignung von Technik im Heranwachsen führt zusätzlich zu erweiterter Mobilität und Verhaltensoptionen. Gleichzeitig lässt sich unter diesem Aspekt danach fragen, wie Aneignung unter Bedingungen eingeschränkter materieller als auch symbolischer Möglichkeitsräume, stattfinden kann (vgl. ebd.: 69f.).

„Die Möglichkeiten der eigenständigen Nutzung oder auch der Umwidmung von öffentlichen/halböffentlichen Räumen wird von den erwachsenen Nutzungsdefinitionen – vermittelt über Politik, die Institutionen, aber auch die BewohnerInnen – bestimmt. Hier spielen also sowohl das Ausmaß und die Formen der für Kinder und Jugendliche gewidmeten Flächen und Räume, die Akzeptanz ihrer spezifischen Aneignungsformen, als auch das Verständnis für Kinder und Jugendanliegen eine wesentliche Rolle“ (Krisch 2009: 163).

Unter dieser Dimension kann auch die spezielle Bedeutung neuer, kommerzieller Orte verstanden werden, deren Raumqualitäten Jugendliche besonders ansprechen (vgl. Deinet 2014c: 215; Neumann 2018).

Aneignung als Veränderung von Situationen

Jugendlichen gelingt es - trotz vorgefundener Einengung - Situationen, Räume und sogar Institutionen umzuwidmen und eigentätig zu verändern. So zeigen z.B. Studien die Aneignung der Institution Schule als Lebensort, in dem sich Rückzugsräume konstruieren lassen (vgl. Lehrer-Vogt 2013). Für die Identitätsentwicklung sind diese einfallsreichen Umwidmungen besonders in der Jugendphase von Bedeutung.

Aneignung als Verknüpfung von Räumen

Unter den Bedingungen der „verinselten“ Lebenswelt (vgl. Löw 2001: 265), kombiniert mit neuen Kommunikationsformen, findet Aneignung als Verknüpfung unterschiedlich entfernter Orte und sozialer Räume in – bedingt durch die Digitalisierung - zunehmender Gleichzeitigkeit und Überlappung statt (vgl. Deinet 2014b: 70).

Aneignung als Spacing

Als Aneignung lässt sich auch die Schaffung „gegenkultureller Räume“ (Löw 2001: 185) interpretieren, in denen Heranwachsende ihre eigenen Stile und Jugendkulturen leben und entwickeln können. Ob Selbstinszenierungen im öffentlichen Raum oder Rückzug mit verstärkter Betonung des Chillfaktors – stets werden dabei eigentätig Räume geschaffen.

Die Strukturierung der unterschiedlichen Qualitäten von Sozialraum erfolgt im empirischen Teil (vgl. Kapitel „Sozialräumliche Aneignungsprozesse von Jugendlichen im Bezirk Weiz“) auch gemäß einer Einteilung Albert Herrenknechts (vgl. Herrenknecht 2009: 110). Ihm zufolge lassen sich drei Ebenen von Sozialraum erkennen. *Real-Räume* bezeichnen alle öffentlichen Räume, den Sozialraum als solchen. Seine Qualität ist nicht nur aus objektiver, städteplanerischer Sicht interessant, sondern hinsichtlich der Eignung als wertvoller Lebensraum. *Meta-Räume* sind jene Räume, zu denen Jugendliche einen Bezug aufbauen und welche dadurch einen besonderen Stellenwert erlangen. Dies können das eigene Zimmer sein, die Treffpunkte mit Freunden, die Natur, aber auch Schule, Arbeitsplatz oder Freizeitverein. Die Bezeichnung *Para-Räume* schließlich „umfasst die Raumkategorie der ›Quasi-Räume‹, die oft als von den Real- und Meta-Räumen abgekoppelte subjektive Realität existieren“ (ebd.: 110). Im Rahmen dieser Forschungsarbeit werden unter Para-Räumen die von Jugendlichen gelebten virtuellen Räume beleuchtet.

Die Untersuchung der von Jugendlichen im Bezirk Weiz beschriebenen sozialräumlichen Erfahrungen erlaubt Einblicke in deren Wahrnehmung der Real-Räume und bevorzugten Meta-Räume. Es werden sowohl das Potenzial bzw. mögliche Behinderungen für ein gelingendes Aufwachsen herausgearbeitet.

4.5.2. Sozialraum und Geschlecht

Die Kategorie Geschlecht ist mit der Kategorie Raum eng verwoben. Beiden ist gemeinsam, dass sie prozessual sozial konstruiert sind und über unterschiedliche Charakteristika verfügen können (vgl. Ruhne 2019: 213). Für das Aufwachsen von Jugendlichen im Bezirk Weiz erscheint die Frage relevant, welches „Gender-Wissen“ aus sozialräumlichen Bildungsprozessen erworben wird. Im empirischen Teil wird daher auch die Forschungsfrage behandelt, welche geschlechtsspezifischen Beschreibungen aus dem Datenmaterial herausgehen. Gerade die Lebensphase Jugendalter ist geprägt von der Bedeutung und Bewältigung von Körperlichkeit und Affekt (vgl. Bütow/Kahl 2013: 8). Für die Betrachtung räumlich-geschlechtlicher Wirklichkeiten bieten sich vier Dimensionen an (vgl. Ruhne 2011: 144-155).

Materiell-körperliche Objektivationen

Raum und Geschlecht werden sozial konstruiert und sind historisch verwurzelt. In ihrer individuellen Bewertung werden sie als Realität wahrgenommen. Körperliche Empfindungen sind gleichzeitig auch unmittelbare Wahrnehmungen des Raumes. Weibliche und männliche Jugendliche treten in ihren Sozialräumen unterschiedlich in Erscheinung und stellen auch divergierende Ansprüche. Individuelle Raumkonzepte haben sich aus Rollenerwartungen in langjähriger Praxis herausgebildet und spiegeln aktuelle gesellschaftliche Geschlechterkonstruktionen (vgl. Sturm et al. 2001: 41f.). Es ließe sich zum Beispiel fragen, „wie es dazu kommt, dass das ›materiell-physische Substrat‹ gerade des öffentlichen Raumes immer wieder mit einer vermeintlich erhöhten Unsicherheit und Gefährdung der Genus-Gruppe Frauen verbunden wird“ (Ruhne 2011: 148). Es besteht eine Wechselwirkung zwischen „doing gender“ und dem Umgang mit Räumen, dem Raumgefühl bzw. den gesellschaftlichen Strukturen, die daraus resultieren.

Normen und Wertesysteme

Die geschlechtstypische Nutzung des öffentlichen Raums aufgrund naturbegründeter, geschlechtlicher Arbeitsteilung kann bis in die Antike zurückverfolgt werden (Breckner/Sturm 2002: 6f.) Im 19. Jh. bildete sich die Dichotomie „öffentlicher“ und „privater“ Raum in den europäischen Städten durch die „räumliche Dissoziation von ›Produktion‹ und ›Reproduktion‹“ (Ruhne 2011: 96) heraus. Verknüpft mit den Geschlechterrollen für weiblich-männlich mündete sie schließlich in Sittlichkeitsvorstellungen, welche die freie Bewegung weiblicher Personen stark einschränkte (vgl. Hofer 2018: 9). Die medial häufig in den öffentlichen Raum verortete „Gefahr gegen Frauen“ geht oftmals einher mit Ratschlägen der Raumnutzung. Ihre Wirkmächtigkeit ist noch heute in den Vorbehalten von Frauen und weiblichen Jugendlichen gegenüber nächtlichen Unternehmungen spürbar. Eine Auseinandersetzung mit historischen

kulturellen Ordnungen könnte sowohl männlichen als auch weiblichen Jugendliche die Relativität vermeintlicher Gewissheiten vor Augen führen.

Die Aneignung der Raumverhältnisse ab frühester Kindheit erfolgt mittels sozialer Praktiken und diskursiver Strategien. Wer einen Raum wie nutzt bzw. wer ausgeschlossen wird, entscheidet sich zudem durch unterschiedliche Mechanismen von „symbolischer Gewalt“ (Bourdieu 2005a: 64 zit. n. Hofer 2018: 9). Diese erzielen ihre Wirkung, „da eine bestimmte Art und Weise des Verhaltens als selbstverständlich gilt, um das Eintreten tatsächlicher Gewalt zu verhindern“ (vgl. ebd.: 9). Von Street Harassment, der Belästigung durch Kommentare, Gesten und Aktionen, können alle Nutzer*innen im öffentlichen Raum betroffen sein, aber es „subsumiert grundsätzlich ein breites Spektrum von Vorkommnissen, denen Frauen* im urbanen Raum weltweit unter Umständen täglich ausgesetzt sind“ (Hofer 2018: 5).

Die handlungsorientierte Raumaneignung schreibt den binären Markierungen von „weiblich“ und „männlich“ oftmals unterschiedliche Strategien und Tätigkeitsräume zu. Dabei zeigen Studien zwar geschlechtsspezifische Vorlieben und Aneignungsmuster bzw. Aneignungsbarrieren, manifestieren sich jedoch auch Widerstände und Ausweichstrategien bzw. unterschiedliche Fähigkeiten und Kompetenzen (vgl. Schön 2004: 235-247). Geschlechtsheterogene Sozialräume zeigen ein Wechselspiel von Annäherung und Abgrenzung. Mädchen thematisieren teilweise über Raumkonflikte mit Jungen ihre differenteren Raumansprüche (vgl. Schön 2004: 244), doch in der Raumaneignung zählt nicht nur expansives Erweitern des Aktionsradius und Eroberung von Räumen. Sie schließt auch die bewusste Entscheidung zur Vermeidung von Räumen bzw. die Wahrnehmung selbstgewählter Räume mit ein (vgl. Feltz 2002: 49-59 zit. n. Hofer 2018: 12).

In homogenen Sozialräumen findet die Geschlechtskonstruktion vermehrt interaktiv und performativ statt (vgl. Bütow 2013: 11). Gabriele Sobiech beschreibt, wie für Fußballspielerinnen der in der Kindheit im Spiel entwickelte männliche Körperhabitus in der Pubertät problematisch wird. Unter dem Gruppendruck der weiblichen Gleichaltrigen komme es zur Entwicklung eines zusätzlichen, weiblichen Habitus. In der Folge gelinge es weiblichen Sportlerinnen, je nach Kontext, die passende Körperinszenierung zu zeigen (vgl. Sobiech 2013: 217-239). Gayle Rubin hat mit der Beschreibung eines „sameness-taboos“ (Rubin 1975) zum Ausdruck gebracht, dass es bei aller scheinbaren Freiheit eine „Furcht vor einer Verwischung geschlechtlicher Grenzen“ (Degele 2003: 175) gebe.

Martina Löw hält fest, dass Jungen und Mädchen, wenn man sie befragt, sehr genau artikulieren können, welche Wünsche sie an die Gestaltung bzw. Nutzungsmöglichkeiten öffentlicher Räume hegen, diese aber in entgegengesetzte Richtungen weisen (vgl. Löw 2001: 252). Sie formuliert als These, „dass die beiden für das Spacing wesentlichen Aspekte, die Verknüpfung von Menschen und sozialen Gütern zu Räumen, geschlechtsspezifisch ausgebildet werden“ (ebd.: 253). Da Kinder und Jugendlichen jedoch in ihrer freien Sozialisation eingeschränkt sind, indem Räume schrumpfen oder verschwinden und sie über die Maßen kontrolliert und pädagogisiert werden, sei es ihnen nicht möglich aus der Reproduktion einer zweigeschlechtlich organisierten Gesellschaft auszubrechen (vgl. ebd.: 254). Zusätzlich geht Löw davon aus, dass der Habitus (vgl. Kapitel

„Habitustheorie“), die körperliche Verinnerlichung von Strukturprinzipien wie eben Klasse und Geschlecht, es erschweren, bestimmte Formen des Handelns abzulegen (vgl. Löw 2001: 173-179).

Symbolisch-kulturelle Ordnungen

In sozialräumlichen Bildungsprozessen von Geschlecht führt die alltägliche Bedrohung von Frauen durch Männergewalt dazu, dass der öffentliche Raum einem „Gewaltraum“ (Hofer 2018: 10) gleicht. Etabliert hat sich hingegen der Begriff der „Angsträume“ (ebd.), dessen Semantik die Problematik zugunsten der Aggressoren verzerrt. Es sind „soziale Prozesse der Bedeutungs- bzw. Wissens- oder Sinn-Aufladung“ (Ruhne 2011: 153), die auch durch Sprache genährt werden. Auch das medial permanent reproduzierte Bild des „gefährlichen Unbekannten“, der Frauen auflauere, manifestiert sich sozialräumlich z.B. in Form von Frauenparkplätzen mit stärkerer Beleuchtung. Dies steht in krassem Gegensatz dazu, dass die Häufigkeit innerfamiliärer Gewalt nicht die Thematisierung erfährt, die nottäte (vgl. Hofer 2018: 10). Die Wurzeln der vermeintlichen geschlechtsspezifischen Gefahren im öffentlichen Raum bzw. die dahinter liegende historisch gewachsene soziale Ordnung müssten breitenwirksam offengelegt werden. Stattdessen konsumiert ein großer Teil der Bevölkerung täglich neue Meldungen des Gratisblattes ihrer Wahl. Es ist ein öffentlicher „Kampf um Bedeutungen“ (Pirker 2009: 99), der von den Medien genährt wird. Ob dieser Einfluss auf die eigene Identitätsentwicklung haben können oder nicht entscheidet sich in einem permanenten Aushandlungsprozess (vgl. ebd.).

Die sozialräumliche Selbstinszenierung hat für Mädchen wie Jungen eine hohe Bedeutung für ihre Identitätsarbeit und Widerstandsfähigkeit (vgl. Bütow 2013: 10). Gegenwärtig orientiere sich die Gestaltung des öffentlichen Raumes, die zugewiesenen Funktionen und Bedeutungen, vor allen an einer männlichen Hegemonie (vgl. Schön 2004: 235) und damit an den Bedürfnissen von Männern und Jungen. Wenn Mädchen zum Ausdruck bringen, dass sie sich weitere Angebote wünschen, hänge das stark damit zusammen, dass jene Angebote dominieren, die den Bedürfnissen eines Geschlechts stärker entgegenkommen (vgl. ebd.: 238). Für die Planung und Gestaltung von öffentlichen Räumen und Angeboten wäre es wichtig, geschlechtshierarchische Automatismen zu vermeiden. Dafür könnte es hilfreich sein, in Form von Beteiligungsstrukturen und -prozesse verstärkt auf Diversität zu setzen. Eine geschlechtssensible Planungskultur verfolgt die „Wertschätzung des Alltags von Frauen und Männern, Jung und Alt. Gruppen, die in den Planungsprozessen der Stadtplanung tendenziell unterrepräsentiert sind, sollen verstärkt in ihrem Alltag unterstützt werden“ (MA18 2013: 17).

Eine „differenzsensible Haltung“ (vgl. Kessl/Maurer 2010: 166) von Fachkräften oder eine „reflexive Genderbildung“ (Bütow 2013: 19) wären Ansätze, wie sowohl mit weiblichen als auch männlichen Jugendlichen sozialpädagogisch zu Konstruktionsprozessen von Geschlecht gearbeitet werden kann. Der kritische Austausch über die Wahrnehmung der eigenen Position im Sozialraum, Hindernisse und Konflikte bzw. Möglichkeiten und Strategien könnte die Selbstbildung der Heranwachsenden unterstützen und in der Folge dazu beitragen, die Geschlechterpolarisierung aufzuweichen (vgl. ebd.). Dabei sollte darauf geachtet werden, die biographische Vielfalt an Sinnzuschreibungen und Identitätsbildung vor normierenden Allgemeinplätzen zu bewahren (vgl. ebd.: 17).

Die subjektive Verarbeitung gesellschaftlicher Ansprüche und individueller Erfahrungen ergibt für jeden Menschen ein einzigartiges Sinnkonstrukt, einen „spezifischen biographischen Code“ (Bütow 2013: 18). Das bedeutet, dass ähnliche strukturelle Hintergründe, Interessen und sozialräumliche Nutzung mehrerer Personen nicht zu denselben biografischen Konsequenzen führen werden. Trotzdem können aus dem im Rahmen der vorliegenden Forschungsarbeit gewonnenen Datenmaterial Rückschlüsse auf geschlechtsspezifische Aspekte im Aufwachsen weiblicher Jugendliche gezogen werden (vgl. Kapitel „Biografische Bedeutung von Sozialraum hinsichtlich des Geschlechts“).

4.5.3. Technikbasierte Sozialräume

Eine sozialräumliche Perspektive auf das Aufwachsen von Jugendlichen muss sich sowohl mit konkreten Bedingungen ihrer Lebenswelt als auch mit den neuen medial vermittelten Räumen auseinandersetzen. Mit dem Aneignungskonzept (vgl. Kapitel „Raum als Handlungsfeld“) wurde erklärt, wie sich Jugendliche „die physisch-materielle Welt als Freiraum zu eigen machen“ (Deinet 2020: 3) und welche Relevanz diese Erfahrungen für ihre Sozialisation haben. Mobilität ist das Mittel für eine gelingende Raumaneignung bzw. schränkt diese ein, wenn sie bedingt verfügbar ist (vgl. ebd.: 4).

Für Jugendliche gewinnen im Aufwachsen überregionale Zusammenhänge im Vergleich zum unmittelbaren Umfeld an Bedeutung (vgl. Herrenknecht 2009: 93-111). Je mehr der Lebensraum zum reinen Wohnraum verkümmert und sich soziale Kontakte, sowie Ausbildungsstätten oder Arbeitsplätze in einer Entfernung befinden, für deren Überwindung ein Verkehrsmittel benötigt wird, umso stärker wirkt sich dies auf die Raumwahrnehmung aus. Persönliche Bezüge entstehen zu geographisch entfernten Orten und erzeugen dadurch die Ambivalenz, dass diese Distanzen überwunden werden wollen, aber auch als Zwang erlebt werden (vgl. Flade 2009: 109). Bereits Mittelschüler*innen pendeln täglich zwischen Wohn- und Schulstandort. Besonders im Vergleich Stadt/Land lässt sich in Studien eine Unzufriedenheit der Landbevölkerung mit dem Ausbau der öffentlichen Verkehrsmittel feststellen: „Auf dem Land benutzt mehr als jeder Zweite nie den öffentlichen Personennahverkehr, in der Stadt sind es nur 20 %“¹⁶ (Tully 2018: 233). Lange Fahrzeiten und große Intervalle von Bus oder Bahn wirken sich auf die Mobilität von Dorfbewohner*innen einschränkend aus.

Den Umgang mit dem Verkehrssystem und Fahrplänen zu erlernen und – je nach Schichtzugehörigkeit, Lebensstil etc. – Fahrberechtigungen bzw. Fahrzeuge zu erwerben sowie diese sachkundig und innerhalb des rechtlichen Rahmens zu verwenden, ist Bestandteil der „Mobilitätssozialisation“ (Tully 2006: 117). Raumaneignung zielt auf Inklusion und Bewältigung biographischer Aufgaben und führt in der Lebensphase Jugendalter teilweise auch zu irritierendem Umgang mit Mobilität. „I hob zwoar ka Ohnung wo i hinfoahr, aber dafür bin i gschwinder duat“ (Helmut Qualtinger „Der Halbwilde“). Dazu zählen sowohl Risikoaffinität als auch scheinbar zielloses Herumfahren. Letzteres wird in der Literatur mit dem Begriff „cruising“ bezeichnet (vgl.

¹⁶ Tully zitiert aus MiD (2008): Mobilität in Deutschland 2008. Ergebnisbericht. Struktur – Aufkommen Emissionen–Trends.http://www.mobilitaet-in-deutschland.de/pdf/infas_MiD2008_Abschlussbericht_I.pdf (05.02.2022)

Tully/Schulz 1999 zit. n. Flade 2009: 108). Es „zeigt besonders anschaulich, dass das Mobilitätsverhalten auch der Herstellung von Peerkontakten dient. Cruising ist Flanieren mit der Absicht, mit Gleichaltrigen in Kontakt zu treten“ (Flade 2009: 108).

Im Zunehmen begriffen ist in unserer Gesellschaft vor allem der „Austausch von Informationen (informationelle Mobilität)“ (Tully 2006: 33) und diese beeinflusst die räumliche Mobilität: „Jede Erfindung einer Kommunikationstechnik (hat) auch zu einer Erhöhung des Verkehrs geführt [...]“ (Maurer 2000: 117ff zit. n. Tully 2006: 34). Es besteht somit ein Zusammenhang zwischen unserem Mobilitätsverhalten und technischen Innovationen und „der Zugang zu Technik und damit auch zu Mobilität ist mittlerweile ein fester Bestandteil von Macht und dem damit verbundenen ökonomischen, sozialen und symbolischen Kapital“ (Pirker 2009: 95). Beispielhaft dafür sei aus der Studie „Leisure is Pleasure 2021“ (Institut für Jugendkulturforschung 2021) zitiert: Nach der Pandemieerfahrung denken „bildungsferne Milieus [...] vor allem an Moped-, Motorrad- oder Autofahren. Jugendliche aus den Bildungsschichten freuen sich [...] hingegen vor allem wieder aufs Reisen“ (Institut für Jugendkulturforschung 2021).

Claus Tully (2009) spricht von einer „Mobilitätsgesellschaft II“, in welcher wir derzeit leben: Multilokalität wird uns abverlangt, indem sich unser Alltag geographisch weiträumiger ausbreitet. Gleichzeitig besteht diese Multilokalität auch aus der „Verknüpfung von gegenständlichen und virtuellen Räumen“ (Deinet 2020: 4). Mit Hilfe der „Mobilisierung des Mobilen“ (Tully 2011: 14) wird verstärkt auf eine Vernetzung von Kommunikations- und Mobilitätstechnik gesetzt, welche es uns ermöglicht „ortsunabhängig arbeits- und anschlussfähig zu sein“ (ebd.: 13). „FOMO, kurz für ‚fear of missing out‘, markiert heute den Zeitgeist“ (Großegger 2019: 2).

Mit Bezug auf diese gesellschaftlichen Veränderungen und damit zusammenhängender veränderter räumlicher Sozialisation beschreibt Löw die Auswirkungen digitaler Medien und virtueller Räume. Die Unmittelbarkeit von Sprechkontakt, die Vermischung von Räumen unterschiedlicher Distanz und Beschaffenheit biete völlig veränderte Wahrnehmungserfahrungen.

„Diese Sozialisationserfahrung bestätigt nicht mehr die Vorstellung, im Raum zu leben. Raum wird nun auch als diskontinuierlich, konstituierbar und bewegt erfahren. An einem Ort können sich verschiedene Räume herausbilden. Dadurch entsteht, so meine These, neben der kulturell tradierten Vorstellung, im Raum zu leben, d.h. von einem einheitlichen homogenen Raum umgeben zu sein, auch eine Vorstellung vom Raum, die einem fließenden Netzwerk vergleichbar ist“ (Löw 2001: 266).

Beate Großegger (2019) spricht von der heutigen Jugend als digitaler Jugend und einer Generation „OnLife“, für die sich Offline- und Onlineerfahrungen nicht mehr klar voneinander trennen lassen, sondern ineinander übergehen. Ulrike Wagner betont ebenfalls den Zusammenhang von Medienhandeln und sozialräumlicher Aneignung in (verwobenen) realen und virtuellen Welten (vgl. Wagner 2014: 285-295). Die medienpädagogische Forschung geht davon aus, dass in Sozialräumen von Jugendlichen schon immer mediale Inhalte verhandelt wurden. Dies finde zwar nach wie vor statt, sei „aber nicht mehr gebunden an einen gemeinsamen Ort, z.B. die Couch vor dem Fernseher, sondern verlagert sich ebenfalls in mediatisierte Räume“ (ebd.: 294).

Durch das Smartphone wird vielen Jugendlichen die mobile Internetnutzung ermöglicht. Dabei bietet diese Augmented Reality einen Reichtum an Hintergrundinformationen und leistet organisatorische Hilfestellung (vgl. Röhl 2014: 261). Gleichzeitig bedeutet sie jedoch eine Zunahme an Mobilitätsanlässen, indem mit der digitalen Vernetzung auch physische Teilnahme im Real Life einhergeht.

„Mobile Kommunikation gestattet erst so etwas wie das ›Eventhopping‹, d.h. das Einholen von ›Infos, wo etwas los‹ ist, um dann die Lokalität, das ›Event‹ aufzusuchen. Nicht eine Substitution von Wegen ist feststellbar, sondern eine Veränderung des Verabredungsverhaltens in Richtung erhöhter Flexibilität“ (Tully 2018: 240).

Jugendlichen bewegen sich im Unterschied zu den meisten Erwachsenen frei und unbekümmert in „digitalen Lebensräumen“ (ebd.: 3) und entdecken neue Anwendungen für sich, deren Existenz für die vorhergehende Generation oftmals unbekannt ist bzw. länger als irrelevant erscheint. Mit dem Begriff der „virealen Aneignung“ beschreibt Franz Josef Röhl die Fähigkeit „mit und innerhalb der unterschiedlichen Wirklichkeitswelten zu agieren sowie bei der Aneignung von Lebenswelten sowohl virtuelle [...] als auch reale Erfahrungen [...] miteinander zu verknüpfen“ (vgl. Röhl 2014: 268).

Im Vergleich zur Nutzung des Internets zur Informationsbeschaffung oder Unterhaltung „spielt Peer-to-Peer-Kommunikation [...] Jugendlicher sogar eine größere Rolle“ (Großegger 2019: 3). In unserer postmodernen, hochdifferenzierten Gesellschaft sind Netzwerke von großer Bedeutung. Sie dienen als Plattform der Selbstinszenierung, deren Erfolg in Form von möglichst vielen Likes von den Jugendlichen als Anerkennung bewertet wird. Social Media benutzen Jugendliche als einen „technosozialen Zusatzraum der bisher relevante Wirklichkeiten ergänzt und erweitert“ (Ahrens 2009: 32). Hier können sie mit anderen in Beziehung treten und unabhängig von geographischen Distanzen „die biografische Handlungsfähigkeit des Individuums gesellschaftlich erweitern“ (Böhnisch et al. 2009: 120).

Im Rahmen einer Jugendstudie in Pandemiesituation (Institut für Jugendkulturforschung 2021) wurde ersichtlich, dass Jugendliche Social Media derzeit als weit weniger bedeutsam bewerten als Musik hören, Streamingdienste, und YouTube, „nur knapp vor Religion und Politik an drittletzter Stelle“ (ebd.: 5). Zusätzlich kommt aus der Studie ein Unterschied der Präferenzen von weiblichen und männlichen Jugendlichen hervor. Während junge Frauen Social Media an Platz drei als relevantes Medium nennen, haben junge Männer „bei YouTube, Gaming wie auch Coding die Nase vorne, zeigen gegenüber anderen Formen kommunikativer Digitaltechnologienutzung hingegen tendenziell größere Distanz“ (ebd.)

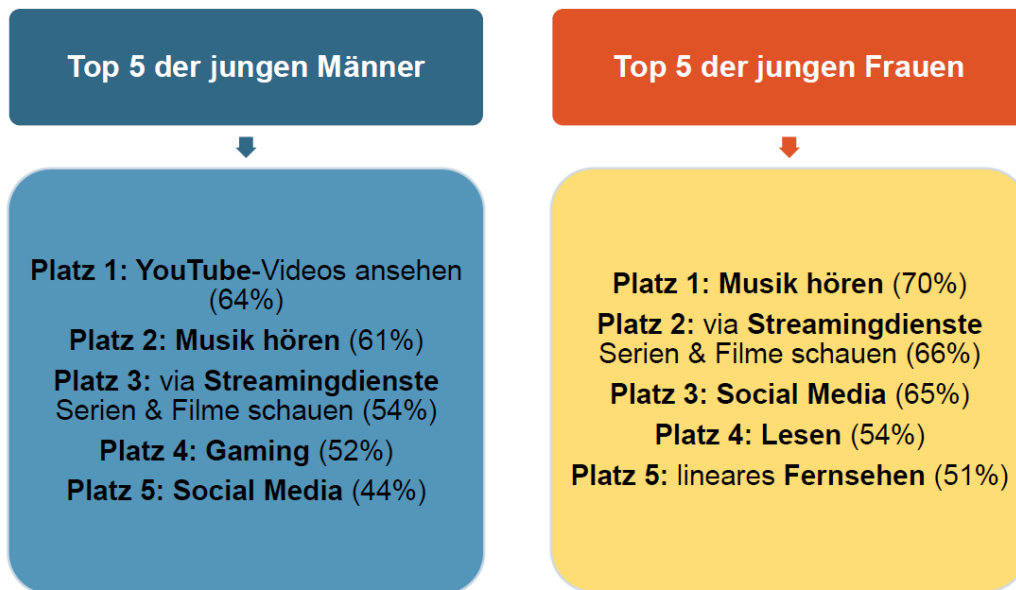


Abbildung 2 Die Top-5-Medienbeschäftigungen 16- bis 29-Jähriger in der Freizeit: Popularitätsranking nach Geschlecht (Institut für Jugendkulturforschung 2021: 5)

Böhnisch und Lenz bezeichnen digitale Medien als „parasoziales Phänomen“, „das die Grenzen der konkreten sozialen – körperlich, räumlich und zeitlich gebundenen – Wirklichkeit sprengt, gleichzeitig ihr jedoch verhaftet bleibt“ (Böhnisch/Lenz 2009: 125f.). Technisch vermittelte Beziehungen unterstützen Strategien selbst geschaffener Integration und führen zu einer permanenten Ausverhandlung der sozialen Bedeutsamkeit räumlicher Nähe und Distanz (vgl. Ahrens 2009: 38). Aus dem geringen Stellenwert, den Social Media nach den intensiven Erfahrungen von Lockdown und Distance Learning in der medialen Welt der Jugendlichen einnimmt (vgl. Institut für Jugendkulturforschung 2021), könnte umgekehrt vermutet werden, dass die Interaktion in virtuellen Räumen ohne Zusammenhang mit alltäglichen und biographischen Aneignungsformen an sozialer Relevanz einbüßt.

Jugendliche mit mangelnder sozialer Einbettung und Rückhalt können im Vergleich zu Gleichaltrigen mit vermehrtem Rückzug in virtuelle Räume reagieren (vgl. Böhnisch 1996: 71 zit. n. Deinet 2004: 179) bzw. betreiben „strategisches Like-Management“ (Großegger 2019: 5). Die gesellschaftliche Teilhabe in mediatisierten Sozialräumen kann sowohl eine zukunftsfähige Gelegenheit der Partizipation darstellen als auch neue Mechanismen von Ungleichheit herausbilden (vgl. Wagner 2014: 294f.).

Als Expert*innen ihrer Lebenswelt bewegen sich Jugendliche in digitalen Räumen häufig freier und kompetenter als Erwachsene. Dafür gebührt ihnen auch Anerkennung bzw. die Teilhabe an der Weiterentwicklung derselben, unabhängig von pädagogisierten Blickwinkeln (vgl. Wodtke 2009: 284). Medienkompetenz stellt für junge Menschen eine Chance dar, über die reine Anwendung hinaus Medien zu gestalten und kritisch zu hinterfragen. Darüber hinaus wird im Sinne der Inklusion zu überlegen sein „welche Weichenstellungen [...] erforderlich (sind), um die Entwicklungen in der digitalen Wirtschaft so zu gestalten, dass Frauen und Männer gleiche Verwirklichungschancen haben“ (Rudolph 2021: 166).

Auch die Kinder- und Jugendarbeit ist aufgerufen, gezielt Maßnahmen gegen einen „Digital Divide (soziale Ungleichheit im Zugang zu neuen Medien)“ (Tillmann 2008: 100) zu setzen, denn gesellschaftliche „Positionen sind [...] im Web 2.0 weiterhin hart umkämpft“ (ebd.). Dies gilt sowohl für die technischen Zugangsmöglichkeiten als auch für spezifische Sichtweisen bzw. einseitige Wissensproduktion.

Im empirischen Teil wird zum einen ausgeführt werden, welche Faktoren von Jugendlichen im Bezirk Weiz als relevant für ihre Mobilität beschrieben werden und welche Verkehrsmittel dafür zur Verfügung stehen (vgl. Kapitel „Mobilität“). Zusätzlich werden die aus dem Datenmaterial ersichtlichen digitalen sozialräumlichen Aktivitäten beschrieben (vgl. Kapitel „Virtuelle Räume“). Durch die umfassende Untersuchung der konkreten und technikbasierten Lebenswelt von Jugendlichen wird eine plastische Darstellung des Aufwachsens von Jugendlichen im Bezirk Weiz angestrebt.

4.6. Sozialraumbezug im Kontext der Kinder- und Jugendhilfe

Altrogge Julia

Die vorliegende Analyse zum Aufwachsen der Jugendlichen im Bezirk Weiz findet vor dem konzeptionellen Hintergrund einer sozialraum-sensiblen Kinder- und Jugendhilfe im Bezirk statt, welche zudem den Forschungsauftrag erteilt hat. Aus diesem Grund soll im folgenden Kapitel dem Begriff „Sozialraumorientierung“ nachgegangen werden sowie der historischen Verbindung zur Kinder- und Jugendhilfe.

Seit den 90er Jahren beschäftigt die Soziale Arbeit eine Diskussion darüber, was unter „Sozialraumorientierung“ zu verstehen, anzustreben oder zu befürchten sei. Als Paradigma ist Sozialraumorientierung in der Sozialen Arbeit und Sozialpädagogik mittlerweile etabliert. Darüber, was genau ihr Gegenstand sein soll, gab und gibt es unterschiedliche Vorstellungen und Fachdebatten (vgl. Kessl/Reutlinger 2010: 43f.). Einig ist sich die Fachwelt beim Begriff Sozialraumorientierung größtenteils darüber, Effektivität und Effizienz durch einen konkreten Ortsbezug und vermehrte Zusammenarbeit in horizontalen Netzwerken steigern zu wollen (Dezentralisierung). Dabei sollen die Lösungen partizipativ und individuell gestaltet werden, unter besonderer Berücksichtigung vorhandener Ressourcen (Aktivierung) (vgl. ebd.: 51).

Handlungskonzeptionelle Ansätze schließen dafür an bestehenden Traditionen wie zum Beispiel dem seit den 70er Jahren entwickelten Prinzip der „Lebensweltorientierung“ (Thiersch 2001) an und fordern die Orientierung an lebensweltlichen Deutungen, Interpretationen und Handlungen von betroffenen Personen (vgl. Kessl/Reutlinger 2018: 1.599). Parallel dazu wird auch ein Handlungsmodell für die Soziale Arbeit insgesamt gefordert, das auf den zentralen Maximen Dezentralisierung und Aktivierung aufbaut.

Historisch gesehen, vor dem Hintergrund eines beobachtbaren Einsparens seitens der Wohlfahrtsstaaten, basiert die Sozialraumorientierung in der Kinder- und Jugendhilfe auf

der Forderung nach Effektivität und Effizienz der Leistungen¹⁷. Eine „Versäulung“ (vgl. Hinte 2020: 19) der unterschiedlichen Fachämter und Organisationen der Jugendhilfe wirke sich negativ auf die Zusammenarbeit aus und stehe der Entwicklung geeigneter Lösungen entgegen. Während die öffentliche Soziale Arbeit oftmals unter dem Druck der „organisationsinternen Dynamik auf Schließung, auf Planbarkeit“ (vgl. Pantucek 2009: 47) arbeite und die „arrogante[n] Selbstgewissheit der organisatorischen Praxen“ (ebd.) teilweise mit den Interessen des Gemeinwesens in Konflikt gerät, stehen die privaten Träger in ihrer Abhängigkeit von Zuweisungen sowie der Verrechnung von Tagsätzen und Diäten im Verdacht, Fälle möglichst lang offen zu halten. Große Befürchtungen bestanden gegenüber der sozialräumlichen Perspektive bezüglich möglicher Gefährdung individueller, gesetzlich verbriefter Leistungsrechte (vgl. Kessl/Reutlinger 2018: 1.069).

Neben personenzentrierten Strukturen als Ausgangspunkt der Einzelfallarbeit, einer Ankerperson als Zentrum der Anamnese, gilt seit der „räumlichen Wende“ (Kessl/Reutlinger 2010: 43) als unbestritten, dass die Kontextualisierung des Problems in einem größeren gesellschaftlichen Zusammenhang notwendig ist. Das sozialräumliche Umfeld ist in die Fallarbeit einzubeziehen und bestehende Ressourcen müssen wahrgenommen werden. Die auch in diesem Zusammenhang geforderte „personenunspezifische“ Arbeit (vgl. Pantucek 2009: 46) meint gemeinwesenbezogene Fragestellungen. Darunter ist in der Sozialen Arbeit, anders als zum Beispiel in der Soziologie, Stadtplanung oder in ethnographischen Untersuchungen, stets die Individualisierung der Problemdefinition und klare Nennung eines Aktors als unbedingte Voraussetzung für die Öffnung des Kontextes zu verstehen (vgl. Pantucek 2009: 51). Diagnostische Tools wie zum Beispiel Netzwerkarte und Inklusionscharts visualisieren den Raum, in dem das Individuum handelndes Zentrum ist (vgl. Pantucek 2019).

„Sozialraumorientierung erfordert also auch eine Herangehensweise an den Einzelfall, die Räume des Kontexts eröffnet und nicht schließt, die Hinweise auf die soziale Dimension nicht ignoriert, sondern aufgreift“ (ebd.: 51).

Dem Konzept der Lebensweltorientierung, das Probleme der Adressat*innen nicht als Normalisierungsdefizite, sondern als Probleme der Lebensbewältigung versteht, mangelt es im Unterschied zum Fachkonzept der Sozialraumorientierung an der Attraktivität für öffentliche Verwaltungen (vgl. Freigang 2009: 153). Als diskursprägend für eine mehr kommunal-administrative Herangehensweise kann die Arbeit von Wolfgang Hinte erachtet werden. Er misst der Analyse des Sozialraums, den „fallunspezifischen“ Erkenntnissen (vgl. Hinte 2009: 28) hohe Bedeutung bei und beschreibt konkrete Ansatzpunkte für Analysen und Ressourceneinsatz. Dadurch herrschende Klarheit und Effizienz in der Finanzierung werden zu Erfahrungen aus der Vergangenheit in Kontrast gesetzt. Das von Hinte entwickelte „Fachkonzept Sozialraumorientierung“ (vgl. Hinte 2020) setzt neben der Erfassung fallspezifischer und fallübergreifender Merkmale auf vorausschauende, unspezifische Netzwerkarbeit, wodurch Weichen gestellt werden, die zu einem späteren Zeitpunkt falldienlich sein

¹⁷ In Deutschland führten ab 1990 Diskussionen im Zusammenhang mit dem neuen Kinder- und Jugendhilfegesetz, dem 8. und 9. Jugendbericht sowie dem Hintergrund der Wiedervereinigung Deutschlands zu einer „spezifischen historischen Reformkonstellation“ (Kessl/Reutlinger 2018: 1.070).

können (vgl. Hinte 2009: 29). Dazu bedürfe es Fachkräften, die „in der Lage [sind], mit dem Wolf zu tanzen“ (Hinte 1994), mit detailreicher Kenntnis eines sozialen Raums und ausgezeichneten Kontakten zu den multiplen Trägern der Hilfen. Wie in der gemeinwesenbezogenen Arbeit geht es darum, zwischen der Lebenswelt und den Interessen der Bürger*innen im Stadtteil einerseits und den Entscheidungsträger*innen und steuernden Instanzen in Politik, Verwaltung und Unternehmen andererseits zu vermitteln (vgl. ebd.).

In starkem Kontrast zum Bild der Gemeinwesenarbeit als Organisator von Begegnungsfesten oder Kinderspielgruppen wird eine intermediäre Funktion gezeichnet, die sich sowohl auf Mikro-, Meso- und Makroebene bewegt (vgl. ebd.). Diese erfordert allerdings eine verstärkt gebietsbezogene Organisation des Sozialwesens. Wolfgang Hinte, Verfechter eines Blickwechsels „vom Fall zum Feld“ (Hinte 1999) fordert die Aktivierung selbstorganisierter Prozesse direkt in den Stadtbezirken und „Quartieren“ (ebd.: 10-13). „Der schlichte Verweis darauf, dass man armen Menschen helfe und engagierte Arbeit betreibe, reißt heute keine/en Kommunalpolitikerin mehr vom Hocker“ (Hinte 1994).

Mit kompromisslosem Fokus auf den Willen der Menschen, welche über eigene Ideen und Wünsche für ihre Lebenssituationen und bereits ein Spektrum an funktionierenden Bewältigungsstrategien verfügen, sollen individuell angepasste Problemlösungen erarbeitet werden. „Aktivität des betroffenen Menschen [ist] Kern eines professionellen Arbeitsbündnisses“ (Hinte 2020: 12) und bindet vorhandene Ressourcen ein. Im Zusammenhang mit der Kritik gegen die starren, unflexiblen Hilfen des bürokratischen Sozialwesens steht „Kooperation [...] als basale Grundhaltung“ (ebd.: 13). Parallel dazu sollen mit ungefiltertem, breitem Blick auf einen ausgewiesenen Sozialraum „Aktivitäten im Bereich „fallunspezifische Arbeit“ nicht gesetzbuchspezifisch erbracht“ (ebd.), sondern kreativ und umfassend gestaltet werden.

Fallunabhängige Finanzierungsformen für bestimmte Gebiete, „Sozialraumbudgets“ (vgl. Kessl/Reutlinger 2018: 1.598), die für einen bestimmten Zeitraum gewährt werden, sollen frühzeitige Aktivitäten fördern und die Träger durch erwirtschaftete Überschüsse ökonomisch belohnen. Im vollen Bewusstsein über ein Technologiedefizit, nachdem es unmöglich ist vorzusagen, wie sich soziale Arbeit "rechnet", fordert Hinte eine „fiskalisch angelegte(n) Kosten-Nutzen-Rechnung, die der Politik zeigt, warum sich die jeweilige Arbeit ›lohnt‹“ (Hinte 1994).

„Wenn wir selbstbewusst davon überzeugt sind, dass sich soziale Arbeit lohnt und dass unsere Arbeit von Bedeutung ist, dann müssen wir das auch fachlich und fiskalisch begründen können, und das gerade in Zeiten, in denen die Verteilungskämpfe härter werden und der Abbau sozialer Leistungen immer offener betrieben wird“ (ebd.).

An einer Sozialarbeit unter derart monetären Vorzeichen wird kritisiert¹⁸, sie verkomme zur „Komplizin neoliberaler Workfare-Methoden der Individualisierung, Responsibilisierung und Aktivierung“ (Tauchner 2020: 28). Zusätzlich sei zu beobachten, dass sich die Lage für die Bewohner*innen von Stadtteilen, denen der „soziale Brennpunkt“ als Stigma angehängt wird, noch verschlimmert (vgl. Reutlinger 2009: 89). „Ansätze, die versuchen, der sozialen Ausgrenzung räumlich zu begegnen, können heute nur scheitern“ (ebd.: 80).

Reutlinger kritisiert an aktuellen Sozialraumkonzepten, dass geographisch abgesteckte Stadtteile mit dem Ziel der Aktivierung herausgepickt werden, wenn es insgesamt an einem sozialintegrativen Rahmen fehle. Dadurch verharmlose man die umfassenden und gravierenden Probleme der Gesellschaft. Statt Partizipationsformen zu schaffen, die Teilnahme ermöglicht, werden Raumprobleme einzelnen Milieus zugeordnet und darauf gesetzt, vermehrt ordnungspolitisch einzuschreiten (vgl. ebd.: 81-85).

In Österreich hat sich 2002 die Kinder- und Jugendhilfe der Stadt Graz für das Konzept Sozialraumorientierung unter der wissenschaftlichen Begleitung von Wolfgang Hinte entschieden. Die zwölf Bezirke des Landes wandten sich dem Fachkonzept Case Management zu (vgl. Goger/Tordy 2019: 73f.; vgl. Kapitel „Verknüpfung von Case Management und sozialraumsensibler Sozialer Arbeit in Theorie und Praxis im Bezirk Weiz“).

2014 wurde ein Rahmenkonzept „Kinder- und Jugendhilfe Steiermark“ (Land Steiermark 2014) veröffentlicht, welches einerseits die beiden Konzepte Sozialraumorientierung und Case Management miteinander verknüpfte, andererseits den Bezirken des Landes ermöglichte, selbständig zwischen den beiden Konzepten zu wählen. Die aus dem Fachkonzept Sozialraumorientierung stammende Finanzierung von Kooperationsverträgen über mehrere Jahre hinweg sowie die Abschaffung von unveränderlichen Leistungskatalogen wurde auf Landesebene verbindlich festgelegt (vgl. ebd.: 83).

Nachdem in diesem Kapitel Prinzipien und aktuelle Debatten zur Sozialraumorientierung vorgestellt wurden, soll aufgrund des von der KJH im Bezirk Weiz gewählten Weges im folgenden Abschnitt auch das Fachkonzept Case Management im Detail beschrieben werden.

4.7. Case Management in der Sozialen Arbeit

Altrogge Julia, Jović Karin, Moser Johannes, Winkler Lea

Im Rahmen dieser Forschungsarbeit ist das Fachkonzept CM aufgrund der im Bezirk vorgenommenen Konzeptionierung von besonderem Interesse. Die Behörde arbeitet hier in enger Vernetzung mit dem Produktionsnetzwerk ARGE Flexible Hilfen zusammen

¹⁸ „Ich will nicht verhehlen, dass mich [...] manche Publikationen der Kollegen Kessl/Reutlinger [...] und May [...] zwar nerven, mir jedoch die Hinweise auf einige in diesen Texten vorfindbare intellektuelle Unsauberkeiten oder gedankliche Verwirrungen umso mehr Freude bereiten“ (Hinte 2020: 15). Hinte bezieht sich damit u.a. auf den Beitrag von Kessl/Reutlinger zu Sozialraumorientierung im Kompendium Kinder- und Jugendhilfe (2018).

und reagiert somit proaktiv auf die gestiegenen Anforderungen an die Unterstützung von Familien in einer postmodernen Gesellschaft. Dabei ist die KJH Weiz bei weitem nicht die einzige Einrichtung, die nach dem Fachkonzept CM arbeitet. Goger und Tordy (2018: 373) halten fest, dass CM in der Praxis „in Österreich innerhalb einer Vielzahl von Programmen und Einrichtungen statt[findet]“. Die beiden Autor*innen definieren CM als

„Handlungskonzept für die Arbeit mit Personen in komplexen und zeitlich andauernden Problemlagen zur Sicherstellung von abgestimmten, einrichtungs- sowie professionsübergreifenden und passgenauen professionellen Unterstützungen, die sich an den Förderungsbedarf von Personen in Multiproblemlagen anpassen“ (Goger/Tordy 2020: 11).

Der Weg der KJH im Bezirk Weiz zum CM unter Berücksichtigung einer sozialraumbezogenen Sozialen Arbeit soll im folgenden Kapitel nachgezeichnet werden. In den darauffolgenden Kapiteln dieses Abschnitts finden sich theoretische Ausführungen zum Handlungsansatz. Diese verdeutlichen einerseits, welche Herangehensweise darunter auf Fallebene zu verstehen ist und andererseits wird dargestellt, warum CM auch ein Organisationskonzept ist bzw. interorganisationale Kooperationen braucht.

4.7.1. Verknüpfung von Case Management und sozialraumsensibler Sozialer Arbeit in Theorie und Praxis im Bezirk Weiz

Das Rahmenkonzept der KJH des Landes Steiermark (2014) wurde als zusätzliche Erläuterung zum StKJHG 2013 veröffentlicht und „soll die Bezirksverwaltungsbehörde dabei unterstützen, ein effektives und effizientes System der KJH in ihrer jeweiligen Organisationseinheit zu implementieren“ (Land Steiermark 2014: 4). Wie bereits erwähnt, richtet sich das Rahmenkonzept wissenschaftlich sowohl am Fachkonzept CM als auch am Fachkonzept Sozialraumorientierung aus. Dabei steht es den Bezirken frei, an welchem Konzept sie sich ausrichten. Einzig die Finanzierung wurde im Landesgesetz einheitlich vorgegeben.

„Gemäß § 41 Abs. 4 StKJHG wird den Bezirken ein Globalbudget basierend auf einer Schätzung der zu erwartenden Kosten für die nächsten drei Jahre auf Basis der letztgültigen (netto) Rechnungsabschlussdaten zugeordnet“ (ebd.: 35).

Effizienz und Effektivität als Priorität des Verwaltungshandelns werden bereits in den ersten Sätzen des Rahmenkonzeptes als Anlass für den „Prozess der Neuausrichtung“ (ebd.: 3) hervorgehoben.

„Im Gegensatz zur bisherigen Finanzierung über das Jugendwohlfahrtsbudget (starres System der StJWG-DVO) können dadurch die finanziellen Mittel flexibel eingesetzt werden. Auch die Verwendung der Mittel für „Präventivhilfen“ (auch im Sinne von fallübergreifender und fallunspezifischer Arbeit) ist zulässig und sogar wünschenswert“ (ebd.: 39).

Eine mögliche Gesamtbudgetierung umfasst ein „Budget für flexible Hilfen“, ein „Budget für fallunspezifische Arbeit und fallbezogene Sonderkosten“ und ein „Budget für langfristige und zentrale Leistungen (z.B. volle Erziehung, Pflegeelterngehalt, ...)“ (ebd.: 36).

Inhaltlich basiert das Rahmenkonzept auf dem vom Land Steiermark im März 2013 beauftragten Projekt „Jugendwohlfahrt Neu“ (JUWON) (vgl. Goger/Tordy 2019: 79). Pantuček-Eisenbacher (2014) hatte die wissenschaftliche Leitung dieses Projektes inne und veröffentlichte zusammenfassend ein Fachkonzept „als Konzept für eine lernende Organisation der KJH“ (ebd.: 4). Als historischen Anlass für dieses Projekt beschreiben Goger und Tordy (2019: 75) die drängende Forderung aus Fachkreisen nach einer Reform des JWG 1989. Den Sozialarbeiter*innen standen seit dem Inkrafttreten 1991 zwar zahlreiche soziale Hilfsdienste zur Verfügung, deren Leistungen waren jedoch klar definiert und zeitlich festgesetzt. Das erschwerte eine Adaptierung in Fällen veränderter Bedarfe. In der Folge gab es Abbrüche, die sich nachteilig auf die Klient*innen auswirkten und zudem Kostensteigerungen nach sich zogen. Zusätzlich kam eine wirksame Präventionsarbeit in diesem System zu kurz (vgl. ebd.). Das Fachkonzept versteht das Wirken der Sozialarbeiter*innen der KJH als Case Manager*innen (vgl. Pantuček-Eisenbacher 2014: 6). Sie erfüllen einen „Schutzauftrag“ (ebd.: 8), für welchen es notwendig sei, „Aushandlungen mit mehreren miteinander lebensweltlich, emotional und rechtlich verbundenen KlientInnen [sic!] zu treffen“ (ebd.: 8).

„Das Case Management Konzept sieht sowohl eine erhöhte Flexibilität der Case ManagerInnen [sic!] in enger Koordination mit den Betroffenen beim Einsatz der Hilfen vor als auch eine Durchsetzung des Prinzips ökonomischen Haushaltens“ (ebd.: 6).

Wie im Kapitel „Case Management auf Systemebene“ noch detaillierter erläutert wird, gelingt die Einführung von CM nicht „im Handumdrehen“ bzw. befördert eine unter Zeitdruck und/oder ohne ausreichende Reflexionsschleifen durchgeführte Implementierung mögliche Widerstände und Fehlentwicklungen (vgl. Ewers/Schaeffer 2005: 11 zit. n. Roller 2014: 170). Schließlich bedeutet sie umfassende Änderungen der fachlichen Haltung bis hinein in organisationale Abläufe und Strukturen. Goger und Mader (2019: 37), die sich mit der Implementierung in der KJH in der Steiermark auseinandergesetzt haben, stellen fest: „Solcher Paradigmenwechsel erfordert Zeit, zudem tritt erst im Zuge der Umsetzung die endgültige Dimension der fachlichen Veränderung für die Beteiligten zutage, die mit den Konzepten einhergeht und alle Ebenen der KJH betrifft.“

Abseits der zeitlichen Ressourcen bedarf es auch ausreichender Finanzmittel, um bspw. konzeptionell vorgesehene Methoden vollumfänglich einzusetzen. Am Beispiel der kooperativen Hilfeplanung zeigt sich, dass es hier oft zu Diskrepanzen zwischen Theorie und Praxis kommt. So waren für die von der KJH betreuten Familien zwar Auswahloptionen bei der Erarbeitung von Strategien für besseres Familienleben und für die Gewährleistung des Kindeswohls angedacht, die Finanzierung für die Familienrat¹⁹-Koordination war aber erst fünf Jahre nach Konzepterstellung gegeben (vgl. ebd.: 39f.). Goger und Tordy (2019: 109) verorten aus Sicht externer Organisationsberatung durchaus wahrnehmbare Veränderungen seit der CM-Implementierung in der KJH der Steiermark. Diese seien insbesondere auf der Fachebene (Prinzipien, Handlungsgrundsätze), aber auch in den behördlichen Aufbau- und Ablauforganisationen sowie auf der Netzwerkebene (Kooperationen) feststellbar. Selbst wenn das Fachkonzept weder

¹⁹ Entscheidet sich eine Familie, den Hilfeplan mit Personen aus dem sozialen Umfeld (nicht-professionellen Hilfen) zu entwickeln, kann dies im Rahmen des Familienrats erfolgen (vgl. Goger/Mader 2019: 39).

flächendeckend noch einheitlich gelebt wird, ist es den Fachkräften nicht fremd und dient als Bezugspunkt ihres professionellen Handelns (vgl. ebd.).

Durch die Integration beider Konzepte, Sozialraumorientierung und CM in einem Rahmenkonzept, ist es dem Land Steiermark gelungen, für die Arbeit der KJH das Beste aus zwei Welten zu ermöglichen. Während die neue Form der Budgetierung, Budget für flexible Hilfen und fallunspezifische Arbeit aus der Sozialraumorientierung stammen und eine Verbesserung der Planung und Angebotssteuerung bedeuten (vgl. Land Steiermark: 36), liegt die besondere Qualität des CM auf der Fallebene: Die Hilfeplanung im CM erfolgt unter konsequenter Beteiligung von Klient*innen. Ehlers und Broer (2013a: 9f.) zufolge ist es das Ziel des CM im Kontext der Sozialen Arbeit, die Hilfeprozesse der Klient*innen zu koordinieren. Dafür ist es notwendig, Hilfeleistungen über die Grenzen von Organisationen hinaus abzustimmen. Dazu arbeitet die KJH Weiz eng mit der ARGE Flexible Hilfen zusammen. Das handlungsleitende Interesse gilt dabei den Bedürfnissen der Klient*innen, sowie der ressourcenschonenden Bereitstellung qualitativ hochwertiger, adäquater Hilfsangebote. Case Manager*innen legen ihren Fokus jedoch nicht nur auf professionelle Hilfesysteme. Es werden auch informelle Angebote (lebensweltliche Ressourcen und Hilfeleistungen von Helfer*innen aus dem privaten Umfeld) wie bspw. Selbsthilfegruppen in der Hilfeplanung berücksichtigt (vgl. ebd.).

Beim CM handelt es sich um eine „Mehrebenenstrategie“ (Wendt 2010: 7). „Die Komponenten Fallmanagement [...] und Systemmanagement [...] bilden das Regelkonzept CM“ (Gissel-Palkovich 2013: 144, Herv. i. O.). Dies vor Augen erscheint es nachvollziehbar, dass die Implementierung sowohl Adaptionen in der Fallarbeit und Haltung der Fachkräfte als auch die strukturelle Verankerung des Verfahrens in der jeweiligen Organisation erfordert (vgl. Goger/Tordy 2020: 11). Von implementiertem CM im Sinne des Regelkonzeptes kann Gissel-Palkovich (2013: 144) zufolge nicht gesprochen werden, wenn eine dieser beiden Ebenen vernachlässigt wurde. Vielmehr handelt es sich dann um eine Teilimplementierung – mit Option der Weiterentwicklung. Die Einführung von CM ist als Organisationsentwicklungsprozess zu verstehen, bei dem zwar an bereits bestehende Strukturen und Prozesse sowie Arbeitsweisen und Qualifikationen angeknüpft wird, aber auch Veränderungen erfolgen (müssen). Dazu braucht es gute Planung, ausreichend Ressourcen, Umsetzung des Kooperations-/Vernetzungsgedankens, u.U. wissenschaftlicher und moderierender Begleitung sowie Zeit (vgl. ebd.: 144-152) – denn Organisations- und Netzwerkentwicklung im Kontext von CM „ist als kontinuierlicher Prozess anzulegen“ (Goger/Tordy 2020: 70).

Diese einleitenden Ausführungen verdeutlichen, dass die Einführung des CM-Konzepts in der KJH Weiz weitreichende Auswirkungen sowohl für die Fall- als auch die Systemebene bedeutet und alle Bereiche durchdringt. Konkret bedeutet die systematisierte Vernetzung u.a. Treffen der Koordinator*innen der ARGE, leitenden Sozialarbeiter*in und der*des leitenden Juristin*Juristen alle sechs Wochen, Treffen der FÜA-FuA Gruppe im selben zeitlichen Intervall. Diese institutionalisierten Foren dienen der Prüfung von Projektideen, Evaluation laufender Angebote, Entwicklung von Kooperationsüberlegungen. Zusätzlich gibt es eigene Treffen der FÜA- und der FuA-Gruppen ebenfalls alle sechs Wochen sowie Kooperationstreffen unterschiedlicher Arbeitskreise, an denen neben Fachkräften aus den unterschiedlichen Bereichen auch die Mitarbeiter*innen der

Bezirksverwaltungsbehörde sowie politische Funktionär*innen und zum Teil Vertreter*innen der Polizei teilnehmen (vgl. Email01).

Bevor die Ergebnisse der empirischen Untersuchung des Datenmaterials vorgestellt werden, bieten die beiden folgenden Kapitel eine vertiefende Darstellung des Handlungsansatzes CM in Hinblick auf Fall- und Systemmanagement.

4.7.2. Case Management auf Fallebene

In der Fallarbeit gilt es nach Kleve (2018) das Subsidiaritätsprinzip zu berücksichtigen, d.h. professionelle Hilfeleistungen nur dort einzusetzen, wo informelle Hilfeleistungen nicht (ausreichend) vorhanden sind. Durch die intensive Zusammenarbeit mit Klient*innen und den in den Hilfesystemen relevanten Akteur*innen sollen individuelle sowie lebensweltliche Ressourcen identifiziert, aktiviert und in weiterer Folge nutzbar gemacht werden. CM in der Sozialen Arbeit verfolgt daher u.a. das Ziel, ressourcenschonend zu arbeiten. Somit kann CM als Kompromiss von lebensweltlich orientierter Sozialer Arbeit und ökonomisch orientierter Sozialer Arbeit verstanden werden (vgl. Kleve 2018: 47). Dieses Zusammenspiel von ökonomischen und lebensweltlichen Aspekten wird v.a. in den von Kleve (2018) ausgearbeiteten Bestimmungsmerkmalen des CM (siehe Tabelle 2) deutlich.

Case Management – einige wesentliche Bestimmungsmerkmale		
Ziele:	1. »Hilfe zur Selbsthilfe« durch verstärkte Aktivierung von informellen, privaten Hilfemöglichkeiten in den Lebenswelten der Klienten [sic!] (im Sinne von Subsidiarität und Empowerment) – erstens durch Aktivierung von klienteneigenen [sic!] (persönlichen) Ressourcen, zweitens durch Aktivierung von lebensweltlichen (nicht-professionellen) und formellen (professionellen) Hilfen. 2. Kostensenkung durch 1.	
Verfahren/Mittel:	Rationalisierung und Planung von Hilfeprozessen nach einem Phasenmodell (1. Assessment: Falleinschätzung und Bedarfsklärung; 2. Zielvereinbarung und Hilfeplanung; 3. Kontrollierte Durchführung; 4. Evaluation; 5. Klientenfürsprache [sic!]; 6. Rechenschaftslegung).	
Leitgrößen:	Effizienz Ergiebigkeit: Verhältnis von Aufwand (Zeit und Personal, kurz: Kosten) zum Nutzen bzw. Ertrag (Kostengünstigkeit)	Effektivität Zielwirksamkeit: Verhältnis von intendierten Zielen und tatsächlichen Ergebnissen
Intendierte Ergebnisse:	<ul style="list-style-type: none"> - Verringerung des professionellen Personals durch Aktivierung klienten-eigener [sic!], informeller Ressourcen und lebensweltlicher Netzwerke - Verringerung der professionellen Hilfezeit - Verringerung der Kosten 	Strikte Selbsthilfeorientierung und damit »Aushebelung«(sversuch) des zentralen Hilfeparadoxons Sozialer Arbeit

Tabelle 2: Bestimmungsmerkmale des Case Management nach Kleve 2018

Gissel-Palkovich (2013: 133-137) beschreibt drei Elemente der Fallebene im CM: So gilt es die Fallberatung (Interaktion und Kooproduktion mit Nutzer*innen), die Fallsteuerung (planende, koordinierende Aspekte mit Blick auf Verfahren und Prozesse) sowie die fallbezogene Netzwerkarbeit (Aktivierung, Einbezug und Gestaltung der nutzer*innen-bezogenen Umwelt) zu einem konsistenten Fallmanagement zu verbinden (vgl. ebd.). Die Fallarbeit folgt dabei einem sogenannten Regelkreis bzw. Phasenmodell. Wie Tabelle 2 entnommen werden kann, wird CM in der Anwendung in mehrere Phasen differenziert. An dieser Stelle ist anzumerken, dass im fachwissenschaftlichen Diskurs kein einheitliches Phasenmodell zu finden ist. So beschreibt Kleve (2018: 50) CM anhand von sechs Schritten (teils auch nicht einheitlich) und Ehlers, Müller und Schuster (2017: 56) differenzieren fünf Schritte.

Im Folgenden werden die Phasen anhand einer von Kleves Darstellungen in Assessment, Service Planning, Intervention, Monitoring, Advocacy und Evaluation beschrieben (vgl. Kleve 2018: 50).

4.7.2.1. Assessment

Kleve (2018: 50-52) zufolge liegt der Fokus im Assessment in der Falleinschätzung auf lebensweltlicher sowie auf professioneller Ebene. Auf lebensweltlicher Ebene wird empfohlen die bereits vorhandenen, relevanten, intrapersonalen sowie netzwerkbezogenen Ressourcen zu erarbeiten, die zur Lösung des präsentierten Problems beitragen können. In der professionellen Ebene ist von den Case Manager*innen abzuklären, ob und inwieweit der*die Klient*in bereits bei professionellen Helfer*innen angebounden ist. Sollte bereits eine Anbindung vorhanden sein, so sollten Case Manager*innen den Austausch mit den relevanten Akteur*innen hinsichtlich Hilfebedarf, bereits durchgeführter sowie geplanter Lösungsversuche suchen. Zudem können in der Kooperation mit anderen professionellen Helfer*innen bereits vorhandene und vermutete Ressourcen in der Lebenswelt der Klient*innen eruiert werden (vgl. ebd.).

4.7.2.2. Service Planning

Wie bereits im Assessment wird auch in der Hilfeplanung nach Kleve (2018: 52f.) ein Fokus auf die lebensweltlichen und netzwerkbezogenen Ressourcen gelegt. So können die Ziele bspw. differenziert werden in jene, die von den Klient*innen in Verbindung mit den zuvor erarbeiteten Ressourcen bewältigt werden können und jene, für die professionelle Unterstützung vonnöten ist. Kleve betont in diesem Kontext die Wichtigkeit von positiv formulierten Zielen: Fokussiert wird demnach darauf, was erreicht werden soll, und nicht darauf, was es zu verhindern gilt. Anzumerken ist hierbei, dass in den Zielen klar formuliert wird, „wer was wann wie von wem im Prozess der Hilfe will/erwartet“ (ebd.: 52). Um dies zu erreichen, ist es hilfreich die Ziele der Klient*innen und der Sozialarbeiter*innen differenziert darzustellen. Ausschlaggebend ist weiters, dass die Ziele im Hinblick auf ihre Erreichung konkret formuliert werden. Konkret wäre z.B. ich kann am Ende des Monats € 40,- ansparen und nicht ich spare mehr. In weiterer Folge ist auszuarbeiten, „wer was wann wie womit mit wem tun muss, um die Ziele zu erreichen“ (ebd.: 53). Inhalt des Hilfeplans sollte auch sein, Bewertungsparameter zu definieren,

d.h. woran erkannt bzw. gemessen werden kann, inwieweit die Ziele erreicht wurden (vgl. ebd.: 52f.).

4.7.2.3. Intervention

In der Durchführung der Hilfe sollen Kleve (2018: 53f.) zufolge die erarbeiteten sozial-räumlichen und persönlichen Ressourcen der Klient*innen zur Erreichung der Ziele beitragen. Können die Ziele nicht mehr ohne fremde Hilfe erreicht werden, nehmen die Case Manager*innen die Vermittlungsrolle ein. Sie vermitteln zwischen Klient*innen und der Situation entsprechenden professionellen Helfer*innen wie bspw. Schuldenberatungsstellen oder Familienhelfer*innen, aber u.U. auch zwischen Helfer*innen aus dem informellen Umfeld. Pädagogische oder therapeutische Gespräche werden dabei nicht von den Case Manager*innen geführt (vgl. ebd.).

4.7.2.4. Monitoring

In diesem Schritt wird Raiff und Shore (1993) zufolge gemeinsam mit den Klient*innen die eingesetzte Hilfe während dem Hilfeprozess im Hinblick auf die Erreichung der Ziele eingeschätzt. Mit anderen Worten geht es beim Monitoring darum festzustellen, welche Fortschritte bereits sichtbar sind bzw. welche Probleme im Prozess deutlich wurden. Bei den bereitgestellten professionellen Hilfen ist regelmäßig zu beurteilen, ob sie verhältnismäßig, adäquat, wirksam und qualitativ hochwertig sind (vgl. Raiff/Shore 1993: 47 zit. n. Kleve 2018: 54). Um dies zu erreichen, stehen Case Manager*innen Kleve (2018: 54) zufolge im ständigen Kontakt zu Klient*innen und professionellen sowie informellen Helfer*innen. Des Weiteren ist laufend abzustimmen, ob die eingesetzten Hilfen ausreichen, um die gesteckten Ziele zu erreichen. Gegebenenfalls werden neue Hilfesysteme hinzugezogen (vgl. ebd.: 54).

4.7.2.5. Advocacy

Case Manager*innen sind nach Kleve (2018: 55) angehalten Klient*innen zu empowern, wenn notwendig Hilfebedarf zu erkennen und in weiterer Folge Hilfeleistungen selbstständig zu finden und zu aktivieren. Grundsätzlich sollte das während der gesamten Begleitung geschehen. Die Ermächtigung der Klient*innen ist aber insbesondere dann zu forcieren, wenn ein Ende der Zusammenarbeit abzusehen ist (vgl. ebd.).

4.7.2.6. Evaluation

Am Ende der Zusammenarbeit ist Kleve (2018: 55f.) zufolge abzuklären, welche formellen und informellen Hilfeleistungen abgeschlossen sind und welche gegebenenfalls weiter tragend sind. Ein Fokus sollte in der Evaluation auf der erarbeiteten Selbstständigkeit der Klient*innen liegen. Des Weiteren ist gemeinsam mit den Klient*innen zu erarbeiten, inwieweit die Ziele des Hilfeplans umgesetzt wurden. Ein weiteres Augenmerk liegt hier auf der Relation zwischen Einsatz und dem erreichten Nutzen. Im Zuge der Evaluation soll demnach eruiert werden, wie effektiv und effizient die eingesetzten Hilfen waren. Die Case Manager*innen haben am Ende der Betreuung dafür Sorge zu

tragen, dass ein Abschied auf emotionaler Ebene zwischen Klient*in und Case Manager*in geschehen kann (vgl. ebd.).

4.7.3. Case Management auf Systemebene

Organisationen, die CM umsetzen wollen, müssen interne Strukturen und Ablaufprozesse sowohl an fachlich-konzeptionelle Anforderungen anpassen, aber zeitgleich Anforderungen beteiligter Akteur*innen berücksichtigen (vgl. Goger/Tordy 2020: 70). In den nächsten Kapiteln werden wesentliche Aspekte von CM-Organisationen herausgearbeitet sowie zentrale Überlegungen für den Implementierungsprozess erörtert.

4.7.3.1. Case Management-Organisation

Wird CM als ein „Organisations-Verfahren“ (Kleve 2009: 3) verstanden, ist die konsequente Einführung mit erheblichen Anforderungen an bestehende und potenziell neue Strukturen verbunden. Aus diesem Grund finden sich vollständige Implementierungen in der Praxis selten. Löcherbach (2003) stellt fest, dass CM häufig nur als Eye-Catcher, als Ergänzung oder als reines Fallmanagement umgesetzt wird (Löcherbach 2003: 2 zit. n. Kleve 2009: 4).

Eine durch die Anwendung des Fachkonzepts CM initiierte Systementwicklung (vgl. Kapitel „Implementierung von Case Management“) wirkt sowohl innerhalb der eigenen Organisation als auch darüber hinaus (vgl. Abbildung 3). Sie stellt dabei Bereichsgrenzen sowie Prozesse in Frage und verlangt Flexibilität von allen Mitarbeiter*innen.

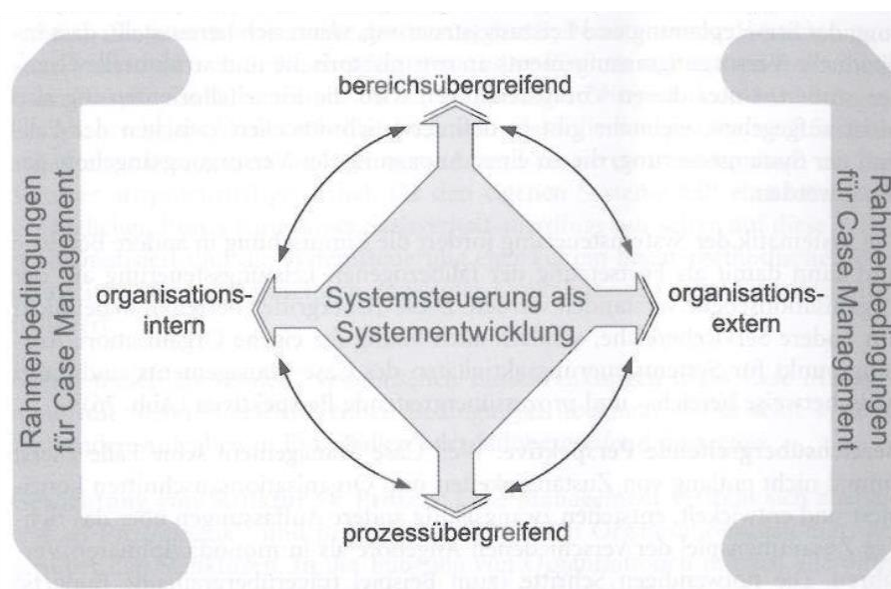


Abbildung 3: Perspektiven der Systemsteuerung (Monzer 2013: 337)

Eine Implementierung erfolgt auf Basis umfassender Lernprozesse unter Berücksichtigung systemischer Einschränkungen. Der Umgang mit Nichtsteuerbarkeit und das

Aushalten von Kontingenz sind optimales Rüstzeug für Case Manager*innen (vgl. Kleve 2009).

„In Organisationen laufen also (formelle und informelle) Kommunikationsprozesse ab, die von den Mitgliedern der Organisation zwar angeregt, aber von diesen nur begrenzt determiniert, also kaum zielgerichtet beeinflusst werden können. Dies ist eine zentrale Erkenntnis, die das, was im Case Management als Systemsteuerung bezeichnet wird, in enge Grenzen verweist“ (Faß/Kleve 2010: 22).

Aus dieser Perspektive gewinnen stärkenorientierte Führungsstile (vgl. Ehlers 2016: 83) und „postheroisches Management“ an Bedeutung, „weil grandiose Gesten nicht geeignet sind, andere zur Mitarbeit anzuregen“ (Baecker 1994: 19 zit. n. Kleve 2009).

Im Bewusstsein der Schwierigkeit der Steuerung „nicht-trivialer Systeme“ (Heinz von Foerster z.B. 1997 zit. n. Kleve 2009: 14) sollen im folgenden Abschnitt trotzdem einige Anforderungen an CM-Organisationen detaillierter behandelt werden. Dabei kommen vor allem Prozesse, Programme und Strukturen in den Blick.

Prozessübergreifende Standardisierung

Bei der individuellen Anpassung von Hilfen auf der Fallebene verlangt das CM von der Organisation, in die es eingebettet ist, oftmals das Überschreiten standardisierter Bearbeitungsfolgen. Wie oben dargestellt, ist dabei aus systemischer Sicht mit Schwierigkeiten zu rechnen. Häufig wird die Machbarkeit unter Verweis auf Limitierungen seitens vorgegebener Strukturen oder weiterer vorrangiger Ziele in Frage gestellt. Während das CM den Anspruch der „Prozessregie“ (Monzer 2013: 339) erhebt, hat es innerhalb der Organisation selten ausreichend Entscheidungsbefugnis, um sich durchzusetzen, geschweige denn geschäftsleitende Strategien (vgl. ebd.: 338f.). Eine CM-Organisation lernt, Standards zu etablieren, die es erlauben, individualisierte und unvorhersehbare Problemstellungen effektiv zu bearbeiten.

Gemeinsames Entwickeln von Programmen

Bestehende Ablaufprogramme innerhalb von Organisationen stellen wichtige Entscheidungsprämissen dar (vgl. ebd.: 17). Zusätzlich klären sie Zuständigkeiten, garantieren eine Abwicklung anhand existierender Vorschriften oder Kriterien und ermöglichen eine nachträgliche Evaluation. Konditionalprogramme legen fest, was unter gegebenen Anforderungen zu tun ist. Zweckprogramme arbeiten nach den angestrebten Zielen und Leitbildern der Organisation (vgl. ebd.). CM kommt dann zum Einsatz, wenn eine gewisse Komplexität der Fallebene gegeben ist, doch die Routineabläufe nicht erfolversprechend wirken. Umso mehr ist die Organisation gefordert, dem CM Verfahrenswege zur Hand zu geben, die eine nachvollziehbare, evidenzbasierte Bearbeitung ermöglichen. Der Nutzen daraus ergibt sich aus der erweiterten Legitimationsmöglichkeit eines individualisierten Einsatzes, der den Zielen entspricht, aber nicht den üblichen Bestimmungen (vgl. ebd.: 18f.).

Kooperative Strukturen ermöglichen

„Hilfeplanung findet in einem kooperativen Aushandlungsprozess mit den Klient*innen statt“ (Goger/Tordy 2020: 27) und bedarf ihrer Einbeziehung in sämtliche

Entscheidungen inklusive der Evaluation des Prozesses. Das setzt entsprechende Strukturen innerhalb einer Organisation voraus, die den Raum für diese aktive Beteiligung garantieren. Mit seiner Implementierung geht

„vielerorts eine Veränderung der organisationinternen und externen Strukturen und Kulturen, des Qualifikationsprofils der Akteure (Personalentwicklung), des Führungsstils, sowie die Notwendigkeit des Aufbaus eines systematischen Controllingsystems, das Überprüfung gewährleistet, jedoch Gestaltungs- und Entscheidungsspielräume lässt“ (Gissel-Palkovich 2006: 101f.)

einher.

Hierarchische Strukturen und Ablaufprozesse von Organisationen oder mehrere interne Schnittstellen beeinflussen den Erfolg ebenso, wie die Qualität der Teamkultur. Case Manager*innen brauchen innerhalb der Organisation Einbindung in Gruppenstrukturen und Führungskräfte, die „dirigistische Zurückhaltung“ (ebd.: 109) mit klaren Regelungen zu verbinden wissen. Auf jeden Fall wird die Implementierung sowohl Organisationsentwicklung als auch Zeit benötigen (vgl. ebd.: 103). Nicht unberücksichtigt bleiben sollte die „Ebenenkongruenz“, der Zusammenhang der Mikroebene des CM mit den Ebenen des Care Management, als „Erfolgsfaktor für die fallübergreifende Steuerung“ (Monzer 2013: 358).

„Je synchronisierter es dem Case Management in den verschiedenen Ebenen gelingt, seine Steuerungsbedarfe in die übergeordneten Dimensionen zu transferieren, je aufmerksamer die Vertreter [sic!] der Organisationen und der Politik mit den Erkenntnissen der anderen Dimensionen umgehen, desto ausgeprägter sollten die Steuerungseffekte ausfallen“ (ebd.: 358f.).

Die Abhängigkeit des CM von Meso- und Makroebene zeigt sich auf vielfältige Weise. Bereits bei den Kriterien für die Zuweisung können die Vorgaben von Politik und Organisation spürbar werden. Gibt es starke Interessen daran, Ergebnisse zu erhalten, die vorgegebenen Erfolgskriterien entsprechen, ist ein kritischer Zusammenhang zur Fallauswahl denkbar. Es empfiehlt sich daher, klare Kriterienkataloge zu erstellen und die Mitarbeiter*innen im Umgang damit zu qualifizieren (vgl. ebd.: 348).

Die strategischen Ziele einer Organisation stammen neben Politik und organisationalem Kontext auch aus den Rückmeldungen des CM, nämlich, wenn Angebotslücken oder mangelnde Angebotspassung festgestellt werden (vgl. ebd.: 349).

Durch den Austausch mit dem Wissensmanagement der Sozialplanung und dem Abgleich mit bestehendem Bestand erfolgt Angebotsentwicklung und -steuerung. Auch aus der Analyse von Misserfolgen und Abbrüchen im Monitoring und der Evaluation des CM stammen wichtige Erkenntnisse für die Organisation und Politik. Damit diese wahrgenommen werden benötigt es Bestimmungen für das konkrete Verfahren, wie z.B. Formvorgaben für die Meldung, Festsetzung von Fristen für eine Rückmeldung, etc. (vgl. ebd.: 348-355) „Die Einrichtung eines Maßnahmencontrollings ist anspruchsvoll, häufig auch konfliktauslösend und seine Durchführung nur mit zeitlichem Aufwand möglich“ (ebd.: 354).

4.7.3.2. Implementierung von Case Management

Die Implementierung des CM-Konzeptes erfordert Ehlers (2019: 3) zufolge ein breitgefächertes Verständnis, dass CM keine regelbasierte Verfahrensanwendung darstellt. Zudem ist die Einarbeitung in die Materie, das Einbeziehen der Organisation mit ihren jeweiligen Bedarfen, Zielen, den Anliegen der Klient*innen und der Entschluss ausreichend Ressourcen auf diversen Ebenen zur Verfügung zu stellen, eine notwendige Voraussetzung, wenn CM zielgerichtet implementiert werden will (vgl. ebd.). Das Implementierungsmodell sollte diesbezüglich unter der Involvierung verschiedenster Organisationsebenen/-einheiten und der Beteiligung geschulter Mitarbeiter*innen entwickelt werden. Wie komplex sich dieser Prozess gestaltet und mit welcher Zeitspanne zu rechnen ist, hängt von der Vielschichtigkeit und Größe der jeweiligen Organisation ab (vgl. Ehlers/Müller 2013: 122). Eine Implementierung in der KJH wäre bspw. strukturell anders zu gestalten als in einem Krankenhaus (Ehlers 2019: 5). Wobei nicht nur organisationale Rahmenbedingungen mitzudenken sind, sondern auch bundesweite und regionale Bedingungen, finanzielle Aspekte, vorhandene Zugänge zu diversen Versorgungsleistungen etc. einflussreich sein können (vgl. ebd.: 10f.).

Monzer (2018: 26) fasst wesentliche Entscheidungserfordernisse im Zuge einer CM-Implementierung zusammen (siehe Tabelle 3 auf der nachfolgenden Seite), wobei – wie so eben erläutert – eine detailliertere Ausarbeitung im organisationalen Kontext erfolgen muss. Für eine gelingende Einführung von CM wären demnach alle dargestellten Entscheidungsabschnitte zu bearbeiten und bei Vorliegen mehrfacher Optionen je Abschnitt wären diese zusätzlich nach organisationaler Präferenz bzw. Wichtigkeit zu ordnen (vgl. ebd.).

Während Monzer (2018: 27) die Klient*innenorientierung bzw. die Ausrichtung auf die Bedürfnisse der Klient*innen als prominentestes Ziel neben anderen möglichen Zielstellungen von CM beschreibt, steht dieses für Ehlers (2019: 8) aufgrund der Berücksichtigung ethischer Grundsätze unter allen Entscheidungsoptionen unhinterfragt an erster Stelle. Andere Interessen auf Seiten der Organisation oder weiterer Stakeholder*innen werden jedoch nicht negiert. Vielmehr gilt es den Implementierungsprozess zu nutzen, um unterschiedliche bzw. vermeintlich widersprüchliche Zielvorstellungen auszuhandeln (vgl. ebd.).

Hinsichtlich der strukturellen Verankerung des CM kommen organisationalen Charakteristika wie etwa Größe oder hierarchischem Aufbau Bedeutung zu (vgl. ebd.: 9). Eine zentrale Verankerung entspricht nach Monzer (2018: 30-39) der Ansiedlung bei einem*einer Träger*in. Dies bringt Vorteile (wie z.B. pragmatisch(er) und rasch(er) umsetzen zu können und einen hohen Grad an Kontrolle für die CM-Organisation zu ermöglichen), aber auch mögliche Hürden für Kooperationen und ein aktives Netzwerk. Dezentrale Verankerung kann unterschiedlich aussehen. Wenn das CM bei allen beteiligten Träger*innen verankert wird, wird die Steuerung aufwändiger und die Kontrolle bei den Akteur*innen geringer. Selten in der Praxis zu finden ist die Ansiedlung des CM bei einer träger*innenunabhängigen Organisation, wobei dies Neutralität gewährleisten könnte. Bei Schnittmengen in den Zuständigkeiten und erwartbaren Synergien (wie z.B. mehr Ressourcen, neue Kooperationsmöglichkeiten) kann für das CM eine

Arbeitsgemeinschaft gebildet werden. Denkbar ist auch die Formierung eines CM-Teams, das aus entsandten Fachkräften aller beteiligten Organisationen besteht. Hierfür sprechen neben einer einheitlich(er)en Arbeitsweise und Qualitätssicherung, auch die Förderung von Neutralität und Fallzentrierung (vgl. ebd.).

Entscheidungsabschnitte	Entscheidungsoptionen auswählen bzw. bei Mehrfachwahl nach Priorität zu ordnen				
Ziele der CM-Implementierung festlegen	Klient*innen bei der Koordination u. Anpassung von Regelformen unterstützen (prominentestes CM-Ziel)	Absicherung von Prozessabläufen (Überwachung u. Weiterentwicklung von Prozessen; Koordination bei Schnittstellenproblematik)	Wirkungsorientierung (Instrument zur Steigerung von Effektivität u. Effizienz in sozialen Diensten)	Anpassung und/oder Entwicklung von Organisationen bzw. Angebotsstrukturen (Stichwort: „Lernende Organisation“)	Umsetzung von Gesetzesvorgaben/Verordnungen (planendes/steuerndes Instrument, um rechtliche Vorgaben zu erreichen)
Ansiedlung des CMs festlegen	Ansiedlung bei zentralem Träger	Ansiedlung bei unabhängigen Trägern	Ansiedlung bei allen beteiligten Trägern	Ansiedlung bei Arbeitsgemeinschaft	Ansiedlung bei CM-Team
Reichweite u. Breite der CM-Implementierung festlegen	Fokus auf externe Organisationen / große Reichweite (Kooperationen, weil wenig eigene Angebote)	Fokus auf interne Organisation / geringe Reichweite (interne Koordination u. dadurch wenig Aufwand für Linking)	große Vernetzungsbreite (Aufbau/Pflege von umfangreichem Produktionsnetzwerk)	geringe Vernetzungsbreite (Produktionsnetzwerk mit einem bzw. wenigen Maßnahmenträgern)	-
Bestimmung des Steuerungsanspruchs	benötigte Machtpromotor*innen ²⁰ (hierarchisch hohe Ebenen, die erforderliche Ressourcen – finanziell, materiell, kapazitiv – sicherstellen)	benötigte Fachpromotor*innen (zielgerichtete Entwicklung der Innovation durch fachspezifisches Know-how ermöglicht bzw. erleichtert)	benötigte Prozesspromotor*innen (Einführung erforderlicher Abläufe: Koordination erleichtert Zusammenarbeit im Netzwerk)	benötigte Beziehungspromotor*innen (Unterstützung der Innovation durch umfangreiches persönliches Netzwerk)	-
Einflussstrategie festlegen	Durchsetzung eines öffentlich-rechtlichen Auftrags (Steuerung häufig mit rechtlichen Vorschriften verbunden; Mitwirkungspflichten der Klientel)	fachlich-konzeptionelle Entwicklung (gemeinsame Fälle führen zu Kooperation; Kommunikation wichtig v.a. im Linking und Monitoring)	konditional programmiert (Prozesse/Abläufe zentral geregelt; auch intern schwierig, daher übergeordnete Instanzen nötig, um Zusammenarbeit produktiv zu gestalten)	zweckprogrammiert (Organisationen können sich gut auf CM-Anforderungen einlassen, da gleiche/ähnliche Ziele)	-

Tabelle 3: Entscheidungsabschnitte und -optionen, eigene Darstellung nach Monzer 2018: 26-52

²⁰ Promotor*innen werden als Förderer*innen von Innovationen (sowohl hinsichtlich Produkten als auch Prozessen) verstanden und sind damit unerlässlich in der CM-Implementierung, die auf eine fall- bzw. bedürfnisorientierte Entwicklung und Steuerung von Angeboten hinausläuft (vgl. Monzer 2018: 42).

Als charakteristisch für CM werden aus Sicht von Goger und Tordy (2020: 78) Schnittstellen und Kooperationsbeziehungen beschrieben, welche im Rahmen der Netzwerkarbeit entwickelt und ausgestaltet werden. Bereits in der Phase der Implementierung sind nach Monzer (2018: 40-42) diesbezügliche Überlegungen anzustellen. So muss entschieden werden, ob das CM auf die Koordination organisationsinterner Prozesse abstellt oder ein großes Netzwerk entwickeln soll. Je nachdem, was davon angestrebt wird, liegt eine geringe oder große Reichweite der Implementierung vor. Konsequenterweise geht der Aufbau und die Pflege eines großen Netzwerks mit vielen Beteiligten mit höherer Vernetzungsintensität einher. Von geringer Vernetzungsintensität bzw. -breite wird hingegen gesprochen, wenn im Kontext der Fallsteuerung lediglich mit einzelnen oder einem Maßnahmenträger kooperiert wird (vgl. ebd.).

Ehlers und Müller (2013: 115f.) betonen, dass im Implementierungsprozess differenzierte Ebenen eine Rolle spielen. Die übergeordnete Systemebene beachtet die jeweilige Organisation im Rahmen eines übergreifenden Versorgungsnetzwerks. Auf dieser Ebene gilt es zu erarbeiten, inwiefern die einzelne Organisation die vorhandene Versorgungslandschaft bestmöglich ergänzen und weiterentwickeln kann. Die interorganisationale Ebene fokussiert die Vernetzung zwischen verschiedenen Organisationen und die Umweltbeziehung. Diesbezüglich gilt es zu erörtern, wie die Zusammenarbeit zwischen mehreren autopoietischen Systemen in einem produktiven Sinn ermöglicht werden kann. Die strukturelle Ebene bezieht sich auf die generellen Abläufe und die Kommunikationsstruktur der jeweiligen Organisation, wobei ergründet wird, inwiefern die Kooperationsbeziehungen und die betriebliche Kommunikation durch Regeln, Hierarchien und die Organisationskultur determiniert sind. Die interpersonelle Ebene ist entscheidend, um den Gruppenprozess und die Zusammenarbeit in unterschiedlichen Bereichen zu fördern sowie eine Vertrauensbasis für Abstimmungsprozesse zu schaffen. Abschließend ist die Bedeutung der individuellen Ebene der einzelnen Mitarbeiter*innen zu erwähnen. Die jeweilige Haltung, persönliche Fähigkeiten und Einstellungen gilt es miteinzubeziehen und wertzuschätzen, da diese die Voraussetzung für eine kooperative Zusammenarbeit im Implementierungsprozesse darstellen (vgl. ebd.). Um die genannten Ebenen fördernd zu begleiten und ein kollektives Verständnis für das jeweilige CM zu entwickeln, wären Ehlers (2019: 8) zufolge interdisziplinäre und hierarchieübergreifende Schulungen als wertvolle Maßnahme anzustreben. Monzer (2018: 63) betont zudem:

„Zu einer personalqualifizierenden Strategie gehört schließlich noch das Angebot von Supervision und Coaching. Diese prozessbegleitenden Unterstützungen haben sich als äußerst wichtige Instrumente herausgestellt, ohne die eine Case Managementimplementierung schwierig ist.“

Der Aufbau einer CM-Organisation kann zu Problemen führen, wobei Monzer (2018: 64) verschiedene Ursachen dafür verortet. Als zentrale Fehlerquelle wird beschrieben, dass CM häufig von Führungsebenen als Fallmanagement (Methode für die Einzelfallarbeit) verstanden wird. Daher werden die Organisationsbezüge (wie in Kapitel „Case Management-Organisation“ dargelegt) unterschätzt. Damit im Zusammenhang stehende Probleme treten allerdings erst in der CM-Praxis zutage (vgl. ebd.).

Eine weitere Fehlerquelle im Implementierungsprozess wäre Ehlers und Müller (2013: 121f.) zufolge, wenn vorherrschendes und organisationsinternes Wissen durch die unbeachtete Einführung von scheinbar aktuelleren Erkenntnissen verdrängt wird. Ein derartiges „Missachtungsklima“ kann die Veränderungsfähigkeit der Organisation nachhaltig blockieren. Die Autor*innen plädieren daher für ein dialogisch-kooperatives Vorgehen, welches die etablierte Praxis anerkennt, unterschiedliche Systemmitglieder in den Implementierungsprozess integriert und die Entwicklungsmöglichkeiten sowie individuelle Leistungen wertschätzt (vgl. ebd.). Auch Monzer (2018: 76) warnt davor CM als die vermeintlich professionellere und modernere Methode einzuführen und betont: „Die Implementierung muss in diesen Fällen die Nutzung des Wissens der kritischen Teams in den Mittelpunkt stellen und diese Mitarbeiter [sic!] offensiv in die Verantwortungsstrukturen einbeziehen“ (ebd.).

Sensibilität sollte zudem geboten sein, wenn CM aufgrund eines steigenden Innovationsdrucks möglichst zeitnah und unreflektiert im Hinblick auf die konzeptionellen CM-Grundlagen implementiert wird (vgl. Ewers/Schaeffer 2005: 11 zit. n. Roller 2014: 170). Ehlers und Müller (2013: 107) weisen darauf hin, dass Organisationen nicht-triviale Systeme darstellen und daher auf Veränderungen und konzeptionelle Neuerungen unerwartet ansprechen können. Den Case Manager*innen sollte dahingehend bewusst sein, dass Veränderungsprozesse nur begrenzt beeinflussbar sind und eine ergebnisoffene Haltung ratsam wäre (vgl. Kleve 2014: 90). Insofern wird unterstrichen, dass Prozesse wie die Implementierung des CM mit der Unsicherheit in Bezug auf ungewisse Veränderung einhergehen und diese Ungewissheiten auszuhalten sind, um sie letztendlich zu überwinden (vgl. Ehlers/Müller 2013: 114). Für eine nachhaltige Veränderung wäre es hilfreich, wenn es den Beteiligten gelingt sich von einer genauen Vorstellung des theoretischen CM-Konzeptes zu lösen und die Individualität der beteiligten Mitarbeiter*innen, Organisationen sowie Handlungsfelder zu würdigen (vgl. ebd.: 122f.).

Monzer (2018: 73) betont dahingehend, dass insbesondere die Wissensressourcen erfahrener Case Manager*innen und deren Einwirken notwendig sind, um die genannten Fehlerquellen zu erkennen und entgegenzuwirken. Vor allem von Seiten der Leitungsebene(n) wäre darauf zu achten, dass Case Manager*innen bei organisationalen Fragen miteinbezogen werden, um ihre Ansichten und Erfahrungen einzubringen und eine bestmögliche Einführung zu erzielen (vgl. ebd.). Festzuhalten ist, dass im Hinblick auf eine CM-Implementierung institutionelle, rechtliche und handlungsspezifische Rahmungen ebenso mitbedacht werden müssen, wie die vorherrschenden Arbeitsabläufe, die jeweilige Organisationskultur und die bestehenden, sowie neuen Kooperationsbeziehungen. Gemeinsam bilden die genannten Bereiche ein spezifisches System, welches eine Offenheit im Hinblick auf den gesamten Implementierungsprozess erfordert. Trotz der teilweise unterschiedlichen Standpunkte im Hinblick auf den CM-Diskurs ergibt sich daher die Übereinstimmung, dass die Implementierung eine „individuelle Entwicklungsarbeit“ (Ehlers 2019: 10) darstellt. Es gilt: „Case Management muss innerhalb der Organisation und passend zur Organisation entwickelt werden“ (Schaufelberger 2011: 230 zit. n. Monzer 2018: 52).

Als abschließende Bemerkung soll der Netzwerk-Gedanke des CM-Konzeptes hervorgehoben werden, denn

„[d]amit Case Management seine Wirkung entfalten kann, braucht es ein entsprechendes Case-Management-System. Ein solches System umfasst mehr als definierte Case Manager*innen in einer Organisation. [...] Selbst eine Einrichtung macht noch kein Case-Management-System. Diese Systeme entstehen erst durch Kopplung(en)“ (Goger/Tordy 2020: 78).

Dahingehend führt Monzer (2018: 44) aus, dass der Frage nach Einbezug von relevanten Akteur*innen sowie Überlegungen zu Strategien für gelingende Zusammenarbeit bereits während der Implementierungsphase ein hoher Stellenwert zukommt. Zudem plädiert der Autor den Kooperationsaufbau als gesonderte Aufgabe anzuerkennen, die erstens nicht beiläufig zu den täglich anfallenden Arbeitsaufgaben erledigt werden kann. Zweitens sollte der Nachweis von Kooperationsbeziehungen als zentraler Parameter für die Beurteilung der CM-Umsetzung herangezogen werden (vgl. ebd.: 44-67). Auch Gissel-Palkovich (2013: 139) betont: „Vernetzung wird zur professionellen und institutionellen Pflichtaufgabe, die aufgrund des Systembezugs des CM-Konzeptes nicht auf die fallbezogene Ebene beschränkt bleibt, sondern die Ebenen der Organisation und Infrastruktur einbezieht.“ Damit trägt die CM-Einführung zur strukturellen Verankerung von Vernetzungsaktivitäten und dem Kooperationsgedanken – über die Organisationsgrenzen hinaus – bei (vgl. ebd.).

4.7.4. Zusammenschau

Die theoretischen Ausführungen zum Fachkonzept CM der beiden letzten Kapitel zielten darauf ab, das Potenzial zu skizzieren, welches einer Vollimplementierung sowie etablierter Zusammenarbeit in Netzwerken innewohnt. Gleichzeitig wurde versucht darzustellen, welche Herausforderungen damit für Organisationen und Mitarbeiter*innen einhergehen bzw. dass dieser Prozess Zeit braucht. Nach diesen Ausführungen wird noch einmal deutlicher, inwieweit die Entscheidung der KJH Weiz für dieses Fachkonzept interne Veränderungen mit sich bringt. Für die Zusammenarbeit im Netzwerk und den sozialräumlichen Anspruch, präventiv tätig zu sein, kann auch die vorliegende Forschungsarbeit einen wertvollen Beitrag leisten. Das analysierte Datenmaterial, welches in der Folge anhand von vier Dimensionen vorgestellt wird, ermöglicht Rückschlüsse auf für Jugendliche relevante Themen sowie das aktuell vorherrschende Bild der KJH und ihrer Angebote. Zudem kann die Untersuchung als Impuls bzw. Basis für die künftige bedarfsbezogene (Weiter-)Entwicklung und Ausgestaltung der Versorgungsstruktur interpretiert werden.

5. Wahrnehmung der Angebotslandschaft für Jugendliche im Bezirk Weiz

Winkler Lea

Vor dem Hintergrund der vorangestellten theoretischen Abschnitte, geht es im Folgenden um die empirische Bearbeitung der individuellen Forschungsfrage(n): „Wie wird die Angebotslandschaft für Jugendliche im Bezirk Weiz von der Bevölkerung wahrgenommen und welche Bedürfnisse werden sichtbar?“

Im Sinne der Forschungslogik der Grounded Theory werden im nachstehenden Kapitel die zentralen „Findings“, welche sich im Zuge der Auswertung des Forschungsmaterials als Schlüsselkonzepte erwiesen, dargestellt. Handlungsleitend war eine ergebnisoffene Haltung, um nicht mit vorgefertigten Definitionen ins Feld zu gehen, sondern induktiv aus der Empirie heraus die Wahrnehmung der Jugendangebote, die sichtbargewordenen Bedeutungszuschreibungen und damit einhergehende soziale Praxen zu analysieren. Hauptaugenmerk lag auf strukturierten und kommerziellen Angeboten sowie den Bedürfnissen nach frei gestaltbaren Orten. Im Zuge der forschungsleitenden Subjektorientierung und der lebensweltlichen Perspektive auf das Forschungsfeld, konnte ein Zusammenhang zwischen strukturellen Hintergründen, Wissen über diverse Angebote, individuellen Interessen und dem jeweiligen Nutzungsverhalten der Jugendlichen erkannt werden.

Um die herausgearbeiteten Ergebnisse systematisiert darzustellen und eine fundierte Bearbeitung der Forschungsfrage(n) zu ermöglichen, werden Eingangs die angebotsbezogenen Bedürfnisse der Jugendlichen sowie die Wahrnehmungen der städtischen und ländlichen Angebotslandschaft fokussiert. In den anschließenden Unterkapiteln steht die partizipative Angebotsschaffung, die Erreichbarkeit der Zielgruppe und die Wahrnehmung der (psycho)sozialen Angebote im Zentrum. Im Hinblick auf die Beantwortung der individuellen Forschungsfrage(n), werden abschließend die zentralen Erkenntnisse in einem Zwischenresümee vereint.

5.1. Bedürfnisse der Jugendlichen

Im nachstehenden Kapitel werden jugendliche Bedürfnisse in Bezug auf die Freizeitgestaltung herausgearbeitet und die fehlenden, unstrukturierten Angebote sowie entsprechende Konsequenzen hervorgehoben. Weiters wird darauf hingewiesen, mit welchen gesellschaftlichen Erwartungshaltungen die interviewten Jugendlichen konfrontiert sind und welche Spannungen sich dadurch im Hinblick auf die Angebotssetzung/-nutzung ergeben.

5.1.1. Bedürfnis nach unstrukturierten Jugendangeboten und Privatsphäre

Bezüglich der Forschungsfrage(n), wie die Angebote im Bezirk wahrgenommen werden und welche Bedürfnisse zum Vorschein kommen, ist zu konstatieren, dass Fachkräfte und Jugendliche in zahlreichen Interviewnarrativen den Wunsch nach „freien“ Jugendangeboten äußern. *„Irgendwie an Raum, den ma halt so zum Beispiel söwa gestalten kau oder so“* (TK04: 994-995). Jugendarbeiter*innen aus Weiz erkennen die Problematik und betonen im Rahmen eines Arbeitskreises gegen Stigmatisierung:

„Jugendliche haben keine Räume. Sie brauchen Räume, die sie gestalten können und Selbstverantwortung übernehmen können (AK03: 371-373). Es gibt nix in der Öffentlichkeit, wo sie sein dürfn, ohne, dass es eine Bedrohung ist, außer im Jugendzentrum und da sind sie auch fast eine Bedrohung, wenn sie als Gruppe über die Straße gehen. Das find ich schade, es gibt keinen Platz für sie“ (AK03: 313-316).

Die Fachkräfte bringen zum Ausdruck, dass in Weiz ein Angebot für Jugendliche fehlt, an dem sie einfach „sein“ und ausprobieren können, um ungestört und ungezwungen Erfahrungen zu sammeln. Dass Jugendlichen, in Bezug auf ihre Freizeitgestaltung, Privatsphäre und ein vertrautes Umfeld wichtig ist, wurde bereits in den ersten Interviews sichtbar und bestätigte sich im Verlauf der Forschungstätigkeiten immer mehr. Einige Jugendliche beschreiben, dass sie sich in ihrer Freizeit am liebsten zu Hause treffen *„oder bei Freunden daham chillen im Pool, genau do host donn dei Privatsphäre, weil do is fost donn is Schwimmbod scho wirklich voll überstopft“* (TK06: 79-80). (Zu) viele Menschen im Schwimmbad könnte bedeuten, dass mehr Beobachtung erfolgt, mehrere Generationen aufeinandertreffen, die Weizer Jugendlichen nicht unter sich sind und sich nicht selbstbestimmt bewegen sowie Handeln können. Reutlinger (2001) begründet dieses Verhalten wie folgt: *„Alle Jugendlichen brauchen Rückzugsräume zur Bewältigung des immer stärker ansteigenden Mithaltdrucks“* (Reutlinger 2001: 139). Der Autor betont, dass gerade in der jugendlichen Entwicklungsphase private Plätze notwendig sind, an denen die Jugendlichen unabhängig vom gesellschaftlichen Leistungsdruck ihre Erfahrungen machen können (vgl. ebd.: 129f.). Die jungen Sprecher*innen sind sogar bereit längere Wegstrecken auf sich zu nehmen, um ungestört, innerhalb der Peergroup, experimentieren zu können und abgeschirmte Plätze wie bspw. den Krottendorfer-Teich zu erreichen (vgl. TK04: 997-998, TK27: 58-65). Dass die gesteigerte Mobilität im Jugendalter auch im Sinne der Raumeignung dienlich ist, wird im Kapitel „Mobilität“ deutlich.

5.1.2. Verdrängung der Jugendlichen

Als Aufenthaltsorte, die einen Rückzugsraum bieten, werden von Jugendlichen zudem der Südtiroler Platz in Weiz sowie die Hauptplätze in Weiz und Gleisdorf aufgesucht. *„Vor allem da san, da san irgendwie net so viele Leit immer, des haßt da host dort a die Ruah wenna irgendwie was tuan willst“* (TK06: 112, vgl. TK06: 360-362, TK24: 167-175). Dies zeigt, dass die Befragten auch an öffentlichen Plätzen gerne „abhängen“, bis sie sich beobachtet fühlen: *„man kann net amal machen, was man will, net amal sitzen irgendwo kann man, immer müssen Augen auf uns kommen, irgendwie immer Blicke auf uns“* (TK34: 18-19). Diese Aussagen legen die Deutung nahe, dass Jugendliche zwar

Privatsphäre anstreben und trotzdem als wertvoller Teil der Gesellschaft wahrgenommen werden und am öffentlichen Leben teilhaben wollen. Auch der Kirchhof in Weiz war ein Ort, den Jugendliche in ihrer Freizeit als Treffpunkt genutzt haben, bis Beschwerden (wegen der alkoholtrinkenden Jugendlichen) kamen. In diesem Fall ist es der Stadt Weiz in Zusammenarbeit mit Fachkräften und der Kirche gelungen, eine Alternative zu erschaffen. *„Keiner wollte die Leute am Kirchhof biertrinken sehen, dann kam die Laube“* (AK03: 430-432). Als gelungenes Beispiel für unstrukturierte Angebote im städtischen Bereich, wird neben der Laube am Weizberg auch der Skatepark beim Schwimmbad in Weiz genannt, bei dem sich die Weizer Jugendlichen selbst einen Raum geschaffen haben (vgl. AK03: 372-373).

Der Pavillon im Stadtpark wird ebenfalls als beliebter, öffentlich zugänglicher Treffpunkt für Jugendliche beschrieben, die sonst keinen Privatraum zur Verfügung haben. Die vor Ort Befragten schätzen den Pavillon aufgrund der freien Gestaltungsmöglichkeiten. *„Wir kennan reden wos ma wollen, wir miassen ned leise sein“* (TK48: 492). Eltern sehen derartige öffentliche Plätze wie den Pavillon hingegen als Ort der zwar als informeller Treffpunkt für Jugendliche errichtet wurde, aber nicht wie gewünscht genutzt wird. Es kommt explizit zum Ausdruck, dass sich die Pavillonbesucher*innen *„nicht immer ganz so benehmen, wie sich Erwachsene das wünschen würden“* (TK05: 424-425). In einer Gruppendiskussion mit Eltern zeigte sich die vorherrschende Erwartung, dass mehr auf den Pavillon achtzugeben ist und kein Müll oder Lärm entstehen soll. Auf Verstöße reagierten die Anrainer*innen mit Reklamationen und Polizei, was für die Befragten verständlich ist (vgl. TK05: 408-416). Um das Problem mit den „störenden Jugendlichen“ zu regulieren, werden von Eltern zudem Jugendhäuser, Sozialarbeiter*innen und Streetworker*innen als zuständig erachtet (vgl. TK05: 441-442). Diesbezüglich lässt sich der Widerspruch konstatieren, dass unstrukturierte Angebote für Jugendliche einerseits von Fachkräften begleitet werden sollen, um keine Unruhen zu erzeugen, andererseits jedoch der Anspruch auf ein nicht betreutes und völlig frei gestaltbares Angebot unerfüllt bleibt. Jugendliche untereinander zeigen diesbezüglich ein größeres Verständnis für „störende“ Vorkommnisse an öffentlichen Plätzen oder Grenzobjekten als die befragten Erwachsenen. Sie finden es nicht nötig, *„dass da irgendwer hingeht und sogt so Leidln, wir holen eich da mal außa“* (TK04: 514-515). In Bezug auf die Lebensphase Jugend reflektieren die Befragten, *„dass es 18 und Jüngere san, es san holt meistens die Leit die so in der Phase (deutet Ausführungszeichen mit den Fingern an) des Ausprobierens san“* (TK04: 520-523).

Die demographische Verdrängung Jugendlicher von öffentlichen Plätzen und ihnen entsprechenden Angeboten, spiegelt gewissermaßen das Bestreben nach sozialer Kontrolle in der Gesellschaft wider. In den Interviewpassagen wird deutlich, dass diese sowohl von Eltern als auch von Anrainer*innen mit Hilfe von Kontrollorganen ausgeführt wird. Eine Fachkraft bestätigt die Wirksamkeit derartiger Beschwerden, welche die Jugendlichen „vergraulen“. *„Sonst waren die Jugendlichen bei den Hofbauer-Gründen, da haben sie dann gestört, oder beim Generationshaus, dann gab's Beschwerden, dann waren sie weg“* (AK3: 377-379). Als alternative Treffpunkte dienen Privaträume und Kinderangebote, welche nachstehend genauer analysiert werden.

5.1.2.1. Privaträume

Sich in private Räume des Eigenheims zurückzuziehen, verleiht den interviewten Jugendlichen eine gewisse Autonomie, bei der sie die Anzahl der Freund*innen selbst kontrollieren, ungestört feiern und „chillen“ können (vgl. TK35: 160-161, TK24: 160-161, TK02: 209-214). Die befragten Eltern stehen der Lösung im privaten Eigenheim ebenfalls positiv gegenüber. Wenn möglich richten sie einen Partykeller für ihre Kinder ein, um gewissermaßen die Kontrolle zu behalten, wo bzw. mit wem ihre Kinder unterwegs sind und gegebenenfalls einschreiten zu können, wenn etwas „ausufert“ (vgl. TK01: 300-301, 437-439, TK01: 436-437). Dass derartige Partyräume nicht bei allen befragten gleichermaßen verfügbar sind und ökonomisch benachteiligte Jugendliche mit beengten bzw. prekären Wohnverhältnissen zu kämpfen haben, wird im Kapitel „Benachteiligung entlang ökonomisch orientierter Differenzen“ ausgearbeitet. Inwieweit sich privat geschaffene Angebote von öffentlichen unterscheiden und ob der „Partykeller“ eine Alternative zu öffentlich zugänglichen Plätzen ermöglichen kann, wird von Becker et al. (1984) wie folgt beschrieben: Wenn Jugendliche über familiäres Hauseigentum verfügen und eine offene Erziehungshaltung der Eltern genießen, können auch Privaträume relativ frei gestaltet und genutzt werden, was diese ebenso zu Treffpunkten macht. Eine gewisse elterliche Kontrolle, die sich auf die häusliche Ordnung und die Auswahl der Freund*innen bezieht, unterscheidet die privaten Rückzugsräume jedoch grundsätzlich von öffentlichen Plätzen. Zudem kann kritisch bewertet werden, dass Privaträume im Vergleich zu öffentlich zugänglichen Angeboten (Diskotheken, Kinos, Eisdielen etc.) eine geringere Erlebnisqualität bieten (vgl. Becker et al. 1984: 511f.). Die Nutzung des Elternhauses als Treffpunkt mit der Peergroup kann dabei durchaus innere Konflikte bei Jugendlichen auslösen. Die Spannung zwischen den Bestrebungen sich von den Erziehungsberechtigten abzulösen und der erzeugten Abhängigkeit in Bezug auf die Verfügung eines privaten Raums, wurde auch bei den befragten Jugendlichen in Weiz spürbar.

5.1.2.2. Kinderangebote

Wenn kein „Partykeller“ zuhause zur Verfügung steht, weichen die interviewten Jugendlichen alternativ auf Kinderangebote wie Spielplätze aus, welche sogar teilweise als häufigster Treffpunkt unter Freund*innen genannt wurden (vgl. TK26: 5-6, TK22: 59, TK21: 75). Die Mitarbeiterin (w) eines Jugendzentrums erklärt diesbezüglich:

„Wos a bissl fehlt is so der, der un äh äh unstrukturierte Treffpunkt sog i amol also es hot gonz vor vielen Jahren an Park geben an klanen der äh wurde dann aber bebaut und so bleiben nur an zwa Spielplätze eigentlich übrig wo sie die Jugendlichen so treffen kennen und an zwa Freiplätze [...] solche Treffpunkte gibt's wenige wo die Leit net irgend an strukturierten Angebot nachgehen oder an kostenlosen Angebot nochgehn“ (TK19: 42-60).

Mütter betonen in den Interviews hingegen:

„als Familie is es ein Luxus hier zu wohnen, [...] es gibt viel Angebot, eben die Spielplätze“ (TK 05: 63-65). „Im Regelfall sind eigentlich alle Dinge die so im öffentlichen Raum [...] so ausgelegt, dass sie für Familien mit Kindern passend sind. . . . oder sich überhaupt ganz gezielt auch an Familien mit Kindern richten“ (TK05: 628-630).

Die zahlreichen Kinderangebote im Vergleich zu Jugendangeboten erklären das Nutzungsverhalten durch Jugendliche. Dass sich die Angebotsentwicklung ländlich wie städtisch auf Kinder fokussiert, wurde in zahlreichen Narrativen sichtbar. Das Gefühl als Jugendliche*r unerwünscht zu sein und vertrieben zu werden, verstärkt sich somit. *„In Anger gibt es zwei Kinderspielplätze, für die Jugendlichen gibt's nix. Und es Schwimmbad is jetzt a sehr kinderfreundlich gemocht worden. Und es is jetzt a so, dass ma im Schwimmbad ned mal Eckerl spielen derfen [...], weil des wird uns do olles weggunman“* (TK35: 9-12). Trotz der begrenzten eigenen Möglichkeiten, scheinen Jugendliche bei Kinderangeboten einen Störfaktor darzustellen. Eine Mutter äußert dahingehend: *„am Spielplatz, wenn dort dann die Glasscherben sind und man is mit kleinen Kindern dort, des is holt donn, sorgt für Unmut“* (TK05: 432-433). Von der Sprecherin wird es folglich als legitim erachtet, wenn sich Anrainer*innen über Jugendliche beschweren und diese vertreiben wollen (vgl. TK05: 414-417).

Die Bemerkungen der Eltern und Anrainer*innen deuten auf ein wenig ausgeprägtes Bewusstsein für jugendspezifische Verhaltensweisen (wie das gezielte Abgrenzen zu den Erwartungshaltungen der Erwachsenen) hin. Derartige Einstellungen verdeutlichen, dass in Weiz bestimmte Praxen und Normen von Jugendlichen erwartet werden, die zum Funktionieren der Gesellschaft erforderlich erscheinen. Diese gilt es zu erlernen, um ein produktiver Teil des gemeinschaftlichen Lebens zu sein. Wird das kollektiv ansprechende Verhalten missachtet, sind die Jugendlichen unerwünscht. Folglich spüren die Heranwachsenden diese Ablehnung und Verdrängung aus dem Sozialraum, was in den Interviewzitatens dieses Kapitels immer wieder sichtbar wird. Die Narrative legen die Deutung nahe, dass dadurch innere Konflikte und Spannungen, im Bestreben nach sozialer Integration und Individualisierungstendenzen, entstehen. Wie diese Herausforderungen anhand von Hurrelmann theoretisch zu fassen sind, wird im Kapitel „Gesellschaft und Individuum“ konstatiert. Die Möglichkeit das eigene „Leben ungestört zu leben“ und nicht immer auf Widerstand zu stoßen, wäre für einige Befragte bereits ein wichtiger Fortschritt in Bezug auf das „Jugendlich sein“ im Bezirk Weiz. Gewünscht wird, *„dass jeder mal essen kann, in Ruhe leben kann, ohne Probleme hier leben kann, einfach chillen können, Leben genießen, Leben leben“* (TK34: 101-104). Inwiefern sich die befragten Jugendlichen an die gestellten (gesellschaftlichen) Anforderungen anpassen und mit dem vorhandenen Angebot zufrieden sind, wird im nachstehenden Kapitel, in Bezug auf die Wahrnehmung der Angebotslandschaft in Gleisdorf, Weiz und ländlichen Regionen, sichtbar.

5.2. Wahrnehmung der Angebotsstruktur für Jugendliche im städtischen Bereich

Im Hinblick auf die Analyse unterschiedlichster Interviewauszüge zeigte sich, dass der Bezirk Weiz vom Großteil der Bevölkerung als sehr engagiert wahrgenommen wird und dieses Bild auch nach außen hin vermittelt werden soll. In Gleisdorf lag die Betonung der Angebotsvielfalt besonders auf diversen Vereinen, während in der Stadt Weiz der fortschreitende Angebotsausbau erwähnenswert schien. Eine differenzierte Sichtweise war in den ländlicheren Gebieten zu erkennen, welche sich gewissermaßen von der

Stadt abgrenzen, eigenen Angebote schaffen und auf ihr internes Netzwerk verweisen. Diese unterschiedlichen Wahrnehmungen der Angebotslandschaft werden nachstehend, im Hinblick auf die Forschungsfrage aus Sicht von Jugendlichen, Fachkräften und Eltern, analysiert.²¹

5.2.1. Gleisdorf - gruppenspezifische Zufriedenheit

Engagierte und institutionell integrierte Jugendliche - „Stinos“ (siehe: Kapitel „Stinos“), die mit der Angebotslandschaft in Gleisdorf sehr vertraut sind, bewerten das vorhandene Angebot als ausreichend. Die Interviewten erwähnen u.a. das Kino, die Bowlingbahn, Spieleautomaten, das Schwimmbad, Vereine und Sportplätze als beliebte Freizeitbeschäftigungen (vgl. TK04: 805-838). Zudem wurden die zahlreichen Shopping-Möglichkeiten und Billigläden (New Yorker, DM, Deichmann, Pagro) hervorgehoben, welche es den Jugendlichen auch mit einem geringen Budget ermöglichen selbstständig zu konsumieren (vgl. TK04: 849-853). Eine genauere Analyse der kommerziellen Angebote ist im Unterkapitel „Bedarfe an kostengünstigen Angeboten“ nachzulesen. Ein junger Erwachsener konstatiert in Bezug auf die Angebotsvielfalt zudem:

„es is für jeden etwas do, für jede Gesellschaftsschicht is was do, sei es was trinken gehen, sei es der Skaterpark, sei es ein Bad, ein Park, a Raab, a Fluss, wo s d boden konnst, vielleicht noch grün oder was auch immer, also die Leit, Angebot is genug da, Billard spielen, Freizeitaktivitäten ham so viele Dinge, dass d gor ned mehr waßt, was d mochen willst. Also du host immer was zum Tuan oder du triffst di vielleicht nur mit deine Leit mit die Autos am Getz-Parkplatz und nimmst dein Campingstuhl und chillst a wieder bis 21 Uhr und also grundsätzlich gibt's do genug Freizeitangebot und es wird a gnutzt.“ (TK33: 296-303).

Spannend ist hierbei, dass die Vielfalt mit Bezug auf die Gesellschaftsschicht betont wird, was impliziert, dass Jugendliche je nach sozioökonomischem Status andere Bedürfnisse verfolgen und diese in Gleisdorf scheinbar abgedeckt werden. Dieses von den Befragten als vielfältig wahrgenommene Angebot wird im Kapitel „Soziale Durchmischung in Jugendeinrichtungen und Vereinen“, im Hinblick auf das differenzierte Nutzungsverhalten analysiert. Fachkräfte/Eltern nehmen in Gleisdorf ebenfalls ein vielfältiges Angebot auf unterschiedlichen Ebenen wahr. Von institutionellen Bildungsangeboten, bis hin zu Freizeiteinrichtungen wie Spielplätze und Parks oder Vereine und kulturelle Angebote, wird in einer langen Interviewpassage betont, welche Auswahl in Gleisdorf zur Verfügung steht. Kritisch betrachtet wurde nur der bereits im vorigen Kapitel „Verdrängung der Jugendlichen“ problematisierte Pavillon im Stadtpark, welcher konfliktreich die sich abgrenzenden Jugendlichen mit den Familien am Spielplatz und den Anrainer*innen vereint (vgl. TK05: 13-32). Als spontaner, nicht kommerzieller Treffpunkt wird der Stadtpark von einigen Jugendlichen hingegen positiv hervorgehoben und wertgeschätzt (vgl. TK04: 100-104). Pavillonbesucher*innen, die bezugnehmend auf die unterschiedlichen Jugendkulturen auch als „Parkmenschen/Hedonist*innen“ (vgl. Kapitel „Parkmenschen/Hedonist*innen“) beschrieben werden, repräsentieren jedoch eine Jugendgruppe, welche mit der Angebotslandschaft in Gleisdorf allgemein unzufrieden scheint. Als einzige Orte, an

²¹ Die Wahrnehmung der (psycho)sozialen Angebotslandschaft im Bezirk, wird in einem abschließenden Kapitel gesondert dargestellt.

denen sie sich in ihrer Freizeit mit Freund*innen treffen und wohlfühlen, wurde neben dem umstrittenen Pavillon im Stadtpark, der Bahnhof im Winter und das Freibad genannt, welches nur außerhalb der Ferien genutzt wird (vgl. TK49: 106-146). Zudem wurde in einem Gruppeninterview das dringende Bedürfnis nach Fortgelmöglichkeiten in Gleisdorf zum Ausdruck gebracht. *„Ma kann echt wenig machen in Gleisdorf [...], cool wär vielleicht irgendwas, wo ma si halt reinsetzen kann, was ned Mci is [...] Clubs oder so wär halt gut“* (TK48: 94-98). Durch die Formulierung: *„was uns glaub ich alle im Moment betrifft und interessiert, ist halt das Thema Fortgehen“* (TK04: 41-43, vgl. TK02: 61-62), wird verdeutlicht, dass Discobesuche, bei „allen“ Jugendlichen, ein omnipräsentes Thema zu sein scheint, welches in Gleisdorf nicht wie gewünscht ausgelebt werden kann. Einige Jugendliche beschreiben es daher als oberste Priorität für die zukünftigen Angebotssetzung *„erst amal an fetten Club hier eröffnen“* (TK34: 96) und, dass *„mehr so gmiatliche Bars, dast a bissl a Auswahlmöglichkeit hast“* (TK04: 1.023-1.024, vgl. 993-998, TK34: 32), fehlen. Die Interviewten sehen in einer Disco zudem die Chance, dass Gleisdorf für Jugendliche aus umliegenden Gebieten attraktiver werden könnte.

„Es gibt ned mal a Disco oder irgendwas [...], na gar nix, Gleisdorf is leer, Gleisdorf wird leer sein“ (TK34: 21-23), *„Jo wenn a Disko do wär oder a Shisha-Bar irgendwo hier in Gleisdorf, des wär auf jeden Fall gut, dann würden auch Leute von außerhalb nach Gleisdorf kommen und chillen, um sei Jugend zu genießen und ned sei Jugend zu vergammeln“* (TK34: 38-40).

Die genannte Passage zeigt, dass Discos für die Befragten eine gewisse Präventionslogik aufweisen, um sie vom „gammeln“ abzuhalten und neue Erfahrungen zu ermöglichen. In einigen Interviews wurde zudem sichtbar, dass das Fortgehen für Jugendliche die Chance bietet, sich von der älteren Generation räumlich und emotional abzugrenzen (vgl. TK04: 65-67, 975-980, TK48: 100-102). Hierbei kann die Disco als Symbol, für die generellen Bestrebungen im Jugendalter, betrachtet werden, eine eigene Identität im Beisein der Peergroup zu entwickeln und eine gewisse Unabhängigkeit von den Eltern zu erlangen (vgl. Kapitel „Die Rolle der Peers“).

Auch Fachkräfte und Eltern bemerkten diesbezüglich ein Ungleichgewicht in der Gleisdorfer Angebotssetzung: *„abgesehen von der Kultur und von den ganzen Dingen, es gibt a, a Disco glab i net so richtig [...], wo die Jugendlichen am Abend richtig fortgehen können“* (TK05: 40-42, vgl. 45-46, 58-61). Hierbei zeigt sich, welche Angebote in Gleisdorf mit Stolz besetzt sein dürften und welche das Bild der Vorzeigestadt stören. Die Abgrenzungswünsche in der Jugendphase widersprechen scheinbar den Vorstellungen der älteren Gleisdorfer*innen, bei denen möglichst nur institutionalisierte/strukturierte/kommerzielle Freizeitbeschäftigungen gefördert werden sollen. Die Fachkräfte betonen zudem: *„in den letzten Jahren is irrsinnig viel investiert worden“* (TK05: 167). Die anschließend genannten Beispiele verdeutlichen jedoch, dass sich diese Investitionen hauptsächlich auf Kinderangebote wie „das Haus des Kindes“ beziehen. Diese Fokussierung spiegelt erneut das gesellschaftliche Bestreben nach betreuten und geregelten Angeboten wider. In Bezug auf Sportplätze wird es bspw. als sinnvoll erachtet, wenn diese nur mit der Erlaubnis der Gemeinde und einem erforderlichen Schlüssel genutzt werden können, damit es *„einfach geordnet abläuft und net, ah, Dinge kaputt gemacht werden“* (TK05: 91-92). Dies zeigt, dass eine reibungslose

Angebotsnutzung Vorrang hat, auch wenn dadurch einigen Jugendlichen der Zugang verwehrt bleibt.

5.2.2. Vereine

Vereine scheinen diesen Anspruch zu erfüllen und ein sinnvolles, allgemein erwünschtes, Angebot mit hohem Ansehen darzustellen. Für kulturell interessierte Jugendliche und das Ausleben von Hobbies wird das Angebot in Gleisdorf daher als umfassend vorhanden beschrieben. Müller-Jentsch differenziert zwischen zehn Vereinsarten (vgl. Müller-Jentsch 2008: 13)²². Da in den Narrativen vor allem Sport- und Musische Vereine sowie die Feuerwehr als karitativer und humanitärer Verein zur bekannten Vereinslandschaft gezählt wurden, bezieht sich das folgende Kapitel auch nur darauf.

5.2.2.1. Vereinsvielfalt als Statussymbol

In Bezug auf Veranstaltungen, Sportvereine und das eigene Musizieren, gibt es den Befragten zufolge jedenfalls ein „*richtig cooles und ziemlich großes*“ Angebot (vgl. TK04: 83, 351, vgl. TK33: 522-524), wodurch Gleisdorf „*musikalisch und sportlich [...] echt guad aufgstöd*“ (TK04: 1166) ist und ein hohes Niveau aufweist (vgl. TK04: 1.153-1.154). Eltern könnten ihre „*Kinder jeden Tag irgendwo unterbringen (lacht), am Nachmittag*“ (TK05: 37-38, vgl. TK01: 77-78). In diversen Interviewpassagen wurde sichtbar, dass dieses vielfältige Vereinsangebot seit Kindheitstagen zahlreich genutzt- und nicht als selbstverständlich betrachtet wird (vgl. TK04: 874-875, 1.149-1.204, 1.237, 1.242, 1.248-1.251, 1.253-1.256). Einige der Befragten sind daher bereits früh Teil eines Vereins. „*Was halt bei uns schon relativ wichtig ist und sonst halt Instrumente lernen oder tanzen oder so also wir san alle in der Musikschul angemeldet*“ (TK04: 877-887). Als Konsequenz ist zu konstatieren:

„vüle Kinder mochen holt wirklich mehra Sochen, dass Musi spün, bei der Feuerwehr san a poa, (.) wenn s dann halt wirklich ins Alter kumman, dass d a weiterführende Schul machst, (.) lang Schul hast, dass d a vül lernen muasst, dann miassen sie si hoit meistens für a Soch entscheiden oder für maximal zwa“ (TK38: 106-110).²³

Dieses aktive Vereinsleben wird jedoch vorrangig von den befragten Jugendlichen, die in der Analyse unter Bezugnahme auf den wissenschaftlichen Diskurs nach Ferchhoff (2011) als institutionell integrierte „Stinos“ (vgl. Kapitel „Stinos“) markiert wurden, praktiziert. Becker et al. (1984) zufolge akzeptieren die gesellschaftlich angepassten

²² Traditionsvereine (wie Bürger*innen, Heimat- und Schützenvereine), Hobbyvereine (wie Kleingärtner*innen- und Tierzuchtvereine oder Kegelclubs), musische Vereine (wie Gesang, Tanz oder Theaterspiel), Kulturvereine (wie literarische Gesellschaften, Kunstvereine oder Geschichtswerkstätten), Weltanschauungsvereine, Selbsthilfevereine für Alkoholismus, Arbeitslosigkeit oder spezifische Krankheiten, Umwelt und Naturschutzvereine, karitative und humanitäre Vereine, Förder- und Trägervereine für Kindergärten, Jugendstätten, Bürger*innenhäuser etc. (vgl. Müller-Jentsch 2008: 13).

²³ Wie die Jugendlichen damit umgehen, wenn sie aufgrund des erhöhten schulischen Leistungsdrucks langjährige Vereinstätigkeiten und regelmäßige Kontakte aufgeben müssen, bleibt offen.

jugendlichen „Stinos“ die regelkonforme Nutzung der Vereinsangebote und sind in der Lage, ihre Interessen über gesellschaftliche Institutionen (Vereine, Verbände, familiäre Privaträume etc.) zu organisieren. Während für einige Jugendliche an Vereinen vor allem das Aktivitätsangebot interessant ist, scheint für andere der Integrationsaspekt bedeutsam (vgl. Becker et al. 1984: 513). Auch der Kontakt zwischen den unterschiedlichen Vereinen wird als unterstützend wahrgenommen. *„Also i find, des harmoniert do relativ guat, oiso es geht a die Feierwehr, siehst immer wieder bei uns Fuaßboi zuschaun oder wir gengan zu an Feierwehr-Frühshoppen“* (TK38: 64-66). Diverse Interviewpassagen verdeutlichen, dass Vereinsmitglieder eine Art Community bilden, die als Mannschaft und vereinte Gruppe auftritt (vgl. TK38: 68). Vereine bieten demnach auch eine soziale Integrationsfunktion und ermöglichen es den Jugendlichen sich im Rahmen einer Gruppe wahrzunehmen, mit der sie sich identifizieren. Dass Vereine auch für (potenziell) von Exklusion betroffene eine Anschlussmöglichkeit darstellen, wird im Kapitel „Soziale Durchmischung in Jugendeinrichtungen Vereinen“ genauer ausgeführt. Weiters scheinen Vereinsaktivitäten für einige Eltern und Jugendgruppen zu einem vollkommenen Aufwachsen beizutragen (vgl. TK05: 470-471). Es ist im Bezirk eine spezielle Tradition und von gesellschaftlicher Bedeutung, die kulturellen Angebote in Anspruch zu nehmen, was in den Interviewnarrativen sichtbar wird. Diese Doxa ist auch bei einigen Jugendlichen erkennbar, welche es als sinnvoll erachten regelmäßig diverse Kurse bzw. Vereine zu besuchen, einer produktiven Beschäftigung nachzugehen und sich zu engagieren (vgl. TK34: 120-122, TK27: 32, TK04: 1.230-1.233). Vereine werden daher auch als etwas beschrieben, das gewissermaßen die Talente der Jugendlichen repräsentiert und Bekanntheit schafft.

„Des Handball [...], de san saugut, des Geräteturnen, des is berühmt, des kennt jeder in Gleisdorf, also wer des ned kennt, der is grad zuazogn der (...) is so der Geräteturngott, der is do afoch bekannt in Gleisdorf [...] dann der Fußballverein, des, de san jo echt ned schlecht, da gibt's an VIP-Bereich und da wird vo Ausbau gredet und so, also do wenn Spüle san, dann kommt dort ois hin, was an Namen hat“ (TK04: 1.187-1.194).

Diese Darstellung legt die Deutung nahe, dass die Leistung in den Vereinen, die Bekanntheit der Sportler*innen und Besucher*innen sowie der Umfang an Angeboten, als Statussymbol der Stadt verstanden und daher auch gefördert wird. Die eben genannten Passagen lassen ebenso den Schluss zu, Gleisdorf setze sich für das Schaffen von kulturellen und institutionellen Angeboten ein. Dies könnte dienlich sein, um nach außen hin das Bild einer gebildeten und begabten Jugend zu vermitteln. Es wird jedenfalls erkenntlich, auf welche Bedürfnisse in Gleisdorf eingegangen wird, indem vor allem die außerschulische Weiterbildung und sportliche Aktivitäten Förderung erfahren.²⁴

5.2.2.2. Einschränkungen in der Vereinsnutzung

Durch ehrenamtliches Engagement und öffentliche Begünstigungen wird zwar ein allgemein zugängliches, aktives Vereinsleben angestrebt, weshalb der finanzielle Aufwand für Vereinsaktivitäten dennoch zu einer geringeren Partizipation von

²⁴ Zur Vereinsdichte ist anzumerken, dass Gleisdorf 97 aktive Vereine betreibt, 35 Sportvereine, 10 Kulturvereine und 4 karitative Vereine (vgl. solarstadt Gleisdorf 2022).

Jugendlichen mit ökonomischer Benachteiligung führt, wird im Kapitel „Soziale Durchmischung in Jugendeinrichtungen und Vereinen“ näher beleuchtet (vgl. TK05: 74-75, TK04: 1230-1233). Inwiefern soziale Ressourcen und familiäre Hintergründe die Vereinstätigkeiten beeinflussen wurde im Theoriekapitel „Bildungsaktivitäten/Vereine“ herausgearbeitet. Die Interviews machten zudem ein differenziertes Wissen der Befragten, in Bezug auf die Vereinsvielfalt, sichtbar. Während einige Jugendliche zahlreiche Vereine aufzählen konnten (vgl. TK04: 1.228-1.243, 1.178-1.194), wird in den Befragungen der ländlicheren Bevölkerung das Angebot als begrenzt eingeschätzt: *„von der Vereinskultur gibt's jetzt nur so ah Fußballvereine, was ma mitkriegt ham, also ned wirklich viel mehr andere, so Trendsportarten oder so was“* (TK37: 11-13). Diese Wahrnehmung könnte ein Hinweis auf den differenzierten Zugang respektive Wissensstand über Vereinsangebote der ruralen Bevölkerung, gegenüber Jugendlichen aus dem urbanen Raum, sein. Ein engagierter junger Mann möchte dem entgegenwirken und äußert die Vision eines „Hauses der Jugend“, um sich u.a. unkompliziert über die diversen Vereine im Bezirk informieren zu können (vgl. TK33: 343-344). Nicht nur das fehlende Angebotswissen oder der finanzielle Aspekt kann Einschränkungen in der Vereinsnutzung bedeuten, auch wenn sich Vereinsmitglieder nicht an Regeln halten oder die Vereinstätigkeiten missbrauchen, wird ein Ausschluss gefordert. *„Also der ane, der den Typen fost blind gschlogen hot [...] also do bin i da Meinung, dass eigentlich der Kampfverein, wo der halt boxt, eigentlich sofort den außerschmeißen sollt“* (TK32: 163:169). Dies zeigt, dass von Vereinsmitgliedern ein angepasstes sowie sittliches Verhalten erwartet wird und jugendspezifisches Austesten von Grenzen unerwünscht ist. Verhaltensvorgaben, Erwartungen von Eltern, Trainer*innen, Musiklehrer*innen, Leistungsdruck, Betreuung, Kontrolle sowie fixierte Termine, verhindern jedoch Freiräume und können durchaus einschränkend wirken. Wie sich dieser Vereinshabitus den offeneren gesellschaftlichen Strukturen und Pluralitäten gewissermaßen anpasst (vgl. Kapitel „Habitus“), wird nachstehend am Beispiel des Fußballvereins sichtbar.

5.2.2.3. Wahrnehmung des Fußballvereins

Das bislang vorherrschende Bild des Fußballvereins als bekanntester und beliebtester Verein, scheint sich vor allem im städtischen Bereich mit der steigenden Vereinsvielfalt sukzessive zu wandeln (vgl. TK49: 174-175). Die Gründe, weshalb Fußball immer uninteressanter wird, erläutert ein Sprecher: *„Es is ned mehr so wie bei uns kimmt ma vor, dass nur mehr wirklich Fuaßboll fokussiert wird, sondern es san wesentlich mehr Sportarten scho zur Verfügung, des was afoch a immer beliebter wird“* (TK38: 95-97). Darüber hinaus ist mittlerweile auch bei den Eltern ein tolerantes Verhalten wahrnehmbar. Die Kinder werden bspw. nicht mehr in den Fußballverein geschickt, nur weil der Vater dort gespielt hat, so der Trainer (vgl. TK38: 99-106). *„Also wir hom do scho a Gaudi. Also des kommt ma ned vor, dass irgendwer zu an Training gezwungen wird, weil dann tat er ned geh“* (TK38: 105-106). Hierbei wird deutlich, dass den Weizer Jugendlichen in Bezug auf die Vereinsteilnahme durchaus eine gewisse Autonomie zugesprochen wird. Als Konsequenz illustriert der Trainer: *„Es hean schon immer mehr Fuaßbolla auf zum Kicken, weil s liaba Computer spün oder Playstation oder des is scho auffällig. Also es wird immer härter, dass d a eigene Fuaßbollmannschaft zombringst in*

an Verein“ (TK38: 91-94). In diesen Passagen zeigt sich, wie die steigende Selbstermächtigung des aktuellen Zeitgeistes (vgl. Kapitel „Gesellschaft und Individuum“) sowie die zunehmende Digitalisierung Einfluss auf die Vereinstätigkeiten nehmen und Fußball im Vergleich zu „Früher“ an Beliebtheit verliert. Die interviewten Jugendlichen hatten diesbezüglich die verbindende, innovative Idee eines E-Sports-Vereins, bei dem es darum geht, sich wie in einem Verein zu treffen und gemeinsam zu „sporteln“, nur dass alles online, ohne Aufsicht passiert (TK02: 132-139).²⁵

5.2.3. Weiz - Vielfalt der Jugendangebote wird trotz Ausbaufähigkeit als Attraktivitätsbonus hervorgehoben

Die Ausstattung der Stadt Weiz wird im Hinblick auf Angebote - ähnlich wie Gleisdorf - von vielen Interviewten als ausgiebig beschrieben. Attraktiv erscheinen vor allem Jugendangebote wie der Skatepark, kulturelle Angebote, die Musikschule und die Fortgelmöglichkeiten (vgl. TK32: 16-22, TK20:32-37, TK41: 24-27, TK19 40-42, TK24: 11-13). Letztere wurden speziell im Vergleich zu Gleisdorf hervorgehoben, da Gleisdorfer*innen nach Weiz ausweichen, um die Lokalitäten zu nutzen (TK34: 106-108, TK24: 72-73). Die Betonung der Angebotsvielfalt bei Fachkräften liegt hingegen eher auf Betreuungs- und Bildungseinrichtungen, vom Kleinkindalter bis zu höheren Schulausbildungen, über Vereine bis hin zu Verkehrsanbindungen nach Gleisdorf und Graz sowie „*a an Gschäftln gibt's irgendwie olles*“ (vgl. TK03: 12-113, 119-120, 123-125, 134-135, 138-139). Auch wenn die geografische Lage der Stadt Weiz als nicht zentral bewertet wird, kann eine gute Angebotsstruktur gewährleistet werden. *“Weiz is zwoa Weiz wiad imma a bissl weitob vom Schuss sei [...] so grundsätzlich von den Strukturen her und vom Angebot her gibt's eigentlich ollas”* (TK03: 137-142). Aufgrund der vielfältigen Angebote weist die Stadt Weiz ein großes Einzugsgebiet auf, was vor allem im schulischen Bereich auffällt. *„Weu wennst in ana HLW-Klass einifrogst vo siebma-zwanzg Mädls wiewüle in Weiz wohnan san des vielleicht drei oda via, der Rest is aus rundumadam“* (TK03: 361-363). Jugendliche, die aus umliegenden Gemeinden in Weiz zur Schule gehen, sehen das Angebot ebenfalls als breitgefächert an. *„In Weiz hat es von allem ein bisschen etwas“* (TK08: 61, vgl. TK11: 23-29).

Eine Fachkraft betont diesbezüglich auch das Engagement der Stadt Weiz, das u.a. durch den Bürgermeister und die Vizebürgermeisterin verkörpert wird, welche die sozialen Angebote hervorheben und die Bevölkerung informieren (vgl. TK03: 262-266). Eltern konstatieren in den Interviews, ähnlich wie die Fachkräfte, dass sie die Stadt Weiz als sehr unterstützend wahrnehmen, und viele neue (Bildungs-)Angebote und Freizeitmöglichkeiten geschaffen werden (bspw. Jugendzentrum mit integriertem Learning-Point, Ferienprogramme, Sommeraktionen) (vgl. TK16: 18-29). Auch die Angebotslandschaft für Jugendliche hat sich in den letzten Jahren deutlich verbessert, sie ist moderner geworden und kommerzielle Angebote, die es vorher nur in Gleisdorf gab (Kino, Einkaufsmöglichkeiten), sind jetzt auch in Weiz vorhanden (vgl. TK37: 38-48).

²⁵ Diesbezüglich könnte auch die Pandemie eine Rolle spielen, da die Jugendlichen nach Alternativen suchen, bei denen sie bspw. trotz eines Lockdowns in Kontakt treten können

„Ahm jo jetzt mittlerweile is eh schon besser worden, also jo (.) do hots halt no ned so vül geben, jetzt homs scho a Kino baut und so viel mehr Sochen eigentlich, owa so wo wir aufgewachsen san, hots ned so vül geben meiner Meinung nach“ (TK20: 8-10). „Und auch die Bars und so, (.) alles mehr für Jugendliche ausgerichtet eigentlich“ (TK41: 13-14).“I find, dass ma irgendwie in letzter Zeit so Weiz irgendwie so ein bisschen aufgeblüht is sozusagen und dass es jetzt halt mehr gibt, ja also es kommt immer mehr dazu jetzt“ (TK21: 15-19).

Dieser engagierte Angebotsausbau der Stadt Weiz zeigt durchaus die Bereitschaft in weitere Projekte zu investieren, um auf die Bedürfnisse der Bevölkerung einzugehen. An zahlreichen Interviewstellen wurde explizit das neue Kino hervorgehoben, welches eine besondere Bedeutung für die befragten Jugendlichen hat, da es einen Rückzugsraum und Aufenthaltsort unter Freund*innen darstellt (vgl. TK23: 31). Das entstandene Kino scheint das Ansehen der Stadt Weiz für Jugendliche erheblich zu verbessern und bedingt die Wahrnehmung, in Weiz sei jetzt wirklich „alles“ vorhanden (vgl. TK08: 38-39). Dies verdeutlicht, welchen Wert es für die interviewten Fachkräfte, Jugendlichen und Eltern darstellt, dass es in Weiz „absolut olles“ (TK03:110) gibt. Naheliegend ist, damit auf einen Standortfaktor, auf einen Attraktivitätsbonus aufmerksam machen zu wollen. Denkbar wäre auch, mit dem Sprachbild „olles geben“, Engagement und die Arbeit sichtbar zu machen, die in Weiz geleistet wurde, um diese Angebotsstruktur zu schaffen. Dies könnte auf eine allgemeine Doxa hinweisen, wobei die Stadt Weiz als engagierte „Vorzeigestadt“ dargestellt werden soll. Die Ausbaufähigkeit wurde erst durch explizites Nachfragen, was die Befragten unter „alles“ verstehen, zum Ausdruck gebracht. *„Jo suns gibt's eigentlich tatsächlich goa net so viel“* (TK02: 67). Deutlich war auch, dass viele Freizeitangebote vor allem auf Kinder ausgerichtet sind und den Befragten, speziell für Jugendliche, weniger einfällt (vgl. TK08: 71-73). Auch die Vereine stellen, wie im vorherigen Kapitel „Vereine“ erläutert, ein bedeutsames Angebot für viele Jugendliche dar *„owa sonst, außer jetzt Sportvereine oder so was foit ma jetzt ned so vül ein“* (TK32: 27-28). Zudem wurde der Wunsch nach einem richtigen Stadtpark betont, *„wo alle zusammenkommen und sie treffen können“* (TK12: 61, vgl. TK08: 89-91, 96-102, TK03: 131-132).²⁶ Auch wenn sich die Angebotslandschaft in Weiz sukzessive verbessert, kann diese nicht mit den zahlreichen Angeboten in Graz in Vergleich gebracht werden (vgl. TK06: 225-229, TK11: 92-94). *„Wenn i was Spezielles brauch, donn foah i schon noch Graz, bevor i nach Weiz foah“* (TK24: 61-62). Die geäußerten Ausbaumünsche bezogen sich dabei häufig auf individuelle Hobbies und Interessen der Jugendlichen, die im Bezirk nicht ausgelebt werden können. Die Sprecher*innen erzählten von ihrem Wunsch nach kommerziellen Nischenangeboten wie einem „Mangashop“, speziellen Fachgeschäften und (temporären) Freizeitbeschäftigungen (Konzerte, Freizeit-, Trampolinpark) (vgl. TK06: 220-224, TK08: 91-94, TK32: 134-139, TK27: 48, TK26: 14).

5.2.4. Bedarfe an kostengünstigen Angeboten

Auch wenn Weiz und Gleisdorf nicht mit Graz zu vergleichen sind, wird in beiden Teilen des Bezirks sichtbar, für bestimmte Hobbies, Vereinsinteressen und außerschulisches

²⁶ Diesbezüglich ist anzumerken, dass Jugendliche durchaus Räume in der Natur mit der Angebotslandschaft in Weiz verbinden. Thematisch wird darauf im anschließenden Empiriekapitel „Bedarfe an kostengünstigen Angeboten“ genauer eingegangen.

Lernen besteht ein vielfältiges Angebot. Was mangelhaft scheint, sind die frei nutzbaren, nicht kommerziellen, nicht betreuten Angebote für Jugendliche. In Weiz äußert sich dieser Ausbaubedarf u.a. durch einen fehlenden Stadtpark und in Gleisdorf durch fehlende Discos und Lokale (vgl. TK04: 107-110). Rose und Dithmar (2009) zufolge sind derartige Naturräume und städtische Plätze allgemein beliebte öffentliche Treffpunkte unter Jugendlichen. Viele dieser Freizeitplätze in der Öffentlichkeit sind jedoch gruppenspezifisch und werden aus materiellen Nöten genutzt, da das Geld für kommerzielle Angebote nicht ausreicht (vgl. Rose/Dithmar 2009: 213).

In den Interviews wurde diesbezüglich der Bedarf an vielfältigen, kostengünstigen Angeboten für Jugendliche ersichtlich, um diese auch mit einem geringen Budget nutzen zu können. Einige Jugendliche betonen, sich aufgrund der Kosten *„jetzt ned unbedingt in a Restaurant einsetzen oder in ein Cafe, wo du halt was trinken musst“* (TK04: 119-120), *„und wenn dann hol ma uns holt nur a Wossa zum Trinken und kaffen a Klanigkeit, dass eben net zu viel kostet“* (TK06: 369-370). Vor allem in Gleisdorf gibt es neben Fastfood Restaurants („Dönerläden“, „Chinesen“, abgelegener „Mäkki“) keine Möglichkeiten leistbar essenzugehen (vgl. TK04: 123-131, 905-907 TK35: 122-125). Diese Aussagen der befragten Jugendlichen implizieren das Bedürfnis, nicht nur in Bezug auf Lokalitäten und Discos, sondern auch im kulinarischen Bereich eigene Angebote zu benötigen, die sich vom Preis und Klientel von den Ansprüchen Erwachsener abgrenzen.

Auch die Abendaktivitäten in Gleisdorf scheinen sich auf Kommerz zu beschränken, *„es gibt ein Kino mit ah ein, ah, ah so Gastronomie und Bowlingbahn und Billard, ah, das gibt's schon“* (TK05: 44). Die in mehreren Interviews erwähnte Bowlingbahn scheint für Erwachsene ein geeignetes Freizeitangebot darzustellen. Die interviewten Jugendlichen äußern bezüglich der Kosten jedoch Bedenken. *„Bowlingbahn is halt ziemlich teuer“* (TK04: 824). Als Konsequenz bedauern die Befragten, *„wenn ma wenig kriegt, wenig Geld hat hier in Gleisdorf, dann ja, was kann ma machen? Nix“* (TK34: 106-108). Dieses Statement verweist auf die einschränkende Wirkung von Kosten, welche Jugendlichen den Zugang zu diversen Angeboten erschweren. Um Angebote wie Bowling, Restaurants und Bars kostengünstig zu ersetzen und vor allem im Winter, ohne Konsumzwang etwas zu unternehmen, wurde das Jugendzentrum als Alternative genannt (vgl. TK04: 550-554, TK47: 562-564). Jedoch bestehen Vorbehalte in Bezug auf die Nutzung von Jugendzentren, dies wird im nachstehenden Unterkapitel *„Abgrenzung zu (psycho)sozialen Angeboten“* herausgearbeitet.

In Bezug auf die Wahrnehmung der leistbaren Angebotslandschaft im Bezirk Weiz wurde neben dem umstrittenen Pavillon und den Eislaufplätzen im Winter, vor allem das Schwimmbad als zentraler Treffpunkt hervorgehoben (vgl. TK43: 134-167, TK02: 67-68, TK48: 490). Nahezu alle befragten Jugendlichen nutzen in unterschiedlicher Intensität das Schwimmbad als Freizeitangebot, um *„beim Schwimmbadparkplatz dort, zammsitzen und reden“* (TK27: 59) zu können oder sich beim Volleyballspielen zu vernetzen (vgl. TK11: 89-90, TK26: 10).

„Weil do woas einfoch so, du gehst hin [...] irgendwer is immer zwenig oiso frogen sie di he wollts mitspün, wir san zwenig, es warad sicha lustig, wenn ma mehr san oder so oder das du halt afoch so zuwigest so Leidl warads für eich a Problem, wenn ma mitspün, wir san nur zu zweit, geht

des irgendwie, dass wir a großes Match mochn, oder so und des find i halt schon ziemlich cool im Schwimmbad“ (TK04: 876-881).

In diesem Interviewausschnitt wird deutlich, wie wichtig frei zugängliche Sportplätze in Freibäder sind. Den interviewten Jugendlichen bietet sich somit die Möglichkeit, spontan, selbstorganisiert sowie unabhängig von einem Verein sportlich aktiv zu sein und in Kontakt zu treten. Aufgrund der hohen Frequentierung, wurde auch auffallend oft der Wunsch nach einem Freibad- sowie Hallenbadausbau geäußert (vgl. TK27: 42, TK24 13, TK43: 204-205, TK37: 53, TK07: 88-89, TK:05: 37-39). Wodurch Schwimmbäder den öffentlichen Raum auch für Jugendliche aus den umliegenden Gemeinden aufwerten, wird im Kapitel „Jugendliche im Dorf“ herausgearbeitet.

Die Narrative verdeutlichen wie wenig Angebote ohne Konsumzwang, vor allem in Weiz und Gleisdorf zur Verfügung stehen. Als Alternative bleiben Freibäder und öffentliche Plätze, an denen Jugendliche wie bereits im Kapitel „Verdrängung der Jugendlichen“ geschildert, teilweise unerwünscht sind sowie Jugendzentren oder Grenzobjekte, welche nicht alle Jugendgruppen ansprechen. Für die zukünftige Angebotsplanung sind daher Barrieren aufgrund von Kosten mitzudenken, wobei der Ausbau von nicht betreuten Angeboten wie Parks, Discos und Schwimmbädern die Bedarfe der Jugendlichen erfassen würde.

5.3. Wahrnehmung der Angebotslandschaft in ruralen Gebieten

Nachdem in Bezug auf die Forschungsfrage bisher die allgemeinen Bedürfnisse der Jugendlichen und anschließend die Wahrnehmung der Angebotslandschaft in Weiz und Gleisdorf analysiert wurden, fokussiert das nachstehende Kapitel die Einstellungen, Ansichten und Besonderheiten in den ländlicheren Regionen sowie die Herausforderungen bezüglich der (psychosozialen) Angebotssetzung.

5.3.1. Wenig Veränderungsbedarf, trotz begrenzter Angebote

Im Laufe der Interviewauswertung entstand der Eindruck, als wäre eine Art Parallelgesellschaft zwischen der ländlichen und städtischen Bevölkerung in Weiz entstanden, die sich in ihren Vorzügen behaupten will. Während in den städtischen Teilen die Angebotsvielfalt und der engagierte Angebotsausbau hervorgehoben wurde, ist es in den Dörfern vor allem die Angebotsnähe zu sportlichen Aktivitäten, Vereinen und der Natur, welche erwähnenswert schien (vgl. TK37: 300-306, TK27: 234-237, TK07: 54-55, 67-68). Um die Angebotszufriedenheit am Land zu gewährleisten, wird die Ressource der Gemeinschaft als zentrales Element in den Vordergrund gestellt. Die Formulierung, „wir hoben wirklich von der Tagesmutter angefangen bis Mittelschule“ alles (TK07: 146-147), vermittelt ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, wobei trotz der begrenzteren Möglichkeiten (im Vergleich zur Stadt) ein ausreichendes Angebot geschaffen wird. Die rurale Bevölkerung vermittelte jedenfalls, dass es ihnen an nichts fehlt und auch am Land ein gutes Leben ermöglicht wird, ohne auf die Angebote der Stadt angewiesen zu sein oder Hilfe von außen zu benötigen. Kinder und Jugendliche wachsen am Land „*wohlbehüteter*“ (TK07: 48), „*glücklich und zufrieden*“ (TK07: 101) auf.

Mit diesem Wissen arrangieren sich die Befragten mit der bestehenden Angebotslandschaft. Dies veranschaulicht die ländlichen Bestrebungen und die dahinterstehende, über Generationen weitergegebene Doxa, alles so beizubehalten, wie es ist und in das ländliche Leben sowie die (Angebots-)Landschaft möglichst wenig einzugreifen. Die interviewten Jugendlichen nennen daher ebenfalls kaum Veränderungswünsche oder Ausbauiden und betonen: „*Mir is do wirklich nix ogangan, i woa vollstens zufrieden mit dem was ma kopt hom und des hot genauso passt*“ (TK38: 77). Sie konnten bspw. „*afoch zu Freunden foahn*“ (TK24: 179), „*Korten spün vielleicht, amal ba den, amal bei den, oder grüllen*“ (TK38: 4-5). In dieser Aussage wird ersichtlich, wie sich die befragten Jugendlichen, im Sinne der postulierten ländlichen Eigenständigkeit, abwechslungsreiche Angebote selbst schaffen und sich fixe Stationen im Wohnraum „Dorf“ bilden (vgl. Kapitel „Raum als Handlungsfeld“). „*Ois, was i so zum Lebn brauch, krieg i auch in Ratten do muaß i net irgendwo weit hinfahrn*“ (TK07: 150-151). Im Hinblick auf die Forschungsfrage zur Angebotswahrnehmung kann für die ländlichen Gebiete festgehalten werden, dass die Befragten die privaten Treffen Zuhause, die Nähe zur Natur sowie zu den Sportplätzen wertschätzen. Um unabhängig von städtischen Strukturen zu bleiben, die „behütete“ sowie gemeinschaftliche, ländliche Atmosphäre aufrecht zu erhalten, wird eine eingeschränkte Angebotsvielfalt in Kauf genommen.

Eine kritischere Sicht auf die ländliche Angebotslandschaft wurde hingegen bei Fachkräften und im Kapitel „Jugendliche im Dorf“ sichtbar. Ein Diskussionsausschnitt zeigt: „*wenn die Jugendlichen in den umliegenden Gemeinden weder die Feuerwehr, noch die Landjugend, Rettung, katholische Kirche interessiert, gibt es darüber hinaus kein Angebot mehr*“ (AK01: 109-110). Die Jugendarbeiter*innen äußerten den dringenden Bedarf nach Angeboten wie einen Skatepark, einen informellen (unbetreuten) Jugendraum für die kälteren Jahreszeiten und einen Sportplatz, der nicht nur zum Sportmachen genutzt werden muss, sondern auch als Freiraum dient²⁷ (vgl. TK37: 302-318). Durch das Fehlen derartiger Ausweichmöglichkeiten, Rückzugsräume und (psycho)sozialen Angebote kommt es vermehrt zu Hotspots am Schulgelände, wo geraucht- oder sogar ein Feuer gemacht wurde (vgl. TK37: 302-318, AK03: 415-417). Die Assoziation mit dem Feuer verdeutlicht, dass es sich dabei um sogenannte „Brennpunkte“ handelt, die ein bestimmtes Verhalten hervorrufen, welches Reutlinger (2001) zufolge aus dem Bestreben der Jugendlichen resultiert, handlungsfähig zu bleiben und mit der Spannung zur entfremdeten Umwelt umzugehen (vgl. Reutlinger 2001: 129-30). Auch, um mit dem steigenden Mithaltdruck und den jugendspezifischen Herausforderungen (vgl. Kapitel „Herausforderungen des Jugendalters“) umgehen zu lernen, wären derartige frei nutzbare Angebote bedeutsam. Die befragten Fachkräfte der (offenen) Jugendarbeit zeigen sich jedenfalls bestrebt zu unterstützen, um mit derartigen Spannungen umzugehen und die Selbstwirksamkeit sowie Selbstermächtigung erfahrbar zu machen. Inwiefern die vorherrschenden Einstellungen

²⁷ Bei einem zentral gelegenen Streetsoccer-Platz ist ein Versuch gestartet worden, ein derartiges Angebot zu schaffen. Allerdings war der Platz rundherum zu einsichtig und da die interviewten Jugendlichen sehr publike Orte, aufgrund von fehlender Privatsphäre meiden, wurde dieser nur begrenzt genutzt (vgl. TK37: 336-341).

und ländlichen Prägungen diesen Angebotssektor jedoch einschränken, wird nachstehend aus der Sicht von betroffenen Jugendarbeiter*innen erläutert.

5.3.2. Einschränkungen der (psychosozialen) Angebotssetzung

Das vorherrschende Autarkiebestreben der ländlichen Bevölkerung bedingt die Ablehnung der Unterstützung durch professionelle Fachkräfte und der Bedarf an (psycho)sozialen Angeboten gilt als Schwäche. Anzumerken ist zudem, dass in den „Kaffs“ (TK03: 155) *„oft wenig Verständnis [...], für normales Jugendlich sein“* (TK37: 477) vorhanden ist. Dadurch entstehen gesellschaftlich, arbeitsrechtlich und ressourcentechnisch einschränkende Bedingungen, um Angebote wie Streetwork oder Jugendzentren zu setzen (vgl. AK01: 99-101). Darüber hinaus bekommen die ländlichen Fachkräfte wenig Anerkennung für ihrer Arbeit und sind mit Aussagen wie: *„Jo bei uns früher hätt ma do ka Zeit ghobt, weil do hom wir gorbeitet“* (TK37: 500) konfrontiert. Auch in der Gemeinde selbst müssen sich die Jugendarbeiter*innen behaupten und mit Zahlen die Rentabilität ihrer Bemühungen belegen. Durch die zusätzlich geforderte Öffentlichkeitsarbeit und den Druck der Gemeinde, wird den Fachkräften zufolge die wertvolle Zeit der Beziehungsarbeit und Vernetzung zu städtischen Angeboten verkürzt, was *„die Arbeit sehr behindert“* (TK37: 514, vgl. AK01: 102-105). Als Konsequenz dieser begrenzten (psycho)sozialen Angebotssetzung zeigt sich, dass rural sozialisierte Jugendliche, außerhalb des sozialen Umfelds, oftmals keine professionellen Hilfsangebote kennen. *„Wenns was wirklich Dramatisches wär, meine Mama oder so, aber sonst wüsst i jetzt ned wirklich“* (TK35: 202, vgl. TK27: 139-145). Zudem werden städtische Fachkräfte von Jugendlichen aus umliegenden Gemeinden (online) adressiert, was auf die asymmetrische Angebotsvielfalt zwischen Stadt und Land zurückzuführen ist. *„Wia hobn gaunz vü Jugendliche, die wiaklich außahlab von direkt da Stodt Weiz san, de se a bei uns mödn [...] oba es gibt genug Jugendliche, die eben diese niederschwellige Beratung bräuchten und des a gern in Aunspruch nehmen“* (TK03: 418-423). Von Seiten der Fachkräfte besteht daher der Bedarf, das niederschwellige Angebot offiziell auszuweiten, um arbeitsrechtliche Sicherheit für die Mitarbeiter*innen zu gewährleisten und auf die Bedürfnisse der Jugendlichen adäquat reagieren zu können (vgl. TK03: 368). *„Wia wüadn gern diese Umlaundgemeinden dazua nehman und wüadn gern a gaunz offiziell [...] imma hinfoan, duat Aungebote setzen“* (TK03: 374-377). Die Narration, *„das gern gaunz offiziell“* machen zu dürfen, also in ländlichen Gemeinden als niederschwellige Jugendarbeiterinnen tätig zu werden, steht im Fokus der Debatte rund um „ländlich-städtische“ Angebotssetzung, für die es bereits zahlreiche Ideen gibt.

„Duat in de Schuln kumman mit an Workshopaungebot, duathin kumman und uns vorstöln, vül aktiver in die Jugendräume mit einigehn, de duat san mol a gemeinsames Projekt mochn jo keine Ahnung mal duat irgendwo irgenda Jugendprojekt starten, was holt grad irgendwen interessiert oda afoch nua fúa die Jugendlichen do sein und des a gezielt so zu kommunizieren“ (TK03: 377-382).

Realistischerweise halten die Jugendarbeiterinnen (w) fest: *„wos holt a kloa is wia kinntn's dann in dea in dea mit den Ressourcen die ma akutell hobn net leistn oiso wia brauchatn mindestens no an Postn dazua“* (TK03: 387-388, vgl. VA01: 121-124).

Naheliegend ist, dass zum Thema - Ausbau von psychosozialen Angeboten für umliegende Gemeinden - bereits Gespräche geführt wurden. Schon die Konstruktion der arbeitsrechtlichen Situation der Mitarbeiter*innen, die außerhalb ihres ursprünglichen Einsatzgebietes tätig werden, legt die für einen Ausbau sprechenden Argumente offen. Wie hier der Stand der Verhandlungen ist und mit welchen Entscheidungsträger*innen man/frau bereits verhandelt hat, bleibt offen. Die Narrationen zeigen jedenfalls deutlich den dringenden Bedarf der (psycho)sozialen Angebotsausweitung. Die diesbezügliche Sicht der ländlichen Jugend konnte anhand des Interviewmaterials nicht herausgearbeitet werden. Dass die Blickwinkel der Zielgruppe für die Angebotsplanung jedoch entscheidend wären und diese künftig mehr zu integrieren sind, wird nachstehend veranschaulicht.

5.4. Einbeziehen der Jugendlichen bei der Angebotsschaffung

Rückführend auf die Forschungsfrage zur Angebotswahrnehmung und den dahinterliegenden Bedürfnissen, scheint es hinsichtlich einer geeigneten Angebotsgestaltung notwendig, den Jugendlichen Gestaltungsmacht zu zusprechen und ihre Kritik ernst zu nehmen. Aspekte der integrierten Angebotsgestaltung werden im nachstehenden Kapitel näher beleuchtet.

5.4.1. Mitspracherecht

Das Angebot zur aktiven Mitgestaltung scheint in den letzten Jahren zugänglicher geworden zu sein. Während früher der Wunsch groß war „*vielleicht schon ein bisschen mehr Mitsprache, also wirklich ernst gemeinte*“ (TK39: 49-50) zu bekommen, wurde von der aktuellen Jugendgeneration häufig betont, dass es einige Möglichkeiten gibt sich aktiv zu beteiligen und mitzubestimmen. Die vorliegende Arbeit zielt durch die gewählte Erhebungsmethode der Feldbefragungen im Sinne des Empowerments ebenfalls darauf ab, jugendspezifischen Bedürfnissen Gehör zu verschaffen. Neben den geäußerten Wahrnehmungen und Wünschen, kam in den Narrativen auch das kritische Denken der Jugendlichen in Bezug auf die Ernsthaftigkeit der Mitgestaltung zum Vorschein. „*Wenn diese Leute [Stadtverwaltung] [...], die das nicht machen, dann ist das ja komplett für die Fisch*“ (TK49: 1.366-1.367). „*Sie [die Interviewer*inne] haben ja nicht die Macht und das Geld dazu*“ (TK49: 1.387) etwas zu verändern. In der Vergangenheit zeigte sich bereits, wie gewisse Anregungen in Bezug auf Angebote abgegeben wurden, die erst Jahre später in die Umsetzung kamen (vgl. TK41: 30-35, TK35: 27-28). Diese Aussagen legen die Deutung nahe, dass die Befragten nicht nur gehört werden wollen, sondern auch verbindliche Taten einfordern.

Im Rahmen der Interviewauswertung zeigte sich, welche teils überholte Vorstellungen von Jugendbedürfnissen bei Erwachsenen vorherrschen, wobei Annahmen über (mädchenspezifische) Anliegen zugeschrieben werden (vgl. Kapitel „ Biografische Bedeutung von Sozialraum hinsichtlich des Geschlechts“). Wie wichtig direkte Rückmeldungen von Jugendlichen sind, zeigt sich bei den Diskussionen unter Fachkräften. Um einen vermeintlichen Mehrwert für Jugendliche zu schaffen, stand die

Überlegungen im Raum, bei Orten wie Baustellen, die sowieso von Jugendlichen „beschmiert“ werden, einen Graffiticontest zu veranstalten (vgl. AK03: 456-460). In Bezug auf das dringende Bedürfnis nach unbeobachteten, privaten, unstrukturierten und frei gestaltbaren Angeboten, scheint das gerahmte Besprühen von Baustellen jedoch gut gemeint, aber nicht bedarfsgerecht. Es könnte die Kontrolle von außen durch die Stadt/Fachkräfte verkörpern und die Jugendlichen in ihrer Privatsphäre, dem eigenmächtigen Gestalten von Plätzen sowie dem unter sich sein (innerhalb der Peer-Group) einschränken. Um jugendspezifische Sichtweisen auf Projekte und Angebote einzuholen, motiviert „Plan-G“ die junge Generation politisch aktiv zu werden, sich zu engagieren und ihre Bedürfnisse zu vertreten. Ein junger Erwachsener konstatiert im Interview:

„es is scho wichtig, dass du a Jugendliche mittlerweile integrierst, weil die hom schon an anderen Stellenwert, die entscheiden ja im Endeffekt über ihr eigene Zukunft und sollen a über ihre eigene Zukunft entscheiden und ned Leit, die ihre Zukunft scho oder ihre Jugend scho erlebt haben, weil im Endeffekt von Jahr zu Jahr san immer andere Interessen da, bestes Beispiel san die Handys und die Digitalisierung, es ist ganz anders, die Bedürfnisse der Menschen san ziemlich ähnlich, aber es hat si trotzdem verändert. Und es kann a 50-Jähriger jetzt ned sogen, weil der kennt des ned, was dua i des, was is Insta? Oder was is a Tablet? Kann i da meine Tomaten drauf schneiden? Na des is was gonz ondares. Solche Dinge sind zum Beispiel wichtig, dass du denen des bebringst, sie entscheiden über die Zukunft, was sie wollen, was sie mochen. Weil grundsätzlich denken wir Jugendliche schon gonz ondas wie die Leit vor 50 Jahr. Die hom damals ondare Probleme ghobt.“ (TK33: 398-410).

Wie sich die Herausforderungen, Probleme und Interessen der Jugendlichen dem aktuellen Zeitgeist anpassen, wird im Kapitel „Herausforderungen des Jugendalters“ theoretisch behandelt. Von Seiten der Fachkräfte besteht diesbezüglich der Wunsch, dass Kooperationsangebote zur Mitgestaltung mehr genutzt werden (vgl. TK05: 449-458). *„Es geht darum Jugendliche zu befragen, was sie brauchen. Sie finden andere Dinge cool, als Erwachsene sich denken. Es geht darum Jugendliche zukünftig zu ermutigen ihre Geschichten zu erzählen, Sie sollen bei zukünftigen Arbeitstreffen eingeladen und befragt werden“* (VA01: 144-146). Dieses Integrationsangebot ist für einige Jugendliche jedoch unattraktiv, da sie das Gefühl haben sich verstellen zu müssen und mit ihren Anliegen nicht vollkommen ernstgenommen zu werden (vgl. TK33: 423-425). Bis sich eine Art selbstverständliches Partizipieren der Jugendlichen bei der Angebotsschaffung etabliert hat und diese auf Augenhöhe mitgestalten können, braucht es vermutlich ein gesellschaftliches Umdenken, einen Wandel. Anstelle der verdrängenden und ablehnenden Haltung der Bevölkerung (vgl. Kapitel „Verdrängung der Jugendlichen“), sollte die Wertschätzung der jugendspezifischen Bedürfnisse angestrebt werden, um vermehrt gelungene Projekte, wie die folgend dargestellten, ins Leben zu rufen.

5.4.2. Angebote von Jugendlichen für Jugendliche in Weiz und Gleisdorf

Als bereits erfolgreiche Initiative, bei der junge Menschen für Jugendliche etwas gestalten, wurde die „Junge Stadt“ beschrieben (vgl. TK41: 53-54), welche ein abwechslungsreiches Programm von „Poetry Slam“ bis zu Partys uvm. bietet. Fachkräften zufolge ist, *„grod bei den Vaanstoltungen imma recht vül los, oiso do is*

Zulauf echt groß do gehen hunderte Jugendliche hin“ (TK03: 205-211, vgl. TK05: 290-293). Ein weiteres funktionierendes Beispiel für Angebote, welche von Jugendlichen für Jugendliche im Rahmen von „Plan-G“ mitgestaltet werden, ist der „Floh#Market“ in Gleisdorf zu nennen (vgl. TK33: 489-491). Dieser Flohmarkt bietet eine Möglichkeit für Jugendliche ihr Budget aufzubessern und als Käufer*innen günstig und nachhaltig zu shoppen. Auch das Parkfest in Gleisdorf ist ein Projekt von Jugendlichen, welches von unterschiedlichen Generationen Zuspruch findet: *„Des Parkfest in Gleisdorf, des is a Legende“* (TK33: 476-477, vgl. TK05: 610-614). Angefangen mit 300 Leuten, sind es mittlerweile über 1.500 Besucher*innen. Die Jugendlichen übernehmen dabei die Organisation von der Planung, Informationsvermittlung, über den Aufbau, bis zur Abrechnung (vgl. TK33: 476-488). Diese Beispiele zeigen, wie Projekte und Angebote bei denen Jugendliche selbst mitwirken, Zuspruch bekommen, beliebt sind und die unterschiedlichen Bedürfnisse abdecken.

Allgemein wird der Bezirk Weiz diesbezüglich als wohlwollend und engagiert beschrieben. Vorschläge, die in den Gemeinderat kommen, finden grundsätzlich Zustimmung und werden gefördert (vgl. TK33: 465-471, TK05: 320-322). Die „Junge Stadt“, „Plan-G“ und das „Kinder Parlament“ arbeiten für diese Projekte mit multiprofessionellen Jugendarbeiter*innen zusammen, um gemeinsam mit den Jugendlichen Bedürfnisse zu eruieren, neue Angebotssetzungen zu erarbeiten und konstruktive Kritik zu üben. Zukünftig gilt es eine einladende und offene Kommunikation zu forcieren, sodass die allgemeine Intension entsteht, in Kooperation etwas gestalten und verändern zu wollen/können. Wie die Weizer Jugendlichen dafür und allgemein für die bestehenden Angebote im Bezirk erreicht werden können, wird im nachstehenden Kapitel analysiert.

5.5. Erreichbarkeit der Jugendlichen für Angebote

Um die Jugendlichen für diverse (psychosoziale) Angebote zu erreichen, wurden die Sozialen Medien und die Schule als effektivste Möglichkeiten hervorgehoben. Inwiefern die Jugendarbeiter*innen diese Informationskanäle bespielen und welche Herausforderungen vor allem im schulischen Kontext mitzudenken sind, wird nachstehend eruiert.

5.5.1. Social Media

Aus Sicht der Fachkräfte können Jugendliche nachhaltig über soziale Medien erreicht werden, denn *„digitale Welten san definitiv a Lebenswelt von Jugendlichen“* (TK03: 476-477). Diesbezüglich scheint es erforderlich, dass sich Jugendarbeiter*innen sowohl methodisch als auch konzeptionell mit der Digitalisierung auseinandersetzen. Fachkräfte in der aufsuchenden Sozialen Arbeit in Weiz haben daher ihre Social Media-Kanäle aktiviert und ein Konzept erarbeitet, um die Jugendlichen besser erreichen zu können (vgl. TK03: 479-480). Die Arbeitsweise verlagert sich dabei zunehmend vom physischen auf den digitalen Raum: *„Wie mochn holt jetzt diese aufsuchende Oabeit, de ma sunst im Föld gmocht hobn, moch'ma jetzt holt auf den Social Media-Kanälen“* (TK03: 499-

501). Dadurch zeigt sich in den Narrativen, wie Jugendarbeit im digitalen Raum zentrale Bedürfnisse der Jugendlichen, so z.B. Informationsbeschaffung, Aufmerksamkeit und Thematisierung negativer Erfahrungen ((Cyber-)Mobbing) aufgreifen kann (vgl. TK03: 511-512, 537, 508). Interessant ist, aufgrund der Pandemie erfährt die geleistete Jugendarbeit scheinbar keine Einschränkung. Die „Digitale Welt“ ist in den Narrationen gleichgestellt mit den „Lebenswelten“ (vgl. Kapitel „Virtuelle Räume“), Anhaltspunkte für eine beschränkte Kontaktaufnahme mit Jugendlichen finden sich nicht.

Wie im Kapitel „Einbeziehen der Jugendlichen bei der Angebotsschaffung“ erläutert, scheint es auch in der Interaktion auf sozialen Medien ansprechend zu sein, wenn die Jugendlichen bei der Angebotsgestaltung mitwirken können. Jugendarbeiterinnen (w) konstatieren: *„Se nutzen des a wiaklich, dass wia imma sogn, hey vos interessiert euch [...] und sie gestoltn des daun wiaklich mit“* (TK03 549-554). Welche Kanäle aktuell beliebt sind und wo Jugendliche am besten für Angebote erreicht werden können, ist unter Fachkräften breitflächig bekannt.

„Oiso wia teilens no imma auf Facebook mit, aba Instagram is definitiv die Social Media-Plattform, die die Jugendlichen vü mehr verwenden [...] oiso Facebook is vielleicht grad no so für Veraunstolungen oda vielleicht hin und wieder für Memes (B2 lacht), aba ansunstn is Facebook für Jugendliche tot“ (TK03: 582-588).

Von städtischen wie auch ländlichen Jugendarbeiter*innen wurde ebenfalls angemerkt, dass sie in den letzten Jahren vermehrt auf soziale Medien umsteigen mussten und Facebook diesbezüglich bei älteren Nutzer*innen (20+) und regelmäßige Instagram Posts, Whatsapp- und Signalgruppen bei den Jüngeren Anklang finden (vgl. TK19: 19-21, TK37: 350-356). Die Jugendlichen nutzen Instagram und Co ebenfalls, um auf Festivitäten von Jugendlichen für Jugendliche aufmerksam zu machen oder sich Informationen über Jugendzentren, Streetwork, die „Junge Stadt“ etc. zu beschaffen (vgl. TK08: 81, TK33: 529). Auch wenn Plakate und Gemeindezeitungen zusätzlich als Werbefläche für Jugendangebote genutzt werden, erwiesen sich die Social Media-Kanäle am effektivsten (vgl. TK37: 358-362). Zudem wurde in diversen Interviews illustriert, dass neben Social Media auch die Schule als zentraler Informationskanal (insbesondere für psychosoziale) Jugendangebote fungiert (vgl. TK49: 571-572, TK43: 172-189).

5.5.2. Schule

Vor allem für den Erstkontakt wird die Schule im Vergleich zu Social Media bevorzugt, um sich persönlich zu begegnen und an einem Vormittag zeitgleich 150-200 Schüler*innen zu erreichen (vgl. TK19: 22-24, TK03: 564-567). Zudem scheint die Schule eine zentrale Vernetzungsstelle zu sein, wenn es darum geht, eigene Wünsche und Anregungen bzgl. Angebotssetzung einzubringen (vgl. TK41 37-39). In ländlichen Gebieten wurde die Schule sogar als einzige Möglichkeit genannt, um die Jugendlichen zu informieren, *„den Rest erreich ma ned wirklich in Anger“* (TK37: 53-54). Am effektivsten scheint, wenn die Schulklassen direkt ins Jugendzentrum kommen und ein bis zwei Schulstunden Zeit haben, um das Angebot kennen zu lernen.

„Da können sie das Angebot einmal nutzen. Sie sind einmal da, sehen einmal, wie es hier so aussieht und tun sich dann auch leichter, herzukommen in der Freizeit. Na ja, wenn wir es nur so abstrakt vorstellt, das Angebot, ist es halt schwierig, ist die Hemmschwelle etwas größer“ (TK19 31-34).

Die Jugendlichen erinnern sich ebenfalls, wie sich ihr erster Kontakt mit Jugendeinrichtungen durch eine Exkursion mit der Schule ergeben hat. Eltern betonen weiters, dass sie durch die Schule auf Angebote (Jugendzentrum, Learning-Point etc.) aufmerksam wurden und neue Möglichkeiten für ihre Kinder entdeckten (vgl. TK04: 498-499, TK11: 46, TK16: 50-53, TK01: 127-130). Jugendarbeiter*innen nutzen die Schule auch gerne als Werbeplattform,

„de hobn zum Beispü im Jugendzentrum und a im Bundesschulzentrum so große Büldschirme, wo se Werbung einspül, wo se Gewinnspiele einspül uns a [...] wo ma hoit sogn kaun i hob irgenda cooles Projekt geplant oda so und megts ma des aufspül auf an vo de ah Büldschirmen de lafen dann in der Cafeteria untn wo's a olle in da Pause oba gehen und in da Aula oiso de weadn a gesehn i glaub dass des schon vül“ (TK03: 239-247).

Auch wenn engagierte Schulen einen vielfältigen Informationskanal bieten, wird dieser hauptsächlich von Jugendzentren und Streetwork in Anspruch genommen, wodurch die (psychosoziale) Angebotslandschaft verkürzt dargestellt wird und Jugendliche, welche an weniger kooperativen Einrichtungen ihre Ausbildung absolvieren (keine Werbeschaltung, keine Exkursionen etc.), teilweise unerreicht bleiben. Bei der Veranstaltung „Prävention“ konstatierten die Fachkräfte:

„Große Ausbildungsfirmen wie Siemens, Wagner etc. würden einen guten Zugang zu jungen Menschen schaffen, aber die Firmen reagieren nicht auf Kooperations- oder Präventionsangebote. Bei HLW, HAK, BFI funktioniert das gut, aber dazwischen gehen viele Jugendliche verloren, bei denen Prävention und Angebote ankommen könnten“ (VA01: 111-116).

Erfolgreiche Informationsvermittlung ist jedoch kein Garant für eine freizeithliche Frequentierung der Angebote. Jugendliche konstatieren, *„wir haben es nie so genutzt, also weil wir das halt, also immer privat halt was angegangen sind oder so“* (TK41: 44-45). Dies zeigt, dass die Angebotsnutzung nicht zwingend mit dem Angebotswissen korreliert, sondern privat nutzbare Räume, fernab vom informellen Lernen bevorzugt werden. Eine genauere Analyse der (psycho)sozialen Angebotswahrnehmung erfolgt nachstehend.

5.6. Wahrnehmung der (psycho)sozialen Angebotslandschaft

In Bezug auf die handlungsleitende Forschungsfrage, zur Wahrnehmung der Angebotslandschaft im Bezirk, ist zu konstatieren, dass die (psycho)sozialen Angebote in den Interviewnarrativen nachrangig und separiert von Freizeitbeschäftigungen genannt wurden. Erst als im Interview der Fokus auf professionellen Helfer*innen lag, kamen bspw. die Schulpsychologie, Streetwork und das Jugendzentrum zur Sprache. Die vorherrschenden Eindrücke zur (psycho)soziale Betreuungslandschaft und zum Nutzungsverhalten, werden anschließend herausgearbeitet.

5.6.1. Schulpsychologie

Die Schulpsychologie²⁸, als eines der bekanntesten psychosozialen Angebote, wurde von einigen Jugendlichen bereits selbst in Anspruch genommen und als erste Anlaufstelle zur professionellen Problembewältigung genannt. Aufgrund des Zugangs durch die vertraute Institution „Schule“, ergab sich eine geringe Hemmschwelle im Hinblick auf die Angebotsnutzung (vgl. TK41: 100-104). Wie die nachstehenden Interviewauszüge veranschaulichen, war die Zufriedenheit mit der Beratungsleistung jedoch ambivalent. *„Da waß i zeitweise schon von ein paar Schülern, die bei ihr warn und die eigentlich a recht guade Gespräche mit ihr ghobt hom und jo“* (TK04: 1347-1358). Andere Jugendliche illustrieren hingegen:

„Die Schulpsychologin hilft auch ned viel, muss ich sagen, ich war bei der und ja is halt so mehr ein Gespräch mitm Elternteil oder so, es ist ned viel besser“ (TK47: 576). *„Schulpsychologin. Aber die san a immer so mit ähm (...) dass es anscheinend anonym is, aber ja, bei mir war s einmal so, dass die Lehrer dann trotzdem mitkriegt ham irgendwie und dann war es (.) das braucht ma dann a ned, dass die Lehrer so jetzt über seine Probleme Bescheid wissen und so“* (TK48: 602-605).

Aufgrund der Sensibilität der besprochenen Themen scheint die Kompetenz und die Verschwiegenheit der Fachkräfte maßgebend für die Arbeitsbeziehung und Vertrauensbasis zu sein. Jugendliche, welche bereits unangenehme Erfahrungen mit der Schulpsychologie machen mussten, beklagten im Rahmen einer Gruppendiskussion die Unkenntnis von alternativen Beratungsstellen, welche sich um Jugendliche mit diversen Problemen kümmern. Der Bedarf, nach einer differenzierteren Wissensvermittlung und Aufklärung über die vorhandene (psycho)soziale Angebotslandschaft, ist diesbezüglich hervorzuheben (vgl. TK47: 570-580).

5.6.2. Jugendzentrum

Die Jugendzentren stellen ein weiteres großflächig bekanntes (psycho)soziales Angebot dar, welches jedoch aus diversen im Folgenden dargestellten Gründen nur von einer homogenen Gruppe frequentiert wird. Wie im Kapitel „Soziale Durchmischung in Jugendeinrichtungen und Vereinen“ hervorgehoben wird, bietet das Jugendzentrum kein Garant für soziale Durchmischung. Die Jugendlichen, welche die Einrichtung aus unterschiedlichen Belangen nicht besuchen, betonen, *„rein theoretisch is es e voll a guades Ding so und rein theoretisch wärs für uns a voll guat dort“* (TK04: 535-537). Dennoch äußern sie den Bedarf nach einem zusätzlichen öffentlichen Angebot,

„wo halt vü Sitzmöglichkeiten, oder so Sitzecken, wo ma si in am Kreis afoch hinsetzen kann und eben reden kann. Es soll halt schon irgendwas mit Getränken geben, aber halt so, dass ma jetzt das Gefühl hat, es is jetzt verpflichtend wenn ma si da einisitzt, dass ma jetzt was Trinken geht oder so oder halt was zahlt dafür oder halt a schon a so, dass es a a PlayStation-Ecke gibt oder so Tischfußballtische oder a Tischtennistische, Billartische so was wo ma gmiatlich hingehn kann, wo ma jetz ned unbedingt sofort Göld ausgeb'n muas, des wost di ausbrennst

²⁸ Die Schulsozialarbeit wurde von den interviewten Jugendlichen nie explizit erwähnt. Es liegt die Vermutung nahe, dass unter der häufig genannten Schulpsychologie auch die Dienste der Schulsozialarbeiter*innen verstanden wurden.

glei halt, wo ma si afoch gmiatlich hinsetzen kann, wos halt in am Haus drinn is, weil halt im Freien is halt immer a bissl Wetterabhängig, des is halt des Problem“ (TK04: 562-572).

Auch wenn das JUZE grundsätzlich die beschriebenen Möglichkeiten zur Verfügung stellt, wird es nicht als Äquivalent wahrgenommen. Die als „unnötig“ empfundenen Betreuer*innen und „fremde Leit“ bedingen das Fernbleiben. *„So hots ma scho gfolen, owa i bin dort liawa afoch zu an Freund gongan oder so, bevor i do jetzt irgendwo hingeh mit do aundare fremden Leit und so“* (TK20: 61-62, vgl. TK12: 44-46, TK06: 555-556, TK08: 84, TK11: 51-70). Zudem sind die Interessen der eigenen Peergroup Handlungsweisend: *„Meine Freundin wollte letztes Mal gehen, aber dann is sie doch nicht gegangen und dann bin ich auch nicht gegangen“* (TK21: 99-100). Die Pavillonbesucher*innen betonen sich lieber draußen zu treffen, da das Jugendzentrum nicht zu ihrem „lifestyle“ passt (vgl. TK48: 189-191). Zudem wurde die immer autonomere Mobilität der Jugendlichen (vgl. Kapitel „Mobilität“) und das Bedürfnis nach Freiheit als Grund genannt, weshalb das Jugendzentrum uninteressant wirkt (vgl. TK37: 53-65). Neben den bereits genannten Nachteilen und Einschränkungen, könnten die unregelmäßigen Öffnungszeiten, die häufigen Standortwechsel (vgl. Kapitel „Reduzierter Nutzungsraum“) und das frühe Zusperren das Jugendzentrum uninteressant machen (vgl. TK48: 150-172). Aus diversen Interviewpassagen geht demnach hervor, weshalb betreute Jugendangebote den speziellen Bedürfnissen im Jugendalter nicht gerecht werden. Vor allem das sozialpädagogische Betreuungskonzept sowie die Hausregeln vor Ort wirken einschränkend und kontrollierend (vgl. TK35: 39-41). Aus dem Protokoll des Jugendarbeitskreises geht hervor:

„Das Jugendzentrum muss sich auch an das Jugendschutzgesetz halten. Rauchen und Alkohol geht bei uns nicht, wenn es vom Jugendgesetz nicht erlaubt ist. So ein offener Platz, wo sie unbeobachtet sind, wo Jugendliche auch machen können, was nicht ganz legal ist und wo Jugendliche wissen, dass das nicht legal ist. So ein Raum ist das Jugendzentrum nicht, vielleicht in den 70er Jahren in einem autonomen Jugendzentrum. Es ist Teil unsere Aufgabe, bei uns ist das Jugendgesetz einzuhalten im Jugendzentrum“ (AK03: 317-323).

Diese Aussage verdeutlicht, weswegen das Jugendzentrum keinen unbeobachteten Platz des Ausprobierens bieten kann, den sich Jugendliche in der Übergangsphase zum Erwachsenwerden wünschen würden (vgl. Kapitel „Lebensweltliche Freizeitgestaltung im Jugendalter“). Auch in Anger wird von den Fachkräften bemerkt, dass einige Jugendliche *„was dann schon rauchen und so“* (TK37: 403) nicht ins Jugendzentrum kommen, weil sie nicht belehrt werden wollen (vgl. TK37: 405). Den Jugendarbeiter*innen fällt es daher schwer ältere Jugendliche für Angebote wie das Jugendzentrum zu motivieren (vgl. TK37: 459-463).²⁹ Sie versuchen zwar Ausflüge und Workshops anzubieten, merken jedoch, im Jugendalter besteht,

„grod ka Interesse [...] für irgendwelche Freizeitaktivitäten oder so, die wollen afoch unter sich sein, die wollen afoch erste Erfahrungen machen mit Partnerschaften und so Gschichten“ (TK37: 212-217), ausprobieren

²⁹ Anzumerken ist, dass die Fachkräfte daher jüngere Besucher*innen fokussieren und versuchen Beziehungsarbeit zu leisten, um diese längerfristig als Stammpublikum zu erhalten (vgl. TK37: 39-54).

[...], über Grenzen drübergehen [...], afoch a die Verwüstung, amal irgendwie was Verbotenes machen“ (TK37: 467-473).

Die zitierten Interviewpassagen zeigen jedenfalls, dass unter den Fachkräften ein Verständnis für jugendspezifische Bedürfnisse besteht, die ein Jugendzentrum aufgrund der verbindlichen rechtlichen und konzeptionellen Rahmenbedingungen nicht abdecken kann. Zudem wurde das JUZE von den befragten Jugendlichen als Institution wahrgenommen, welche neben Freizeitbeschäftigungen, Unterstützung auf unterschiedlichen Ebenen (Hausübungen, Beratungen etc.) leisten kann und als Präventionsangebot auf „absturzgefährdete“ Jugendliche ausgerichtet ist (vgl. TK20 50-54, TK48 581-585). Weshalb sich nicht alle Jugendlichen als geeignete Zielgruppe für das Jugendzentrum bzw. andere (psycho)soziale Angebote wahrnehmen und von der Klientel sowie diversen Hilfestellen distanzieren, wird folgend analysiert.

5.6.3. Abgrenzung zu (psycho)sozialen Angeboten

Diverse Interviewpassagen veranschaulichen die Wahrnehmung der Jugendlichen auf Angebote wie Jugendzentren, Schulpsychologie, anonyme Sorgentelefone etc., welche nur von Adressat*innen in Anspruch genommen werden, die mit besonders herausfordernden Verhältnissen konfrontiert sind und von ihrem sozialen Umfeld keine Hilfestellung erwarten können.³⁰ Für massive Gewaltprobleme wurde vereinzelt das Kinderschutzzentrum als Anlaufstelle hervorgehoben, für „ärgerere“ Fälle wie Drogenabhängigkeit die Sozialarbeit (vgl. TK41: 97-106) und als niederschwelliges Hilfsangebot Streetwork. *„Und da gibt’s schon so speziell ausgebildete, die heißen dann Streetworker und die dortn sich mit den Jugendlichen beschäftigen und ja jetzt ned Sozialarbeiter owa halt trotzdem die da in der Richtung ausgebildet sind“* (TK04: 499-503). Auch wenn die Angebote bekannt waren, betonten die Jugendlichen in Bezug auf die Nutzung: *„na brauch i ned“* (TK49: 557, vgl. TK48: 553). Jugendeinrichtungen für sozial benachteiligte Jugendliche können jedoch auch eine Ressource darstellen, was u.a. die Kapitel „Institutionalisierte und professionelle Beziehungsangebote“ und „Soziale Durchmischung in Jugendeinrichtungen und Vereinen“ verdeutlichen. Die Befragten betonen, *„für Jugendliche, die sonst in schlechte Kreise kommen könnten, is des echt eine gute Sache“* (TK47: 559-560). Im Hinblick auf die unterschiedlichen Jugendszenen zeigt sich zudem wie jene Jugendgruppen, die sich als „Jugos“ (vgl. Kapitel „Jugos“) bezeichnen, regelmäßiger im JUZE „chillen“ als die „Stinos“ (vgl. Kapitel „Stinos“). Für Letztere hat es den Ruf:

„dass do halt wirklich Jugendliche hingehen, die halt dies irgendwie brauchen awa ned unter Anführungszeichen „normale“ [...] nur für Jugendliche [...], de in irgandana Hinsicht ja de an Plotz brauchen, wo sie hingehen, weil sei daham irgendwie ned sein wollen am Nachmittog“ (TK04: 486-496). *„Irgendwie, de soziale Probleme ham, oder in da Familie Probleme ham“* (TK04: 556-557).

Auch wenn einige Jugendliche derartige Angebote prinzipiell als zweckmäßig erachten, wollen sie sich von der „problematischen“, hilfsbedürftige Zielgruppe und den

³⁰ Dass die eigenen Einstellungen und Vorurteile u.a. von den Eltern und dem sozialen Nahraum beeinflusst werden, zeigt sich im Kapitel „Anschluss finden – Anschluss ermöglichen“.

entsprechenden Angeboten abgrenzen. Erst aus einer distanzierteren Perspektive, zur Unterstützung von Freund*innen, wäre ein Zugang denkbar.

„Wie gesagt, i wüsst a ned, ob is nutzen würd, also wenn i a Problem hätt, aber es wär sicher guat, weil s Leute gibt, die einfach gern wen hätten, an den sie sich wenden kunnten oder a wenn vielleicht irgenda Freund a ernstes Problem hat, dass ma si selber dort hinwenden kann, fragen kann, was kunnt i tuan, des wär schon sinnvoll“ (TK47: 580-586, vgl. TK47: 581).

Andere Interviewpartner*innen empfanden es generell als irrelevant (psycho)soziale Angebote zu kennen, wenn kein Eigenbedarf besteht. *„Also i wüsst jetzt e nix, nachdem i kane Probleme und des Gonze hab [...]. Wir wissens ned [...] wir brauchens ned“* (TK26: 45, 51-52). Zukünftig wäre es wichtig, die Endstigmatisierung gewisser (Unterstützungs-)Angebote voranzutreiben und mehr Aufklärungsarbeit (in der Schule, auf Social Media) zu leisten. Wie in den Kapiteln „Bildungsaktivitäten/Vereine“ und „Einbeziehen der Jugendlichen bei der Angebotsschaffung“ dargestellt, wäre es auch in Bezug auf (psycho)soziale Angebote bedeutend, die jugendspezifischen Bedürfnisse bei der Institutionsentwicklung mitzudenken und einzuholen.

5.7. Resümee

Vor dem theoretischen Hintergrund des Kapitels „Lebensphase Jugendalter“ werden folgend kontextspezifische Erkenntnisse zur untersuchten Wahrnehmung der Angebotslandschaft im Bezirk und zu den Bedürfnissen der Jugendlichen resümiert dargestellt. Durch den offenen Feldzugang konnten retrospektiv betrachtet spannende Eindrücke im Hinblick auf die jugendliche Lebenswelt erhoben werden³¹. Um die Hintergründe der befragten Zielgruppe nachhaltig zu verstehen, wurden die emotionalen Herausforderungen des Jugendalters mitbedacht. Bedeutsam schien, dass sie eine vernachlässigte Gruppe darstellen, die mit diversen gesellschaftlichen Erwartungen und Entwicklungsaufgaben konfrontiert ist, sich in einer Ablösungsphase von den Eltern und in einem turbulenten Stadium zwischen Kindheit und Erwachsensein befindet. Individuelle Beziehungsnetze, persönliche Eigenschaften und gesellschaftliche Strukturen, wirken zudem auf die jugendliche Entwicklung ein (Hurrelmann/Quenzel 2016).

Im Zuge der detaillierten Interviewanalyse zeigte sich, dass bei der Angebotsnutzung/Wahrnehmung nicht nur das Angebot an sich, sondern auch die individuellen Sozialisationshintergründe und Freizeitinteressen eine Rolle spielen. Diejenigen, die durch die Schule oder Vereinstätigkeiten in gewisse Angebote integriert sind und informiert wurden, nehmen ein vielfältiges Angebot wahr, während weniger angepasste Jugendliche durchaus Mängel und fehlende Freiräume beanstanden. Trotz dieser Unzulänglichkeit vermittelten die Befragten im Großteil der Interviews, zumindest oberflächlich, das Bild einer vielfältigen, sich fortlaufend erweiternden, urbanen Angebotslandschaft. Ausdrücklich hervorgehoben wurde das Vereinsangebot im Bezirk,

³¹ Aufgrund der zeitlich- und ressourcentechnisch begrenzten Forschungstätigkeiten, sind die gewonnenen Ergebnisse jedoch als fluide Teilausschnitte zu betrachten und liefern kein allumfassendes Bild der Jugendlichen im Bezirk.

welches als Statussymbol mit Stolz besetzt zu sein scheint und einige Jugendliche beim Aufwachsen begleitet. In den ruralen Gemeinden herrscht ebenfalls eine Angebotszufriedenheit, die auf das autarke Zusammenleben und das Schaffen eigener Angebote zurückzuführen ist. Um dieses positive Image der Angebotsvielfalt im Bezirk aufrecht zu erhalten, wurden vernachlässigte Bedürfnisse und sozioökonomische Ungleichheiten in Bezug auf Kapital, Zugangsmöglichkeiten sowie Ressourcen hinter Statements wie *„angebotstechnisch gibt's ollas“* (TK03: 123-124) oder *„es is für jeden etwas do, für jede Gesellschaftsschicht is was do“* (TK33: 341-341) versteckt.

Auch wenn sozial erwünschte und „sinnvolle“ Angebote großteils als ausgiebig vorhanden wahrgenommen werden, zeigte sich dennoch, dass die bisherigen Angebotsstrukturen (Jugend-, Konsumzentren, Vereine etc.) für einige zu kurz greifen, um den Anspruch einer abwechslungsreichen Angebotsvielfalt abzudecken. Jugendliche streben eine autonome Entwicklung an, wobei ein pädagogischer Rahmen einschränkend wirkt. Eingefordert werden daher Angebote, die frei von institutionellen Regeln und Aufsichtspersonen (Eltern, Lehrer*innen, Sporttrainer*innen etc.) sind, um sich eigenständig entfalten und unabhängig bewegen zu können. Im Hinblick auf die beforschte Angebotswahrnehmung im Bezirk ist jedoch zu konstatieren, dass nur wenige Angebote (Laube am Weizberg, Skateplätze, Pavillon) diesen Ansprüchen gerecht werden, weshalb die Jugendlichen je nach persönlichen Ressourcen auf ihre Privaträume/Partykeller, Konsumzentren oder Kinderspielplätze ausweichen. Das alterstypische Bestreben nach Abgrenzung (von Eltern und Kindern), Unabhängigkeit und Selbstständigkeit bleibt dadurch beschränkt (Hurrelmann 2012b). Die Jugendlichen sehnen sich daher nach Rückzugsräumen und Angeboten, welche es ihnen ermöglichen die persönliche Individuation im Beisein der Peergroup auszuleben und dem kollektiv präsenten Anpassungsdruck auszuweichen (Rosenkranz 2017).

Die Ambivalenz zwischen individueller Selbstentfaltung und den gesellschaftlichen Strukturen (Hurrelmann 2012b), wurde in Bezug auf die Weizer Angebotslandschaft immer wieder sichtbar. Im Laufe der Forschungstätigkeiten zeigte sich, Erwartungen der Erwachsenen korrelieren nicht zwangsläufig mit den Bedürfnissen Jugendlicher. Die gewünschten Freiräume widersprechen den Vorstellungen der Bevölkerung, bei der (Freizeit-)Angebote als Investitionsmöglichkeit für Bildung, Humankapital und Wettbewerbsfähigkeit wahrgenommen werden (Hille 2013). Für sozial unerwünschte Praxen, das jugendspezifische Austesten von Grenzen, experimentelles Erproben von Lebensentwürfen, Verhaltensweisen und Beziehungsmustern sind daher wenig Möglichkeiten gegeben (Rosenkranz 2017). Zukünftig wäre intendiert, dass auch Verdrängtes und Unerwünschtes Platz hat, um die Selbstfindung, Handlungs- und Sozialkompetenzen zu fördern. Es braucht Angebote, welche als Katalysator für Herausforderungen, negative Erfahrungen und Frustration dienen, eine Auszeit ermöglichen und das „Jugendlichsein“ in dessen Ursprüngen fördern. Aus unterschiedlichen Interviewnarrativen ergibt sich konkret der Ausbaubedarf an Nischen-Schattenplätzen, halböffentlichen Orten, die frei zugänglich und nicht kommerziell sind (Discos, unbetreuten Jugendräumen, konsumfreien Chillorten etc.). Erstrebenswert wäre, wenn sich der Bezirk Weiz zum Bedarf an derartigen Angeboten bekennt und diese auch gezielt in Kooperation mit den Jugendlichen gestaltet. Es kristallisierte sich

jedenfalls heraus, Jugendliche wollen ihre Angebote selbst schaffen und vorgegebene Strukturen der Erwachsenen wirken einschränkend. Offenheit gegenüber den jugendlichen Bedürfnissen und Vertrauen in das eigene Gespür der Zielgruppe wäre für eine angemessene Angebotsschaffung bedeutsam. Der Ausbau von Projekten wie „Plan-G“, die „Junge Stadt“ und das Kinderparlament, welche das Potential der Jugendlichen erkennen und auf Augenhöhe eine hierarchiefreie Zusammenarbeit ermöglichen, ist wünschenswert.

Nachdem im vorangestellten empirischen Teil der Arbeit insbesondere die Weizer Angebotslandschaft fokussiert wurde, behandelt das nachstehende Kapitel die Wahrnehmung/Bespielung der (öffentlichen) Räume im Bezirk, die sozialräumliche Aneignungspraxis und geschlechtsspezifische Bedürfnisse.

6. Sozialräumliche Aneignungsprozesse von Jugendlichen im Bezirk Weiz

Altrogge Julia

Im folgenden Kapitel wird das erhobene Forschungsmaterial darauf untersucht, welche sozialräumlichen Erfahrungen Jugendliche im Bezirk machen und wie dies ihr Aufwachsen beeinflusst. Im Unterschied zur Wahrnehmung der Angebotslandschaft, die im vorhergehenden Kapitel beschrieben wurde, stehen hier die öffentlichen Räume sowie der Lebensraum als solcher in Stadt und ländlicher Region im Vordergrund. Dabei geht es nicht nur um die Nennung bestimmter Plätze in der Umwelt, sondern darum, in welchem spezifischen sozialräumlichen Kontext diese erlebt werden. Folgende Forschungsfragen standen dem Interesse zuvor:

- Welche Räume werden von Jugendlichen im Bezirk Weiz wahrgenommen und welche Bedürfnisse werden beschrieben?
- Welche geschlechtsspezifischen Beschreibungen lassen sich feststellen?

Theoretischen Hintergrund bildet das Aneignungskonzept (Deinet 2004), welches davon ausgeht, dass durch Raumaneignung Individuen und räumliche Strukturen interagieren und sich verändern bzw. sozialisatorisch weiterentwickeln. Aus den Interviews mit Jugendlichen und Fachkräften wird herausgearbeitet, welche Orte von Jugendlichen genutzt werden und was für ihr Heranwachsen als hinderlich bzw. förderlich erlebt wird. Die konkreten Deutungen und Aneignungsweisen erlauben einen tiefen Einblick in die Lebenswelt der Jugendlichen im Bezirk.

Das Datenmaterial wird auch darauf untersucht, welche geschlechtsspezifischen Bedürfnisse beschrieben wurden und welche biographischen Konsequenzen diesbezügliche sozialräumliche Erfahrungen für das Aufwachsen haben.

Jugendliche erleben ihren Sozialraum sowohl sensualistisch als auch medial vermittelt. Dafür verwenden sie einerseits technische Hilfsmittel, wie es Fahrzeuge darstellen, andererseits bewegen sie sich in technikkonstruierten Räumen (vgl. Pirker 2009). Bezüglich ersterem wird in diesem Abschnitt - auch aufgrund der häufigen Thematisierung in den Gesprächen - das Mobilitätsverhalten der Jugendlichen beleuchtet. Zusätzlich wird herausgearbeitet, welche Bedeutung neue, virtuelle Räume für Jugendliche haben.

6.1. Wahrnehmung und Bespielung von Räumen

Die Entwicklungsphase „Jugend“ geht einher mit dem Bestreben, sich vom Elternhaus lösend, kontinuierlich weitere Kreise zu ziehen und Begegnungen mit Gleichaltrigen zu suchen. Die Bewegung im Sozialraum ist eine reiche Quelle informellen Lernens, deren Qualität sich auf die Sozialisation der Jugendlichen auswirkt. Der öffentliche Raum,

außerhalb der Institutionen, außerhalb der „Bildungslandschaften“ (Deinet 2014b: 103), bietet Nutzungsmöglichkeiten, aber auch Einschränkungen.

Im folgenden Abschnitt soll mit Hilfe der handlungsorientierten Perspektive des Konzepts der Rauman eignung (Deinet 2014a) der Forschungsfrage nachgegangen werden, welche Räume Jugendliche wahrnehmen und wie sie diese beschreiben. Dabei werden sowohl attraktive Nutzungsräume als auch störende Elemente zu Tage treten.

6.1.1. Rauman eignung im Jugendalter

Von Jugendlichen wird beschrieben, wie sich ihr Bewegungsradius in den Real-Räumen (vgl. Herrenknecht 2009: 93-111) im Laufe des Heranwachsens erweitert. Hätten sie als Kinder nach der Schule „*eigentlich aufi geh miaßn*“ (TK04: 1.338-1.344), war stattdessen „*imma so die komplett ondare Richtung*“ (TK04: 1.338-1.344) reizvoller. Dort wo „*immer abfangen gspielt*“ wurde, sind sie „*umadum glaufen und dann nach vorne und, woa jo riesig*“ (TK04: 1.338-1.344). Diese Entwicklung gilt auch für ältere Jugendliche: Über „*viele kleine Schleichwege zwischen den Häusern*“ (TK06: 92-94) zeichnen sie die Entwicklung hin zum „*downhill foahrn und mountainbiken*“ (TK25: 92-93).

Diese Aneignung in den Dimensionen „Motorische Fähigkeiten“ und „Verknüpfung von Räumen“ (vgl. Kapitel „Raum als Handlungsfeld“) kann stattfinden, wenn Kinder und Jugendliche „*sehr selbständig in der Stadt unterwegs sein können*“ (TK16: 18-19). Es ist sozialisations- und entwicklungspsychologisch begründet, dass Kinder und Jugendliche sich eher sozialräumlich orientieren, während im Erwachsenenalter Rollen und Institutionen mehr Relevanz haben (vgl. Deinet 2014a: 41).

Erwachsene nehmen das Bedürfnis der Jugendlichen nach Bewegung wahr und erinnern sich auch an ihr eigenes Aufwachsen: „*Jo, kloar, wir woan a net onders*“ (TK01: 597) – „*Jugend is mobil*“ (TK01: 594). Mobilität wird auch institutionell gefördert und beginnt „*spätestens in da Volksschul, wens d in Radführerschein mochs*“ damit „*bist scho moi schneller als zu Fuß*“ (TK33: 281-284). Jede*r Jugendliche, die/der die Möglichkeiten hat, „*fleddert aus*“ (TK01: 588). Ältere Jugendliche wählen dafür besonders gern motorisiertes Fahren als Freizeitbeschäftigung:

*„B5: (.) Gott und die Wölt, wo der überoll umadumgfoahrn is (...)
Zwanzg..aber es is so. (...)*

B1: I waß nur von unsre Nochboasbuam, (B4: Minusgrade, oba njön-njön-njön-njön) und foahrn

B5: Und foahrn, und foahrn. Wos de gfoahrn san! (..)

B2: foahrn zwa Stunden mitn Moped durch de Gegend“ (TK01: 589-593).

Dieses Interesse wird als Entwicklungsphase beschrieben, die „*jetzt nua wieda so a Zeit*“ (TK01: 595-597) anhält, „*des san de zwa Joahr*“ (TK01: 595-597). Dabei fahren die Jugendlichen auf den Feldern befreundeter Landwirt*innen Motorcross oder suchen auch besonders reizvolle Strecken in der Umgebung. „*Also durchfoahrn tuanma durch Weiz, aber dann halt nur, dass ma zur Weiz-Klamm kumman, weils do klass zum Kurvn foahrn is*“ (TK24: 98-99). Ein Moped zu haben bedeutet jedenfalls einen großen Zuwachs

an Freiheit, selbst wenn man nur „*Stodtrundn foahrt*“ (TK01: 329-330). Resümierend schätzen die Jugendlichen „*je älter du gworden bist, desto schneller host di weiterentwickelt in da Mobilität*“ (TK33: 281-284) und als Erwachsene sind sie dann „*hauptsächlich mit'm Auto unterwegs*“ (TK27: 53-54) zu ihren Treffpunkten. Dies hat auch mit den Angeboten an Verkehrsmitteln in der Region zu tun (vgl. Kapitel „Mobilität“). Das Bedürfnis nach Bewegung und Erkundung neuer, geografisch weiterer Gebiete in Kombination mit dem autonomen Steuern von Fahrzeugen kann auch für Jugendliche im Bezirk Weiz als starkes Bedürfnis festgestellt werden.

6.1.2. Sozialraum als Treffpunkt

Die Nutzung des öffentlichen Raums als Treffpunkt mit Gleichaltrigen als ein konstantes Grundbedürfnis von Jugendlichen, betrifft einerseits den ganz „normalen“ öffentlichen Raum, wie Straßen, Parkanlagen, Freibäder, andererseits aber auch die in diesem Bereich eher verborgenen Ecken. Öffentliche Plätze und Parkplätze von Supermärkten werden von Jugendlichen als informelle Treffpunkte beschrieben, in denen Freizeit angenehm und gemeinsam mit Peers verbracht werden kann.

A2: Haben wir schon gefragt nach den Wohlfühlorten, wo man chillt? [...] wo trifft man sich, um abzuhängen?

B6: Auf den Parkplätzen.

A1: Auf den Parkplätzen?

B6: Ja. B1: Ja, das stimmt. B2: Ja.

A1: Welche Parkplätze zum Beispiel?

B2: Merkur. B4: Oder Spar am Abend.

B2: Bei Spar momentan. Beim Merkur gibt s so a Parkdeck und da kann ma auffifahren und ma kann eben a auffgehen und des is ganz angenehm oben (TK47: 347-371)

B2: genau, Südtirolerplotz is a (Überschneidung)

B1: der is a schen zum geh (Überschneidung)

B2: der is a schen jo, der is zwar ziemlich klein, aber da is a chillig wenns dort amol sitzt

B1: mhm

B2: vor allem da san, da san irgendwie net so viele Leit immer, des haßt da host dort a dei Ruah wenns irgendwie wos tuan willst ..

B1: oder Hauptplotz obn (TK06:107-113)

Diese Räume haben das Potential, in ihnen den „*Highlight des Tages*“ (TK04: 1333) zu erleben. Die freie Bewegung und Begegnung der Jugendlichen durch die Stadt ermöglichen diese Erlebnisse und werden, durch die Verknüpfung von Räumen, als Möglichkeitsraum für die Gestaltung der zur Verfügung stehenden Freizeit angeeignet. Dadurch ergeben sich einerseits bereichernde Zusammentreffen, wie zum Beispiel am Volleyballplatz in Weiz:

„schon ziemlich cool, weil do woas einfoch so, du gehst hin und etweder es is schon wer anders dort oder irgentwer is immer zwenig oiso frogen sie di he wollts mitspün, wir san zwenig, es warad sicha lustig, wenn ma mehr san oder so oder das du halt afoch so zuwigest so Leidl warads für eich a Problem, wenn ma mitspün“ (TK04: 831-835).

Aber auch soziale Dynamiken innerhalb der Peer-Group können an öffentlichen Orten sichtbar werden und als soziales Lernen interpretiert werden. So zeigen Jugendliche im Zusammenhang mit der Nutzung öffentlicher Räume ein Verhalten, das einer kurzfristigen Okkupation ähnelt: *„Weil wenn des a offizieller sein würde, da darf ja jeder hingehen. Wenns okay, wir san scho bei da Bushaltestöll, do kennts ihr heit net kumman. (lacht)“ (TK01: 508-513).* Die Aneignung der Bushaltestelle als Treffpunkt von Peers ist ein eindrucksvolles Beispiel dafür, wie Räume im Prozess des „Spacing“ (Löw 2001:225) eine spezielle Bedeutung für ihre Nutzer*innen erhalten.

Die Möglichkeiten der Heranwachsenden, sich in ihrer Lebenswelt und in Begegnungen Kompetenzen anzueignen, die über schulisches Lernen hinausgehen, hängen von den individuellen Fähigkeiten, aber auch in bedeutendem Ausmaß von der Struktur dieser Lebenswelt ab (vgl. Deinet 2004: 177f.). Diesbezüglich äußern Jugendliche in den Interviews ganz deutlich den Wunsch nach einer ansprechenden Aufenthaltsqualität öffentlicher Räume, *„sonst kannst di nirgends hinsetzen“ (TK27: 151).*

B: Es müsste mal gemütlich sein, dass ma vielleicht, waß i ned, auf einer Wiese picknicken könnte, aber wir hom jetzt eigentlich in Weiz eh no mehrere Grünflächen. (TK12: 65-66)

B4: Im Sonnenpark ist es ganz gemütlich.

B3: Sonnenpark ist echt populär“ (TK47: 343-345)

Als Negativbeispiele im städtischen Raum nennen die Jugendlichen einerseits eine Fußgängerzone in Gleisdorf, die verkehrsbelebt wurde durch eine Straße: *„des wär mir so wichtig, weil früher war der Hauptplatz, rundherum um den Hauptplatz, die ganze Bürgergasse war früher Fußgängerzone und jetzt gibt's aber a Straße, wo ma durchfahren kann, des is so unnötig“ (TK04: 1.081-1.083).* Zum anderen stellen sie fest, dass es ihnen als Jugendliche nicht leicht fällt, in ihrem beschäftigten Alltag zwischendurch angenehme Orte aufzusuchen:

„Es warat klass, wenn da jetzt z.B. a klana Motorikpark wär, in der Nähe von der Schul, dass die a bissl mehr bewegen kannst als jetzt einfach zum Hofer umizgehen und dann wieder z'ruck“ (TK09: 3-4).

„Schillerpark is a wirklich schen jedes mol noch da Schule sind wir dort eben hingegangen und haben dort gewartet bis uns entweder unsere Eltern abholen und haben uns dort inzwischen aufgehalten ähm zusammen gespielt. und jetzt wo wir eben in einer anderen Schule sind geht das eben leider nicht mehr, aber zwischendurch gehen wir dort schon auch wieder hin ja“ (TK06: 35-39).

Vor allem aus Weiz müsse *„ma nämlich ziemlich weit [...] hinausgehen“ (TK08: 91),* um einen ansprechenden Ort zu finden: *„aber ein kleiner Park mit einem paar Bänken und ein paar Bäumen. Das ist. Ich mag es einfach gerne“ (TK08: 89-90).*

Die Aneignung vorgegebener Strukturen und Arrangements, die eigentätige Umgestaltung vorgefundener Situationen wird von den Jugendlichen vorangetrieben

durch die Mitnahme von Essen und Trinken. Die Jugendlichen am Skateplatz in Weiz hätten diesbezüglich Ideen und zeigen Initiative:

„B1: Es wär geil, wenn's irgendwas so zum Grilln gebn tät, so irgendsoa Földplotz so a (Stimmen: Feierstell)

B2: so New York Style [..]

B1: So im amerikanischen Style. So aus Beton, echt so Betongriller, den was jeder benutzen darf. Nimmst Kohle, Fleisch, Holz mit)

B1: Wir hobn eh schon öfters do grillt [...] kloan Kugelgrill hinstölln

B1: Jo, hobma ghobt, hobn die Gemeinde oba weggramt“ (TK30: 154-161).

Aus den Interviews kommt hervor, dass die Natur als Aufenthaltsort mit Entspannung und angenehm empfundener Geselligkeit von den Jugendlichen sehr geschätzt wird.

„B1: vor ollm, woast was am meisten Spaß gmocht hot, im Wold kann ma jo mitm Radl foan, woast (Überschneidung)

B2: Jo

B1: wie viel Spaß des gmocht hot

B2: jo, na i find des sowieso klasse, dass Weiz eigentlich ziemlich viel Natur no hot“ (TK06: 128-132)

„B1: kennst in Spielplatz Mortansch oben? Also bevor ma (Überschneidung)

B2: Jo

B1: also bevor ma Mortansch weiter aufi geht, der is a super neben da Villa do. De anzeln Sochen zum, die Hängemattn und des olls“ (TK06: 113-116)

Der von der Jugendlichen beschriebene Ort meint den Landschaftspark Hofbauer Gründe, welcher zwanzig Minuten Fußweg entfernt vom Bahnhof Weiz liegt. Er wird im Forschungsmaterial noch wiederholt als attraktiver Treffpunkt genannt:

„Genau, dann beim Hofbauer oben, ich meine, das ist eher ein Spielplatz, aber da gibt es auch so Möglichkeiten, wo wir Jugendlichen sitzen können oder zum Beispiel beim Lantscher oben sind auch viele Jugendliche oder am Schwobn“ (TK41: 60-62).

Das Areal „Am Schwobn“ bei der Basilika (vgl. TK22) liegt am Weizberg und damit zwar in einigen Höhenmetern Entfernung zum Zentrum der Bezirkshauptstadt, aber darüber hinaus durchaus zentral zu Fuß erreichbar und vor allem stimmungsvoll.

„B1: „Dana woast du schomol mit am Weizberg obn? .

B2: Jo

B1: Schon obn? .

B2: Jo woa i schon mol ja

B1: Do bin i a öfters obn

B2: Jo des is dort eh a ziemlich schen

B1: Mhm vor allem donn am Obend is es so richtig schen also in (da) Sommerdämmerung“ (TK06: 26-32)

Zusätzlich beliebt ist der Weizberg durch das Lokal „Luis“, *„das Szenelokal der Stadt [...] wo es Spritzer für zwei Euro und jede Menge Kartenspiele gibt“* (HallohaFM4 15.08.2021) ein den Heranwachsenden wohlgesinnter Treffpunkt (vgl. TK22, TK20). Auf der Wiese vor der Basilika wurde für die Jugendlichen eine Laube eingerichtet, um die brenzlige Nähe von Sakralbau und Laster zu entschärfen: *„Die Laube ist von der Stadt und von Streetwork und von der Kirche unterstützt worden. Keiner wollte die Leute am Kirchhof Bier trinken sehen, dann kam die Laube“* (AK03: 430-432). Darüber, ob eine auf der Grünfläche stehende große Feuerschale verwendet werden darf, oder nicht, besteht unter den Jugendlichen Unklarheit (vgl. TK30: 116-126). Hier könnte ein Hinweisschild mit entsprechender Information Aufklärung bieten. Für die Stadt Weiz wird neben bereits genannten Naturräumen auch noch der Krottendorfer Teich sehr häufig von den Jugendlichen als *„a schene Location [...], gmiatlich“* (TK30: 152-153) genannt. In der Stadt Gleisdorf findet der Stadtpark vielfache Erwähnung und verweist mit seinem Image den Sonnenpark auf den zweiten Platz.

Jugendliche sind im öffentlichen Raum auf der Suche nach gemütlichen Orten, an denen sie *„picknicken oder irgendwas, Ballspiele, oder irgendwas“* (TK41: 267-270) machen können bzw. an denen sie sich zumindest hinsetzen können oder spielerisch betätigen, wenn sie das Verlangen nach Bewegung verspüren. Zugang zu Trinkwasser und Toilette dienen ebenfalls der Bespielbarkeit, auch WLAN wird von den Jugendlichen als Bereicherung für den öffentlichen Raum genannt (vgl. TK48: 610, TK48: 47, TK47: 911-921). Innerstädtisch sind Parks *„klass“*, weil sie *„so schön grün“* sind und weil *„ma si halt a immer hinsetzen“* (TK04: 99-104) kann: *„wenn ich das jetzt so mit Weiz vergleich, in Weiz wissad i jetzt ned, dass es da so an so a Parkmöglichkeit oder so eine keine Ahnung so einen Park geben darad, also ja find ich das in Gleisdorf recht geil“* (TK04: 107-110).

In den Dörfern außerhalb der Städte finden sich leichter Möglichkeiten dafür, wie zum Beispiel in Ratten, denn *„man geht bei uns bei der Tür raus und is mit a paar Schritten im Wald und [...] kann die Natur nützen“*(TK07: 57-58). Die Attraktivität des Aufenthalts in der Natur bzw. in öffentlichen Räumen hat für Jugendliche allerdings eine temporäre Begrenzung: *„Im Sommer kann man vül mehr mochn, vül wärmer“* (TK40: 259). Orte, die im Winter ansprechen könnten, erfüllen andere Qualitäten: es bräuchte dann *„irgendwo wo woam is“* (TK34: 48-50).

Bezugnehmend auf die Forschungsfrage, welche Räume von den Jugendlichen beschrieben werden, lässt sich heraushören, dass natürliche Lebensräume aktiv aufgesucht und durch diverse Aktivitäten angeeignet werden bzw. sogar darüber hinausgehende Gestaltungsideen bestehen. Die Aufenthaltsqualität ist ein wichtiges Kriterium für die Wahl des Treffpunkts. Welche Qualitäten darunter zu verstehen sind, variiert zwar von Parkanlage bis Bushaltestelle, trotzdem werden von den Jugendlichen auch Einschränkungen wahrgenommen. Diese sollen im folgenden Kapitel genannt werden.

6.1.3. Reduzierter Nutzungsraum

Die Abhängigkeit der Jugendlichen in den Städten von der kommunalen Gestaltung des Sozialraums wird sichtbar, wenn Jugendliche beschreiben, dass die Nutzung für sie teilweise erschwert wird.

„B2: Meistens hat s ka Wasser geben und jetzt hat die Stadt beschlossen, a vandalismussichere Toilette zu bauen

B4: Wenn man das so nennen kann.

B2: Oben ist Stacheldrahtzaun, dass ma ned aufklettern kann und man muss a 50 Cent jetzt zahlen, des find i, des is halt des Schade daran)“ (TK47: 911-917).

Die interviewten Jugendlichen gehen davon aus, dass *„wenn die irgendwo hinsetzen wüst, des kostet logischerweise nix. Des wär sunst a irre!“* (TK06: 360-362). Das Kapitel „Bedarfe an kostengünstigen Angeboten“ widmet sich im Detail den kommerziellen Angeboten im Bezirk Weiz. Öffentliche Räume sollten im Vergleich dazu für die Bevölkerung unabhängig vom Budget frei zugänglich sein und, wie im vorhergehenden Kapitel dargelegt, auch über angenehme Aufenthaltsqualität verfügen. Doch *„solche Treffpunkte gibt’s wenige, wo die Leit nit irgendan strukturierten Angebot nochgehen oder an kostenlosen Angebot nochgehn“* (TK19: 53-54) und Parkanlagen werden dezimiert: *„I man, i weiß, dass da Stadtpark, I man den gibt’s jo jetzt eh nimma, des is dort wo des Gericht, kennts ihr eich a bissl aus, wo des Gericht is, des woar amol a klana Park“* (TK39: 196-197).

Dies erinnert an die aktuell in der Wirtschaftspolitik der „unternehmerischen Stadt“ (Reutlinger 2009: 5) beliebte Form des Public-private-partnership, welche die Privatisierung traditionell öffentlicher Räume zur Folge hat (vgl. Kapitel „Raum als Handlungsfeld“). Die Nutzung scheinbar öffentlich zugänglicher Einrichtungen wird durch die vorausgesetzte finanzielle Verfügungskraft beeinträchtigt.

„Es ist auch für Schüler oder so, die keine Arbeit haben, sag i jetzt mal so, 50 Cent hört si jetzt wenig an, aber wenn ma jetzt da was trinken tut oder halt einfach a normals Picknick macht und als Mädchen vielleicht a schwache Blase hat, öfters aufs Klo gehen muss und keine Ahnung, jetzt die ganze Zeit 50 Cent, dann kommt ma auch irgendwann mal auf 5 Euro und dann denkt ma si halt a“ (TK47: 994-998).

Die Bedeutung von kostenlos zugänglichen öffentlichen Toiletten für Jugendliche, aber auch für die Bevölkerung insgesamt, wird hier deutlich angesprochen.³² Auch der Skateplatz in Gleisdorf hat *„halt nix, wo ma eben auf die Toilette gehen kunnt oder wo man Getränke kaufen kunnt“* (TK47: 872-873). Für Jugendliche mit kleinem Budget bedeutet das oftmals: Lieber, als dass *„es was zum Zahlen is“* wären ihnen Einrichtungen die *„ned im besten Zustand“* (TK47: 941-943) sind. Alternativ bleibt ihnen das *„Gebüsch. Das hat immer offen“* (TK47: 965-967).

³² Das Menschenrecht auf Wasser und Sanitärversorgung wurde 2009 festgehalten und ist Teil der Millenniums-Entwicklungsziele. (UN Generalversammlung: Resolution 64/292: Das Menschenrecht auf Wasser und Sanitärversorgung, file:///C:/Users/altr/AppData/Local/Temp/resolution_das_menschenrecht_auf_wasser_und_sanitaerversorgung.pdf, 01.12.2021

Die öffentlichen Räume sollten frei von Barrieren, attraktiv und kostenfrei für die Bevölkerung zur Verfügung stehen. Die Standortpolitik könnte beherzigen, was die Jugendlichen als wünschenswert bezeichnen: „coole Möglichkeiten wo man sich treffen kann und einfach gmütlich hinsetzen mit Freunde treffen, wenn man jetzt mant, ma will si jetzt ned unbedingt in a Restaurant einsetzen oder in ein Café, wo du halt was trinken musst“ (TK04: 117-120).

Augenfällige Informationsschilder können dazu beitragen, Barrieren für eine Nutzung zu beseitigen, wie an dem Beispiel aus der Stadt Weiz hervorgeht:

„B3: Im Schwimmbad hinten, da kann ma, im Winter is hinten die Tür offen, da kann man reingehen zu die Sportplätze. [...]“

B4: I seh' auch viele Jugendliche, vor allem Sportler also bei der NMS hinten, also Fußball spielen oder Basketball spielen, also bei denen vom Gymnasium is keiner irgendwie drin, weil s immer abgeschlossen is oder zugemacht.

B2: Ja, es is ned so, aber es waß kaum wer, dass ma spielen derf, bei der NMS stehts überall, dass ma eingeladen is, a am Nachmittag spielen zu gehen, wenn die Schul zua is“ (TK47: 380-384).

Die Jugendlichen wissen sich teilweise zu helfen. Sie nutzen den öffentlichen Raum nach ihren Bedürfnissen und machen sich durch „Spacing“ (Löw 2001:225), das eigentätige Schaffen von Räumen, inklusive körperlicher Inszenierung sichtbar.

„beim regulären Freitagobend, sitzen duat und [...] Gitarr spün und hobn de Kistn Bia nebm stehn dabei“ (TK03: 187-188).

„genau neben em Donnolo is jo die kleine Schwindhackl Eisdiele und dann geht dort eine Stiege runter zum Weizbach und dort sitzen wir manchmal auch immer“ (TK06: 59-60).

Ob Installationen in Real-Räumen das Potential haben, als Meta-Räume, „subjektiv definierte Wirklichkeitsräume“ (Herrenknecht 2009: 110), bewertet und in der Folge vermehrt genutzt zu werden, hängt auch mit ihrer Lage und Distanz sowie mit dem dahinterstehenden Bedürfnis für die Nutzung zusammen. In einigen Interviews wird angeführt, dass Einrichtungen unattraktiv bzw. schwer zu erreichen sind, wenn sie „nimma so zentra“ (TK04: 565-566) sind.

„In Albersdorf, also dort gibt's a an Skateplatz, der is genauso beschissen, der is neman Abfallzentrum und also da is des Abfallzentrum, da ist da Skatepark, dann is da so die Gleise und dann die Bundesstraße. Also der is ned so viel weiter weg, aber ma kommt ned zu Fuß absolut ned hin“ (TK47: 1.227-1.230).

Auch die Qualität der Infrastruktur bzw. die Reaktionszeit der zuständigen Stellen auf die Meldung von Schäden wird von den Jugendlichen wahrgenommen und wirkt sich auf die Nutzung aus:

„B1: (zu B2): I waß du würdest die Basketballplätze verschönern [...]“

B2: Die Körbe san grad ned die besten,sag ma mal so.

A: San die mit Ketten oder mit Netzen?

B2: Netz, des is Netz und Ketten eigentlich: beim Schwimmbod dort sans mit Netz und bei der NMS dort sinds mit Netz

B1: Ketten

A: Und wos passt da ned bei diese?

B2: (Entschuldigung), sans mit Ketten und so, jo. Es san ned die Originalhöhe, sag ma so, amal klana, amal greßa [...]

B1: Wenn ma wos (unv) dauerts eiwg bis's ausbessert wird.

B2: Jo. Wir worten zum Beispiel immer no seit zwa Joahr auf neie Körbe“ (TK27: 86-98).

In Gleisdorf gibt es einen Skateplatz, der „direkt neben der Bundesstraße“ liegt „und des is allgemein unter der Hochspannungsleitung a sehr übler Platz, wo ma ned unbedingt sein will“ (TK47: 872-881).

„der Plotz is afoch scho so richtig alt und der is irgendwie a von der Lage sehr weit weg von da Stodt, des haßt, die Leit miassen wirklich ewig hinfoahn, ned zentral, (...) Schattenplatz gibt's schon, aber es is halt, es is ned a super Atmosphäre“ (TK33: 497-500)

Diese Standorte werden in den Gesprächen negativ bewertet, u.a. weil die „Lage sehr weit weg von da Stodt“ (TK33: 497-500) ist. Und „neben dem Abfallzentrum und der Bahn und so“ (TK47: 1.234-1.236) finden Jugendliche es „dann teilweise a bedenklich, dass Eltern ernare Kinder dort einfach so absetzen, vor allem kleinere Kinder [...] würde i des söwa ned machen“ (TK47: 1.234-1.236).

Die Jugendlichen beschreiben auch entlegene Einrichtungen im Nutzungsraum, die speziell für Fußgänger*innen unattraktiv sind: „also de, de wos mit die Mopeds unterwegs sein, de foan scho ummi, weil des is wuascht, aber zfuß is es a bissl mühsam..ohne Moped is es a bissl zach hinkumman“ (TK06: 669-684). Dies trifft zum Beispiel auf diesen Ort zu: „Richtung Preding unten gibt's an Spielplatz der hot Sportgeräte“ (TK06: 669-684). Auch das Jugendzentrum in Gleisdorf ist nach mehreren Umzügen aus zentraler Lage nun „in am Teil wos halt sagst, da is sonst nix“ (TK04: 1.000-1.005). Das beeinträchtigt das bei Jugendlichen beliebte Bewegungsmuster „wenns uns dort gefällt, bleim ma, wenns uns dort ned gefällt, gehen wir weiter“ (TK04:1.000-1.005). Zusätzlich erlebte das Angebot wiederholte Ortswechsel, wodurch die Sichtbarkeit leidet.

„haben immer das Problem, dass das immer zum Siedeln warad, weil dann wird zum Beispiel der Kindergarten greßa, dann muss wieders Jugendzentrum ausgelagert werden, neu gmocht werden und do host nie wirklich an fixen Ort und die Leit wissen ned genau, aha wo is jetzt wos Neues, bin i aufm letzten Stod?“ (TK33: 348-353)

Ob sozialräumliche Einrichtungen von den Jugendlichen wahrgenommen werden, hängt also auch mit ihrer Attraktivität zusammen. Lage oder Distanz können die Aneignung durch die Jugendlichen erschweren. Dazu kommt der Wunsch der Jugendlichen nach Interaktion mit Gleichaltrigen. Erwünschter und im Verlauf reibungsloser scheinen Zusammentreffen von Jugendlichen, die sich bereits kennen, abzulaufen. Bei weiter entfernten Räumen ist dies nicht immer der Fall. Eine Mutter aus Albersdorf erzählt über die Einschätzung ihres Sohnes zum Jugendzentrum in Gleisdorf: „aus der Sicht meines Sohnes, das ist für die Gleisdorfer. Da gehen eh de hin, do brauchn wir net hingehn, weil do ghean ma net dazu“ (TK01: 421-424). Auch eine Erwachsene erzählt, dass es für sie als junge Albersdorferin deutliche Grenzen gegeben habe: „Na, oba bei uns is so: A Gleisdorfer, a Albersdorfer foahrt net noch Weiz (.....) oba i net zum Beispü.“

I wa nie noch Weiz gongen. I wa nie, des hots bei uns net gebn. A Weizer und a Gleisdorfer hot net zsmmengsschaut, na? Wir san nie noch Weiz gongen“ (TK01: 355-357). Interessant erscheint diesbezüglich auch, dass Jugendliche im Stadtpark in Gleisdorf die „Feldbacher“ (TK48 503) als Gruppe mit störendem Verhalten hervorheben: „nur mit Schlägereien, die kommen immer wegen Schlägereien her“ (TK48 503-504).

6.1.3.1. Grenzobjekte

Jugendliche suchen neben den öffentlichen Räumen, in denen sich alle begegnen, auch Räume, in denen sie sich abgrenzen und unter sich sein können (vgl. Kapitel „Raum als Handlungsfeld“). Hier spielen Lage und Distanz vermutlich auch eine Rolle, relevant scheint jedoch vor allem das verborgene Zusammentreffen und das Potential an Erlebnis. Finden die Jugendlichen dafür keine beispielbaren Räume, *„donn treffn se eher bei irgendam Logaplotz im Woid“ (TK01: 527-530)*. Es wird explizit die Aufenthaltsqualität eines Rückzugsortes gesucht, *„paar andere Orte, wo ma uns ned sieht“ (TK34: 27-30)* und *„wo ma si erholen kann“ (TK34: 27-30)*. Der Pavillon in Gleisdorf ist so ein Ort und hat eine große Bedeutung für die Jugendlichen: *„Aber man trifft immer irgendwelche Leit, wenn ma si treffen wü, geht man in Stadtpark“ (TK48: 467-468)*. Im Unterschied zu Erwachsenen, verfügen Jugendliche über weniger Budget und sind auch aus diesem Grund auf derartige Einrichtungen in öffentlichen Räumen angewiesen:

„A1: Was ist der Unterschied, ob ihr euch da trefft oder in einem Kaffee?“

B3: Do miass ma nix zohlen, vielleicht der größte, ja.

B4: Und wir kennan reden wos ma wollen, wir miassen ned leise sein“ (TK48: 488-492).

Typisch für die Lebensphase Jugendalter, werden diese Orte auch für die Erprobung neuen Verhaltens und normativer Grenzen genutzt (vgl. Böhnisch et al 2009:120). Zum Beispiel sitzen Jugendliche gern *„auf a Tranka!“ (TK34: 27-30)* zusammen, was in der Folge dazu führen kann, dass sie dann *„awa halt a bissl ungut san“ (TK04: 450-456)*. Vor allem der Pavillon in der Stadt Gleisdorf hat den Ruf, dass dort *„viele Leit rauchen und wos ondares mochn und a illegale Sochn mochn“ (TK28: 106-108)*. Die Jugendlichen beschreiben selbst, dass die Qualität des Zusammenseins in diesem Raum auch aus diesem Grund variieren kann: *„kommt drauf an, wie s drauf san, kommt drauf an wos scho ghabt ham“ (TK48: 378)*.

„Ja, kommt wirklich ganz drauf an, welche Leute. Wenns de san, wos Scheiße bauen, dann wird's jo a ruhig und die gengan glei moi, aber wenns so irgendwelche san, so irgendwelche anderen, irgendwelche halt, dann wird afoch normal weitergedet und die gengan dann irgendwann mal oder ma streitet. (..) (lachen)“ (TK48: 544-547).

Im Pavillon in Gleisdorf kennen sich die Jugendlichen größtenteils untereinander, *„also des sind ned irgendwelche Leute, die ma ned kennt, sondern des sind eigentlich Leute, die ma (.) befreundet is“ (TK48: 380-381)*. Räume wie der Pavillon sind „Grenzobjekte, die [...] in mehreren sich überschneidenden sozialen Welten zu Hause sind“ (Star/Griesemer 1989: 87). Auch Jugendliche, die selbst den Pavillon meiden, kennen die Gleichaltrigen in diesen Orten. Obwohl sie diese als *„eigentlich eh voll liab“ (TK04:*

450-456) bezeichnen, haben Jugendliche aber viele Geschichten „ghert“ (TK35: 63-66). Das führt dazu, dass einige „an großen Bogen herum mochen“ (TK35: 63-66) „eh bei dem Ort, den halt ziemlich viel Leut meiden“ (TK04: 450-456). Der Ruf des Stadtparks in Gleisdorf ist aufgrund des Pavillons über die eigene Stadtgrenze hinaus bekannt. Gleichzeitig wird er als Raum für freie Aneignung nicht nur von Gleisdorfer Jugendlichen wahrgenommen, wie die Erwähnung der „Feldbacher“ (s.o. vgl. TK48: 503) zeigt. Auch zwei männliche Jugendliche aus Mortantsch reproduzieren ein latentes Image:

„I: Und fühlts euch da sicher in Weiz? So am Heimweg und so? Passt des

B1+2: Schon. In Weiz schon.

I: Und wo nit?

B2: In Gleisdorf eher nit so.

I: Und warum net in Gleisdorf?

B2: Naja, in Gleisdorf, naja.

I2: Na, erzöh!

B2: Ja, es, is in Gleisdorf ebn wos passiert, mit Schreckschusswoffn und so und Gleisdorf is generell, (B1: mehr kriminal) B2: Jo (B1: als Weiz)“ (TK40: 325-243).

Dies Rückzugsräume sind kein allein urbanes Phänomen. Jugendliche schaffen sich diese Räume auch in ländlichen Regionen: „Es gibt so gewisse Bankerl da bei uns in Anger oder wos, wo ma genau wissen, dort san die immer und donn miassma aufpassn“ (TK35: 63-66). Unabhängig davon, ob im Dorf oder in der Stadt, diese Räume sind wichtige Plätze für Jugendliche. Damit der Raum seine Funktion erfüllen kann, ist es bedeutsam, dass viele eben gerade „ned zuwi gehen zu dem Eck“ (TK04: 375-379), dass viele darüber „nur gher“ (TK04: 454-455) haben und „sehr viele Eltern a darauf schauen, dass die Jugendlichen ned dort hingehen“ (TK47: 5-7).

Die Äußerungen der Jugendlichen zeigen aber auch die Relativität der Einschätzung der Gefährlichkeit und ein grundlegendes Verständnis für die Faszination.

„also i glaub, dass es do in die Richtung a ned wirklich nötig woa, dass ma de do außaholt, dass es, weil die [...] eben gsogt hot, dass es 18 und jüngerer san, es san holt meistens die Leit die so in der Phase des Ausprobierens san und do is owa irgendwie kana, der irgendwie öltä is drinnen, also den geht immer von, die Leit kumman und gehen, de des is jetzt kana, der do versauert in dem Loch quasi, also noch is ja kans, awa der dort versauert, also des is dort ja ned, der da komplett zrückbleibt“ (TK04: 375-379).

Ein Video von *Dere Gleisdorf City*, ein Interview-Format des Jugendreferats der Stadtgemeinde Gleisdorf (vgl. DERE Gleisdorf City: Folge 02 - Sebastian Baci, <https://www.youtube.com/watch?v=6nGRkNyv7-A>) gibt Einblick in die Gesellschaft des Pavillons. Ein junger Erwachsener, der als Jugendlicher selbst viel Freizeit dort verbracht hat, resümiert, dass eigentlich alle schließlich diese Phase dort beendet hätten.

Im Unterschied zur Laube am Weizer Berg, haben es die punktuellen Vorkommnisse im Stadtpark in Gleisdorf zu einiger Negativpresse geschafft. Die entstandenen Wohnsiedlungen in direkter Nachbarschaft zum Pavillon im Stadtpark führen zusätzlich zu Klagen über Ruhestörung. Durch die Identifikation als „Brennpunkt“ (VA01: 93) richtet

sich die Aufmerksamkeit der kommunalen Ordnungshüter*innen auf ein Jugendphänomen. Polizeikontrollen und Nachwächter*innen verändern die für die Jugendlichen wertvolle Aufenthaltsqualität. Dabei wird aus der Aussage einer Fachkraft deutlich, dass, zeitlich betrachtet, nicht erst die Errichtung des Pavillons für den Stellenwert dieses Treffpunktes verantwortlich ist.

„B4: als ich jünger war, waren dort immer die Giftler, falls man das so sagt und es als Drogenhotspot eigentlich, war er bekannt ne zeitlang

B5: jo immerscho

B4: immerscho

B5: immscherscho

B4: ist halt ein Versteck und keiner sieht dich, deswegen ..

B5: des woa zu meiner Jugend scho so

B1: echt [...]?

B5: jo des is immer da Giftlerort gwesen

B4: der Pavillon in Gleidorf

B5: den Pavillon hots net geben no damols (lacht)

I1: do woats donn einfach nur so im Park?

B5: jo “ (TK49: 701-713)

Grenzobjekte entstehen sowohl durch wilde Aneignung und Eroberung durch die Jugendlichen, können bis zu einem gewissen Grad aber auch seitens der Verwaltung angeboten und errichtet werden. „Der Ort muss gut gewählt sein“ (AK03: 445-447), denn „die sehr publikten Räume, des wird eher gemieden“ (TK37: 288-294). Fachkräfte beobachten auch, dass sie den Jugendlichen zwar Angebote machen können, diese aber eher ansprechen, wenn es leere Räume sind, die Jugendlichen auch „beschmieren dürfen“ (AK03: 390-395). Eine Jugendliche beschreibt ihre Vorstellungen so:

„und irgendwie an größeren Raum, der halt so zum Beispiel söwa gestalten kau oder so, und wo ma halt dann Sitzmöglichkeiten drinnen hat, vielleicht irgendwelche Getränke oder sowas irgendwas halt, des wär irgendwie a klass“ (TK04: 994-999).

Gibt es Platz für Verwüstung „bleiben sie zusammen“ (AK02: 141-143) und man muss die Jugendlichen im öffentlichen Raum nicht länger suchen. Essenziell für eine gesunde Sozialisation und Aneignung von Räumen erscheint, „dass des Kind frei umadumlaft und selber die Erfahrung mocht“ (TK33: 185-190). Dadurch findet informelles Lernen statt und dadurch „is des halt a eher dann interessant“ (TK37: 267-269).

Zusammenfassend betrachtet werden aus dem Forschungsmaterial von den Jugendlichen sozialräumliche Zugangsbarrieren genannt, die für ihre Wahrnehmung der Nutzungsqualität relevant sind. Dazu zählen einerseits Kosten und sanitäre Versorgung, aber auch Lage und Sicherheit. Zusätzlich werden auch veraltete bzw. qualitativ minderwertige Installationen aus dem Bezirk identifiziert. Einen besonderen Stellenwert haben die von den Jugendlichen gewählten Rückzugsräume, deren Existenz gesellschaftlich ambivalent diskutiert wird. Gerade darin besteht ein bedeutsames

Charakteristikum dieser Treffpunkte. Von den Jugendlichen werden dabei weitaus weniger die sozialen Dynamiken dieser Treffpunkte problematisiert als jene, die sie im öffentlichen Raum erleben. Das folgende Kapitel bündelt Erfahrungen Jugendlicher im Bezirk Weiz in Bezug auf räumliche Begegnungen.

6.1.4. Soziale Konflikte in öffentlichen Räumen

Auf ihren Wegen durch den Nutzungsraum beschreiben Jugendliche verbale und körperliche Auseinandersetzungen mit anderen Heranwachsenden, aber auch Erwachsenen. Jederzeit könne es passieren und „*es geht irgendwer vorbei und sogt afoch irgendwos Unangenehmes*“ (TK22: 40-41). Als mögliche Gründe dafür nennen Jugendliche auffälligen Kleidungsstil, Missverständnisse oder Raumrivalitäten (TK22: 18-21, TK22: 40-41, TK43: 350-358, TK39: 182-184, TK04: 457-460; vgl. Kapitel „Ausgrenzungserfahrungen und Coping-Strategien“). Vor allem beim Ausgehen in Weiz und wenn Alkohol im Spiel ist, gebe es öfters mal „*zwa, de si anmaulen*“ (TK27: 121-127) und das „*artet donn immer zu Schlägereien aus*“ (TK27: 121-127). Um diese Situationen zu vermeiden, weichen manche Jugendliche lieber in kleinere Ortschaften aus: „*keine Ahnung i persönlich geh in Jennersdorf fort und do is es hoid eigentlich ah ned so so mit de Raufereien is a ned so schlimm*“ (TK04: 319-321); „*aber i waß ned, i persönlich geh ned so gern in Graz fort, sondern halt hauptsächlich in Ilz*“ (TK04: 174-175).

Die Jugendlichen kennen auch gewisse Orte, die sie absichtlich meiden, da sie dort unangenehme Erfahrungen gemacht haben, wie z.B. in der Nähe des Schillerparks in Weiz (TK43: 259).

„Du konnst eigentlich net in da Nocht beim Kebabhaus vorbeigehn, beim Alibi danebn, die Gasse rauf zum Gymnasium, do sind imma voll die komischn Leit eigentlich [...]“ (TK29: 120-122).

„Jo i man, es gibt an Teil, des is dort, i waß jetzt ned, wie die Straße heißt, do in da Nähe vom Fuaßboistadium in Weiz, (.) i waß jetzt grad ned, do bei der Schillerstraße owi, do bei die Siedlungen, dort san oft, ziemlich vü, sog ma moi Schlägertypen unterwegs“ (TK32: 68-71).

Zusammenhalt innerhalb des Freund*innenkreises wird von den Heranwachsenden als wichtig für die Bewältigung derartiger Gefahrensituationen genannt. Neben der Strategie „*Freinde anruafn*“ (TK11: 21) schätzen Jugendliche es auch „*wenn Leit in der Nähe sand, die wos nochand amol dostehn und dass a bissl redn holt, dass amol olle a bissl obakemmn*“ (TK11: 24-26). Weibliche Jugendliche geben in den Interviews an, sie „*hoiten eher mehr Obstand*“ (TK43: 377-381), wenn sie Spannungen befürchten und pflegen die Grundeinstellung: „*Besser ma is auf da Hut, als wia goa net*“ (TK06: 564-569). Für männliche Jugendliche wird eine körperliche Klärung als wahrscheinlicher betrachtet, wobei Freunde sich gegenseitig unterstützen.

„B4: Man kennts halt. Ma hat kan Stress mit se, aber ma losst si meistens eh ned provozieren und wenn ma si provozieren losst, klärt mas jetzt holt schnöll.“

A2: Das heißt?

B4: So schlimm des jetzt klingt. [...]

A2: *Und wenn ihr das so klärt untereinander, dann gibt es kurz eine Schlägerei und dann ist das geregelt, oder?*

B4: *Ja, ja.*

A1: *Echt, dann gibt es eine Schlägerei?*

B4: *Ja, sicher, is jetzt, wär jetzt do nix Neues, hätt i gsogt, aber is jetzt no nix Schlimms eskaliert, bis auf des beim Bahnhof, wo s a Schießerei geben hot, aber sonst, folt ma nix ein, wos heftig eskaliert is jetzt in den letzten paar Monate, Jahre“ (TK48: 380-403).*

Die Aneignungsaktivitäten Jugendlicher werden vom wachsamem Auge der Real-Räume genau beobachtet. Nachts sind das „Parkwächter“ (TK48: 424), aufgrund der Vorfälle in Weiz im Sommer 2020 wurden auch „Securities“ (TK03: 714-716) eingesetzt.

Die Erwachsenenwelt verfügt über eine überlegene Entscheidungsmacht innerhalb der sozialen Ordnung zwischen Jung und Alt. Wie Studien (vgl. Wüstenrot-Stiftung 2003) zeigen, wird seitens der räumlichen Planung der Gruppe der Jugendlichen häufig mit mangelnder Wertschätzung begegnet (vgl. von Seggen 2004: 250). Dies fördert die Reibung zwischen den Altersklassen und Generationen im öffentlichen Raum, auch im Bezirk Weiz: *„Also da vorne beim Bahnhof, hinten beim Bahnhof, überall in Gleisdorf bekommen (die kommen und machen .) Probleme und wir wollen hier nur sitzen und chillen“* (TK34: 63-65). Vorstellungen von Ruhe und Ordnung führen dazu, dass Jugendliche nicht länger als „gleichberechtigte Nutzergruppe mit den spezifischen Herausforderungen ihrer individuellen und sozialen Entwicklung und öffentliche Räume nicht als Orte der gesellschaftlichen Integration betrachtet“ (Kemper/Reutlinger 2015: 18) werden. Statt Konfliktaushandlung und Begegnung auf Augenhöhe zwischen Jugendlichen und Erwachsenen werde oftmals verstärkt ordnungspolitisch vorgegangen (vgl. ebd.: 19; Kapitel „Verdrängung der Jugendlichen“).

Ein Jugendlicher beschreibt es für seinen Wohnort Gleisdorf als *„sehr schwer aufzuwachsen, weil die Leute immer irgendwas zu meckern haben“* (TK34: 10-11) und sie überall Probleme bekommen. Anstatt des Gefühls, dass man *„afoch do sein derf“* (TK37: 401-413), erleben sie *„Leit, die generell auf da Stroßen unguat san“* (TK22: 44-46), und sie beschimpfen: *„Reiß di ein quasi, weil du bist bold erwachsen, oda so“* (TK02: 279). Die von den Jugendlichen stammende Einschätzung: *„die Polizei is gleich hier“* (TK34: 18-20), wird von den Fachkräften damit begründet, dass sie sich *„nicht immer ganz so benehmen, wie sich Erwachsene das wünschen würden“* (TK05: 423-427) *„und dieser öffentliche Raum dazu (.) manchmal föht“* (TK37: 401-413).

Die Jugendlichen erleben, dass sie für gleiches Verhalten im Unterschied zur Kindheit, in der *„ma alles tun kann“* (TK12: 78-80) nun im öffentlichen Raum *„bled anschaut“* (TK02: 265-270) werden. Auch Fachkräfte nehmen wahr, dass es wenig *„Verständnis da für normales Jugendlichsein“* (TK37: 401-413) gebe, für *„Phasen [...], wo ma sich ausprobiert, wo man über Grenzen drübergeht“* (TK37: 401-413) und in denen sie *„a mal irgendwie was Verbotenes machen und so“* (TK37: 401-413). Stattdessen werden Flächen nahe Jugendplätzen bebaut *„und donn is es holt glei amol zu, ah, Reklamationen gekommen seitens der Bewohner“* (TK05: 414-416). Aus dem Forschungsmaterial hervorgegangene Strategien seitens der Verwaltung im Bezirk Weiz sind einerseits das Vertreiben der Jugendlichen von beliebten Freizeitorien (vgl. AK02:

322-324). Andererseits besteht die Gefahr, dass *„eigentlich alle Dinge die so im öffentlichen Raum stattfinden, so ausgelegt (werden), dass sie für Familien mit Kindern passend sind“* (TK05: 630-632).

Die Fachkräfte ringen um Wege, Vertrauen aufzubauen, um *„mehr ernstgemeinte Teilhabe“* (AK03: 509-511) und Räume für Jugendliche *„mitten unter uns, innerhalb der Gemeinschaft“* (AK03: 382-384) zu schaffen. Für einige der Jugendlichen gewinnt in der Zwischenzeit die Anonymität der Großstadt an Attraktivität: *„Ehrlich gsogt, mog i's do ned so gern, i find, viele Leit san do sehr konservativ eingestellt, besonders im Vergleich zu Graz oder was auch immer und die find i ned so angenehm“* (TK22: 10-12).

Die soeben beschriebenen irritierenden und eine uneingeschränkte Raumeignung verhindernden Begegnungen mit Erwachsenen werden getoppt durch ordnungspolitisches Agieren der „Raumwärter“ (Reutlinger 2004: 128). Die Jugendlichen nehmen die Polizei im öffentlichen Raum als Kontrollorgan wahr, das *„sehr präsent“* (TK48: 409-412) ist. Besonders von Skater*innen wird geäußert, dass sie davon ausgehen, dass die Polizei es auf sie *„obgsegn“* (TK30: 65) hat. Das erklären sie sich einerseits damit, dass gewisse Orte *„halt kan guten Ruf“* (TK47: 1.081-1.095) hätten und vermutet werde, dass von Jugendlichen Alkohol und Zigaretten, aber auch Marihuana konsumiert wird bzw. andere illegale Aktivitäten stattfinden (vgl. TK30: 86-88; TK47: 1.081-1.082). Wenn sie sich als Jugendgruppierung besonders sichtbar und im Vergleich zu anderen anwesenden Jugendlichen ungerecht behandelt fühlen (TK47: 1.060-1.072), beschreiben das Jugendliche als *„dann halt immer wieder schod“* (TK47: 1.060-1.072), und reagieren mit Ablehnung. Auch andere Jugendliche kennen Besuche durch die Polizei, zum Beispiel aufgrund von Beschwerden über Ruhestörung.

„Ja, insbesondere rund um die Parks, also oben beim Sonnenpark, des is gegenüber vom (.) a da wohnen relativ viele ältere Menschen und wenn eben im Park die Polizei kommt, dann is es ganz oft, weil irgendwer die Polizei grufen hat, weil s erna zu laut is, was dann ned amal immer der Fall is, also oft sagt die Polizei des passt scho so, da hat wieder mal a älterer Mensch angrufen“ (TK47: 232-237).

In öffentlichen Räumen und auch bei Veranstaltungen wie dem Faschingsumzug oder dem Perchtenlauf *„kommt einem vor, es gibt mehr Polizisten als Perchten“* (TK47: 1.172).

„Also sie stehen wirklich überall und auch zu Fasching, du weißt ganz genau, du musst extremst aufpassen, weil die gehen ihre Runden und dann haun die Anzeigen raus, wo ich mal mitkriegt, von Freunden, hab ich fünf Freunde gekannt, die alle eine Anzeige kriegt ham wegen Alkohol oder Zigaretten“ (TK47: 1.172-1.176).

In den Interviews wurde auch von Erwachsenen festgestellt, dass *„teilweis wiaklich enorme Polizeipräsenz“* (TK03: 714-716) herrsche, die *„gonz ondas kontrolliert“* (TK01: 610-612) als früher. Es erscheint daher nachvollziehbar, welche Zäsur das Erreichen der Volljährigkeit für die Jugendlichen bedeutet.

„B6: Man muss keine Angst mehr haben, man muss keine Angst mehr haben, wenn ma irgendwo an der Bushaltestelle eine raucht oder so.“

B4: Man braucht keine Angst mehr zu haben, wenn man den Ausweis herzeigen muss. (B5 lacht).

B5: Wenn die Polizei kommt, rennt ma ned mehr weg (lacht)“ (TK47: 641-647).

Doch „*Gleisdorf wird leer sein*“ (TK34: 23-25), wenn für minderjährige Jugendliche nicht nur einladende Lokale und Clubs zur Gänze fehlen, sondern auch Orte im öffentlichen Raum, wo „*net ständig Polizei daherkummt*“ (TK49: 194-195).

Das Aufwachsen Jugendlicher erfolgt erwartungsgemäß auch im Bezirk Weiz nicht völlig konfliktfrei. Auffallend ist, dass in der Stadt Weiz, die viele Ausgehmöglichkeiten bietet und daher ein reges Nachtleben ermöglicht, Straßen genannt werden, die gemieden werden. Gleichzeitig bleibt eine Thematisierung der gewaltsamen Vorfälle im Sommer 2020 durch die interviewten Jugendlichen großteils aus. Deutlich artikulieren sie jedoch, wie beobachtet, bewertet und kontrolliert sie sich alltäglich im öffentlichen Raum fühlen. Dies ist u.a. ein Grund für die Wahl neuer Treffpunkte, wie im folgenden Kapitel dargestellt wird.

6.1.5. Neue Freizeiträume

Von den Jugendlichen werden „*Einkaufseinrichtungen*“ (TK10: 48-49) und „*Mäkki*“ (TK25: 72) als Räume genannt, in denen sie sich zwar weniger „*jetzt, wenn warm is*“ (TK47: 106-108), aber vor allem „*im Winter*“ (TK43: 113-118) oft treffen. Die Lage des McDonalds in Weiz in Kombination mit der Schnellbahn hat scheinbar besondere Vorteile: „*Wie gesagt, ich geh gerne zum Mäkki, weil auf dem Weg dorthin kannst du richtig gut reden [...] und die Zugverbindung ist eigentlich auch toll, dann kannst du die ganze Zeit hin und herfahren*“ (TK25: 79-81).

Aus der Begründung der Jugendlichen ist herauszulesen, dass sie „*irgendwo wo woam is*“ (TK34: 49-50) zum „*sitzen und chillen*“ (TK34: 64-65) wollen. Das Phänomen des „Chillens“ ist ein dem funktionalisierten Alltag Erwachsener nicht selten verdächtiges, gelegenheitsorientiertes Freizeitverhalten von Jugendlichen (vgl. Deinet 2018: 110). Die Nutzung und Aneignung von Einkaufszentren als „Rückzugs- bzw. Chillräume“ (ebd.: 111) zeigt beispielhaft die „relationale (An)Ordnung sozialer Güter und Menschen (Lebewesen) an Orten“ (Löw 2001: 224). In den genannten Räumen werden sie in Ruhe gelassen, auch wenn sie nichts konsumieren. Erwachsene halten sich kaum in vergleichbarer Weise in den Gängen und Nischen der Einkaufszentren auf und stellen daher eine geringe Gefahr für die Interaktion der Peers dar. Die Jugendlichen werden als zentrale Zielgruppe willkommen geheißen und können die Rolle als Konsument*innen nutzen, um sich auf sicherer Bühne zu inszenieren. Damit sind Shopping-Center konkurrenzlos, denn „*des Angebot gibt's ned wirklich, dass sie mehrere Räume im öffentlichen Raum hom*“ (TK37: 275-276). Und so gehen Jugendliche, auch wenn sie sonst „*da zwar nie wirklich öfters*“ (TK06: 89-91) hingehen „*gerne zum Mäkki*“ (TK25: 79-81) „*weil da kannst ja wirklich mit den Freunden auch herumhängen, wenn's sein muss*“ (TK06: 89-91). Geht es den Jugendlichen tatsächlich ums „*manchmal halt Shoppen gehen*“ (TK12: 51) sind einige mit den Angeboten in den Städten des Bezirks zufrieden: „*i glaub ma kann ziemlich guat shoppen und einkaufen gehen, weil wir hom in da Innenstadt ganz viel Sachen und halt a im Gets richtig vül Sachen*“ (TK04: 854-858). Andere sind zum Shoppen auch in der Region unterwegs:

„Seiersberg zum Beispiel auf d Shoppingcity. Also bevor i nach Weiz herfoah irgendwos einkaufen oder wos unternehmen, jo genau, foah i noch Graz“ (TK24: 65-66).

Zieht man Zinneckers Verhäuslichungs-These in Betracht, nach der sich die Lebenswelt von Kindern immer stärker von der Straßenkindheit weg in „geschützte Räume“ (Zinnecker 1990) verlagert, erscheint es plausibel, dass auch Jugendliche – nicht nur, aber besonders in der kalten Jahreszeit - private, komfortable Räume den öffentlichen Freiräumen vorziehen. Gerade als wohltemperiertes Angebot ohne Betreuung könnte die Idee von einem „Haus der Jugend“ (TK33: 336-337) in dem „afoch Jugendliche si dort treffen kennan, (.) wo sie alles mochen kennan wos sie wollen“ (TK33: 336-342) ein innovatives Angebot sein.

Die Option der Rauman eignung der hier genannten Strukturen beschränkt sich beinahe vollständig auf die beiden Städte im Bezirk. Diese werden selbstverständlich auch von Jugendlichen aus ländlichen Gemeinden genutzt, die vielfach in die Schulen der Städte pendeln. Welche Räume von Jugendlichen in ihren Dörfern wahrgenommen werden bzw. welche Bedarfe genannt wurden, wird in der Folge erläutert.

6.1.6. Jugendliche im Dorf

Fragt man Jugendliche, die nicht in den Städten des Bezirks wohnen, danach, was sie in ihren Dörfern machen, gibt es höchst ambivalente Aussagen (vgl. Kapitel „Wenig Veränderungsbedarf trotz begrenzter Angebote“). Werden die umgebende Natur, vorhandene Sportmöglichkeiten, Vereine sowie private Treffen hervorgehoben, zeigen sich diese Jugendlichen als sehr zufrieden mit ihrem Aufwachsen. Auf der anderen Seite ist aus den Interviews wiederholt herauszuhören, dass ein Mangel an Attraktivität des öffentlichen Raums empfunden wird. „Also bei mir daham, also i bin a in am Ort, do gibt's a nit grod vül wos ma tuan kann...oda sunst holt anfoch zu Freundn foahn und do donn wos mochn“ (TK24: 178-179). Häufig beschränkt sich die Funktion des Dorfes auf ein „Wohndorf“ (Herrenknecht 2009: 95). In diesem „gibt's halt gor nix, außer halt Häuser“ (TK24: 154-158). Die nach den Werten und Vorstellungen von Erwachsenen vorstrukturierten Räume (vgl. Reutlinger 2015: 21) bieten für eine „moderne Landkindheit“ (Herrenknecht 2009: 94) und für die Rauman eignung von Jugendlichen oftmals wenig Anreize. Für die Spielplätze in den Dörfern fühlen sich Jugendliche „a bissi z'groß“ (TK09: 2), sind diese doch häufig nur für Kinder ausgerichtet. Neben den Treffen in privaten Räumen bei Freund*innen oder Vereinsmitgliedschaften fallen den Jugendlichen wenige Aktivitäten im öffentlichen Raum des Dorfes ein. Sie „foahn ...[...] monchmol mit de Stuntscooter herum, anfoch im Ortsgebiet“ (TK28: 116-117), das war's, „außer Spazierngehn vielleicht no“ (TK28: 117).

Auf ihr Freizeitverhalten erhalten die Jugendlichen im öffentlichen Raum des Dorfes jedoch teilweise unangenehme Reaktionen und werden damit auf die Stadt verwiesen (TK35: 23-25).

„Also ikenn des nur von die Buam, wenn die mim Skateboard irgendwo herumfoahn, werden s a zomgschissen und werd erna a s Skateboard wegnumman oder so, sie kennan ja no nirgends ondas hin, also wo sollen s donn hinfoahn und auf der Stroßen is schon gfährlich“ (TK35: 12-15)

Da die Jugendlichen durch Schule oder Arbeit ohnehin zumeist in der Region pendeln, hat der Mangel an Dorfleben zur Folge, dass sie „*eher auswärts*“ (TK46: 314-315) sind „*weil do kann ma hoit vü mochn, weil viele Möglichkeiten gibt's do holt*“ (TK28: 113-117). Wie auch aus dem Kapitel „Bedürfnis nach unstrukturierten Jugendangeboten und Privatsphäre“ zu entnehmen ist, schaffen einige Haushalte als innerfamiliäre Strategie „*privat zuhause im Keller einen Partyraum*“ (TK01: 300-301), um die Jugendlichen zu halten. Darüber hinaus sind auch in den ländlichen Gemeinden „*Tiefgarage*“ (TK01: 567-574) und „*Bushütterl*“ (TK01: 296-297) „*a Treffpunkt glab i gworden*“ (TK01: 567-574), „*nur die, die dort warten, werden weniger, weil für immer mehr, die dort nicht mehr stehen, der ›Dorf-Bus‹ längst ›abgefahren‹ ist*“ (Herrenknecht 2009: 97).

Aus den Interviews geht hervor, dass Freibäder sowohl in den Städten als auch in den Dörfern besonders beliebte Orte sind. In den Interviews schildern die Jugendlichen, dass im Sommer „*olle im Bod*“ (TK38: 141) sind, „*des is anfoch so*“ (TK38: 141). Dabei kann auch entnommen werden, dass für die Jugendlichen das Freibad des Heimatortes einen besonderen Stellenwert hat.

„A: *Kummst du a do [Anm.: Weiz] her ins Bod von St. Ruprecht?*“

B3: *Na eigentlich ned. Eigentlich ned na.*

A: *Wo gehst du Schwimmen? Oder wo gehst du im Sommer hin?*

B3: *Eigentlich im Ruprechter Bod*“ (TK24: 45-48).

Als Grund dafür wird angegeben, dass „*die gonzen Freind*“ (TK38: 31-34) dort anzutreffen sind und das Schwimmbad ein Ort zum Chillen (vgl. TK40: 232-233,) ist. Die große Bedeutung, die Freibäder für Jugendliche als Treffpunkt haben, wertet den öffentlichen Raum - zumindest temporär – entscheidend auf. Zusätzlich lässt sich vermuten, dass ein Freibad im eigenen Wohnort dazu führt, dass Jugendliche ihre Freizeit länger in diesem verbringen wollen. Besuchen Jugendliche eine Schule außerhalb des Dorfes, kommt es allerdings auch vor, dass das Bad am Schulstandort als Treffpunkt für Schulkolleg*innen vorgezogen wird (TK46: 311-312). Im Sommer gehen Jugendliche jedenfalls „*definitiv*“ (TK21: 123-125) ins Freibad. Das Freibad als attraktiver Ort im öffentlichen Raum des Heimatortes hat seine Auswirkung. Jugendliche aus Dörfern, in denen es dieses Angebot nicht gibt, geben an, dass sie im Sommer „*poarmol die Wochn*“ (TK40: 212) in die Schwimmbäder der Nachbarorte kommen. Umgekehrt hat ein junger Erwachsener, der in einem Dorf mit Freibad aufgewachsen ist, in diesem eine Saisonkarte, statt am neuen Wohnort Weiz (TK38: 31-34).

Jugendliche äußern sich über ihre Situation in den Gemeinden teilweise mit deutlichen Hinweisen darauf, dass sie als Zukunft des Dorfes „*jo morgn untereinander was mochn kennan*“ (TK30: 76) sollten. Sie hätten gern eine Gemeinde, die es „*net so auf die Jugend obgsegn*“ (TK30: 75) hat. Positiv beschrieben wird ein Aufwachsen, in dem „*hoit vü Rücksicht auf uns gnommen*“ (TK44: 166-167) wird und es „*holt imma Angebote quas*“ (TK44: 166-167) gibt.

Über die Bedürfnisse der Jugendlichen scheint auf Gemeindeebene wenig Klarheit zu bestehen bzw. scheinen Jugendliche von „*sozialen Aushandlungsprozessen der Raumnutzung ausgegrenzt*“ (Reutlinger 2015: 30). Auch Fachkräfte benennen den

Mangel an sozialräumlichen Spielräumen für Jugendliche: „Die Umlandgemeinden brauchen mehr Plätze zum Aufhalten. Weiz ist gut aufgestellt, was das Raumangebot betrifft, man muss es nur bespielen dürfen“ (AK02: 195-196). Ein Anfang kann darin bestehen, im Gespräch zu bleiben, wie es aus Albersdorf berichtet wird:

„Und, Jugendliche sand afoch cool und in da Ichfindungsphase oda wia auch imma und wenn mei Tochter do dabei woar, also sie hot ma schon gsogt: „Ah, der Bürgermeister kommt dann schon mal und schaut ob all und dann redet er ein bisschen und . okay.“ Es wird akzeptiert und des . wenn a Bürgermeister amoi sogt okay, es is okay, oba hinterlossts es ordentlich . is es koa Problem und des muass i scho sogn, do hobn wir des große Glück..Es gibt sicher ondare, de sogn: „He!“, weil de Jugendliche sand ..unterbindma glei“ (TK01: 567-574).

Weil ihre Ansprüche aber häufig als kurzfristig auftretendes Phänomen einer vorübergehenden Phase bagatellisiert werden, „gibt’s halt a recht wenig Platz eigentlich für die Jugendlichen“ (TK37: 262-264) bzw. sind Plätze auch schon mal „weggefallen wegen der Erweiterung des Altenheims“ (AK02: 90-92).

Damit kommt dem Umgang miteinander innerhalb einer Gemeinde Bedeutung zu. Das „Nur-Wohnen“ (Herrenknecht 2009: 95) bietet den Heranwachsenden wenig Gelegenheiten für verbindende Momente. „Nach der Volksschule trennen sich die Wege“ (TK01: 517-518) und Jugendliche verbringen viel Zeit außerhalb des Ortes. „Der heutige, moderne Dorfjugendliche lebt immer häufiger ›neben dem Dorf‹, d.h. er muss erst wieder für das Dorf ›geworben‹ werden und durch ein für ihn attraktives Angebot für die Dorfebene ›zurückgewonnen‹ werden“ (ebd.: 99).

Aus der Schilderung einer Mutter lässt sich nachzeichnen, wie sich die schulischen Wege aus dem Dorf auch auf Freundschaften im Wohnort bzw. die Beziehungen der Jugendlichen im Ort auswirken:

„is als einziger seiner Klass nach Weiz gangen und hot donn wirklich a Freunde ghobt aus Weiz. (.) san net sofort akzeptiert worden von den Albersdorfern, weil des san doch die Weizer Schüler [...] „Jo, foahr rüber zsumm, zsumm Funcourt!“ „Na, do foahr i net umme! Mit de Leit hot a nix z’tuan““ (TK01: 522-525).

Die Jugendlichen beschreiben die mit zunehmendem Alter spürbar werdenden Erwartungen, die an sie gerichtet sind, kombiniert mit der Forderung des Umfeldes nach Respekt.

„Des is halt afoch so ma kriegt imma mehr Verantwortung, es is holt manchmal schwierig, mau muass imma mehr Sochn erledign aba i glaub des liegt net an Weiz sondern afoch grundsätzlich dass ma afoch den . Schritt vom Erwochsnw von da Kindheit aufs Erwochsnwerdn wechselt quas“ (TK02: 289-292).

Gegenseitige Rücksichtnahme und Förderung durch die Erwachsenen werden von den Jugendlichen positiv beschrieben (TK20: TK44), während gleichzeitig die „Gesamthaltung Kindern und Jugendlichen gegenüber [...] nicht positiv“ (AK02: 181-185) zu bezeichnen ist:

„Margarethen Senioren haben den Vorzug, weil die Hitt’n steht vorher, aber das mit Kinder und Jugendlichen, die sind die letzten, das geht schon irgendwie. [...] Kinder und Jugendliche sind nicht so wichtig“ (AK02: 181-185).

Eine inklusive Gemeindepolitik könnte Jugendliche gezielt zur Diskussion neuer Anliegen im öffentlichen Raum einladen und ihnen Anteil an Entscheidungsfindung zusichern (vgl. Reutlinger 2015: 32f.). Politiker*innen sollten auf die Fachkräfte hören und „*ein Aug drauf*“ (TK01: 139-141) haben, wie das Miteinander gestaltet wird, nach dem Motto „*Präventiv ist vü vü früher*“ (TK03: 818-820).

„Vielleicht schon a bissl mehr Mitsprache, also wirklich ernst gemeinte, irgendwie oda, jo, dass ma oft von da Allgemeinheit oft a bissl ondas woahrgnommn wird und net nur so als jo oft so als Störenfried oder, jo, also so, oda, jo, de tuan eh nix, oda hängn nur herum und betrinken sich, was sicher a monchmol der Foll woar, oba , jo, dass ma oanfoch a bissl ernstgnommen wird“ (TK39: 190-193).

Erstrebenswert wäre eine gelebte Dorfgemeinschaft, in der die Bedeutung der Ressource „öffentlicher Raum“ (vgl. Reutlinger 2015: 22) für Jugendliche respektiert wird. Damit erhöht sich auch die Chance, dass diese nicht „*nochher wegziagn*“ (TK45: 294) wollen. Beispielhaft sei ein junger Erwachsener aus Anger zitiert. Dieser lebt zwar derzeit außerhalb seines Heimatdorfes, beschreibt aber die starke Beziehung, die ihn nach wie vor an die Gemeinde bindet: „*jo, also da i wirklich aufgewachsen bin in Anger, bin i eigentlich mehr in Anger als in Weiz unterwegs*“ (TK38: 30-34). Eine Fachkraft aus einer dörflichen Gemeinde im Bezirk vermutet für „*eine gewachsene [...] Ortschaft*“ bestünden gute Einbindungschancen aller Bewohner*innen. Hier könnte kritisch nachgefragt werden, ob das auch für die Jugendlichen aus dem Ort gilt bzw. wie Jugendliche diese „gewachsene Ortschaft“ wahrnehmen und ob sie die Einschätzung teilen.

„In a klanen Gemeinde, wo viele sich noch kennen, was no so a Ortslebn gibt, was no Vereine gibt, wo holt vielleicht do mittan wird und do, ebn, net nur (...), ebn, manche fallen sicher durch, aber i glab je größer der Ort is, oder je größer die Gemeinde, oder je größer das Einzugsgebiet is, desto mehr verlaft se des a und bei uns is doch sehr komprimiert, oda?“ (TK01: 720-723).

Worin besteht das Ortsleben für Jugendliche, wenn sie in keinen Vereinen Mitglied sind? Die Einstellung des Bürgermeisters den Jugendlichen gegenüber kann einen Anfang machen: „*Der unterhält sich mit den Jugendlichen, die Jugendlichen aber auch mit ihm*“ (TK01: 139-141). Ob ein gemeinsamer Dialog entsteht, wird wohl nicht nur die Größe des „*Einzugsgebietes*“ (vgl. TK01: 723) ausmachen. Es braucht passende Rahmen in Form neu geschaffener Gremien. Beispiele dafür gibt es aus den Städten des Bezirks: Plan-G in Gleisdorf und in Ansätzen auch Junge Stadt Weiz. Ein entscheidender erster Schritt wäre die aktive Einladung „*mitzureden, mitzudenken, ah, Kritik zu üben*“ (TK05: 452-455). Herrenknecht weist darüber hinaus auf die Notwendigkeit hin, durch „*Sozialraum-orientierte Kinder- und Jugendpolitik im Dorf [...] die zukünftigen Dorfgestalter [...] für diese Zukunftsaufgabe ›auszubilden‹, denn dörfliche Nachhaltigkeit ohne eigene soziale Bodenhaftung wird nicht funktionieren*“ (Herrenknecht 2009: 101).

Nachdem in diesem Kapitel nun verschiedene Aspekte der Raumwahrnehmung bzw. Rauman eignung Jugendlicher im Bezirk Weiz betrachtet und die damit in Zusammenhang stehenden Bedürfnisse dargelegt wurden, widmet sich der nächste Abschnitt den aus dem Forschungsmaterial gewonnenen geschlechtsspezifischen Beschreibungen.

6.2. Biografische Bedeutung von Sozialraum hinsichtlich des Geschlechts

Das folgende Kapitel behandelt gemäß der Forschungsfrage die aus dem Datenmaterial gewonnenen Einblicke in geschlechtsspezifische sozialräumliche Zugänge von Jugendlichen im Bezirk Weiz. Neben Beschreibungen von weiblichen Jugendlichen zu unterschiedlichen Aspekten ihres Aufwachsens, bieten diverse Aussagen Erwachsener und männlicher Jugendlicher Gelegenheit, die vorhandenen Vorstellungen über v.a. Mädchenspezifische Bedürfnisse kennenzulernen.

6.2.1. Treffpunkte weiblicher Jugendlicher

Fragt man weibliche Jugendliche im Bezirk nach ihren bevorzugten Orten, an denen sie sich exklusiv mit ihren Freundinnen treffen, nennen auch sie, vergleichbar zu den Erkenntnissen in Kapitel „Sozialraum als Treffpunkt“, häufig angenehme Lebensräume. Dazu zählen auch das Freibad „*oder holt wenn ma spazieren gehen, die verschiedenen Wege*“ (TK06: 92). Privatsphäre in diesen Räumen scheint für das ungestörte Zusammentreffen ein wichtiges Kriterium zu sein. Daher treffen sie sich „*sunst eigentlich a privat bei den Freundinnen*“ (TK01: 305-307) oder haben ihre „*eigenen Hütten*“ (TK35: 160-161), wo sie „*kontrollieren kennan, wie viel Leit do san*“ (TK35: 160-161). „*Bei Freinden daham chillen*“ (TK06: 79-80) ist ebenfalls eine naheliegende Option, stellt doch das Jugendzimmer für die Heranwachsenden einen wichtigen Raum-Bezug dar (vgl. Herrenknecht 2009: 110). Darüber hinaus fallen den weiblichen Jugendlichen und den Fachkräften jedoch keine existierenden Räume ein, die besondere Eigenschaften hätten.

„Ahm, was es nicht gibt, was ma so auf die Schnelle einfallt, das is grad speziell, ah, Mädchenspezifische, ah, Bereiche, wo sich jugendliche Mädchen gerne treffen. Also, ah, Motorikpark, Skater(park), das sind, ah, schon Dinge, die eher die Burschen ansprechen. Aber so Rückzugsgebiete, ah, und gute, ah, feine Treffpunkte für für Mädchen, so spezifische Mädchen, das fehlt“ (TK05: 20-24).

Im Zuge der Thematisierung in den Interviews kommt zu Tage, dass es „*nicht wirklich für Mädchen etwas*“ (TK37: 97) gibt. Auf explizite Nachfrage bringen Mädchen aber durchaus zum Ausdruck, dass sie sich weitere Angebote wünschen. Dies ist ein Hinweis darauf, dass bestehende Angebote ihren Bedürfnissen nicht zur Gänze entgegenkommen (vgl. Schön 2004: 238). Im Gespräch äußern weibliche Jugendliche ihr Interesse an einem „*Raum, wo wir halt hingehen würden, des wär halt quasi afoch a Raum, wo halt vü Sitzmöglichkeiten, oder so Sitzecken, wo ma si in am Kreis afoch hinsetzen kann und eben reden kann*“ (TK04: 569-572). Aus Mangel an einem derartigen Ort treffen sie sich dann aber „*eher daheim*“ (TK12: 24-25).

6.2.2. Burschen vertreiben Mädchen

Weibliche Jugendliche beschreiben die Präsenz von männlichen Jugendlichen „*die holt immer do sand*“ (TK26: 117-121) als problematisch. „*Die sind halt alle a bissl nervig*“ (TK26: 171), weil „*die lossn die v i e l l e i c h t mal mitspüln*“ (TK26: 117-121), aber sonst

„kannst dann halt nie aufs Feld gehen“³³ (TK26: 117-121). Die weiblichen Jugendlichen würden den Platz gern anders nutzen als die männlichen Jugendlichen, was zu „Stress“ (TK26: 122-127) führt.

Die Planung und Gestaltung öffentlicher Räume erfolgt zum Großteil aus der Perspektive von Erwachsenen und bevorzugt männliche Bedürfnisse (vgl. Schön 2004: 235; Kapitel „Sozialraum und Geschlecht“). In der Konsequenz finden weibliche Heranwachsende weniger ansprechende Räume in ihrer Umgebung als ihre männlichen Altersgenossen. Beim Versuch, sich Räume durch Umgestaltung und veränderte Nutzung anzueignen, beschreiben weibliche Jugendliche Konflikte (vgl. TK26). Das erweckt bei den weiblichen Jugendlichen den Eindruck, dass Burschen „dezent mädchenfeindlich“ (TK26: 122-127) sind und „dann ziehen sich die Mädchen zurück“ (TK05: 361-364). Eine weibliche Fachkraft weiß um die Dynamik zwischen den Geschlechtern in öffentlichen Räumen:

„Natürlich is es für Jugendliche gebaut, aber meistens is es so, entweder geht ein Mädchen, eine Mädchengruppe dort hin . und wenn Burschen dazukommen, dann ziehen sich die Mädchen zurück. Dann sind so die Burschen die, die des halt dann nutzen und wo Mädchen einfach mal so Räume für sich bräuchten“ (TK05: 361-364).

Für weibliche Jugendliche hat das Konsequenzen. In diesen Situationen „denkt ma si, diese Begegnung vermeid i afoch, weils afoch nur unangenehm werden kennt“ (TK04: 469-471) und „wenn größere Jungs-Gruppen dort san, dann fühlt ma si ned so wohl eigentlich“ (TK12: 69-70).

Andersherum wird dieses Phänomen teilweise von weiblichen Jugendlichen in konflikthafter Situationen mit anderen weiblichen Jugendlichen aktiv eingesetzt, indem sie gezielt die Unterstützung von Burschen suchen. Dies kann als Einsatz symbolischer Gewalt (vgl. Bourdieu 2005a) verstanden werden.

„B1: Naja Angst ned so, aber sie san uns ab und zua schon so ongangen, zum Beispiel letzten Summa, gö wir, wo sie uns ongangen san unnötig, voll Stress ongfongan hom, seitdem holten wir extrem Abstand von de. [...]

A1: Wer hat euch angesprochen, Mädels oder Burschen?

B1: Mädels.

A1: Aha, verstehe. Und dann sind die Burschen auch dazu gekommen.

B1: Ja, sie hom s dazuaugholt..

A1: Okay.

B1: Weil sie allan si ned wehren kennan“ (TK43: 412-422)

Auf die sozialräumliche Bewegung weiblicher Jugendlicher scheint sich besonders die Anwesenheit älterer, männlicher Jugendlicher auszuwirken. Es lässt sich aus den Äußerungen heraushören, dass älteren Burschen gegenüber vermehrt mit Ausweichverhalten reagiert wird. In den Interviews beschreiben sie Orte als unangenehm, an denen „ma holt so die gonzn Leit die rachn und eher so düstere Gesellschaft sozusogn“ (TK25: 83-85) sieht und in denen „immer nur ältere Burschen“

³³ Gemeint ist ein Ballspielplatz, der an einen Spielplatz angrenzt.

(TK27: 132-142) zu erwarten sind, denn „*de hom mi eingeschüchtert*“ (TK27: 132-142). Aus dieser Perspektive bewerten weibliche Jugendliche auch das Verhalten anderer Kinder bzw. Erwachsener: „*So zwischen sechs und zwölf, wo i ma halt denk, i würd mei Kind ned auf an Skateplatz, wo hauptsächlich irgendwie Burschen zwischen 16 und 30 san absetzen, i waß es ned*“ (TK47: 1.250-1.252).

Als Grund für ihre Vorbehalte älteren männlichen Jugendlichen gegenüber geben weibliche Jugendliche keine besonderen Vorkommnisse an, sondern „*sie woan afoch nur angsteinflößend*“ (TK27: 132-142). Sie meinen jedoch, dass es „*auch mit Respekt zu tun*“ (TK35: 224-233) habe. Hierin lässt sich beispielhaft die Wechselwirkung zwischen „doing gender“ und dem Umgang mit Räumen nachzeichnen (vgl. Kapitel „Sozialraum und Geschlecht“), wenn sie in der Konsequenz „*an großen Bogen um die herum*“ (TK35: 224-233) machen bzw. „*do net so oft hin, oba, also eigentlich nie*“ (TK25: 83-85) hingehen. Von älteren männlichen Jugendlichen bespielte Orte werden von Mädchen „*gemieden*“ (TK27: 132-142) und es „*schreckt viele ab*“ (TK47: 1.272-1.275).

Die weiblichen Jugendlichen beschreiben aber nicht nur älteren männlichen Jugendlichen gegenüber ein Ausweichverhalten, sondern eine scheinbar verbreitete wünschenswerte Distanz zwischen jüngeren und älteren Jugendlichen beiden Geschlechts, „*weil's irgendwie [...] ned ganz harmoniert*“ (TK37: 61-62). In diesem Fall meiden dann die älteren Mädchen auch Orte der jüngeren, weil „*dann schau'n uns die klan Kinder wieder bled o*“ (TK06: 45-46).

Für eine sozialraumorientierte Planung des öffentlichen Raumes könnte dies bedeuten, vermehrt geschlechtssensible Überlegungen zur Nutzer*innengruppe inklusive der erwartbaren Altersklasse anzustellen um sich bewusst gegen hegemoniale, unreflektierte Prozesse abzugrenzen. Eine - eventuell unbewusste - Quelle der Vorbehalte gegenüber älteren männlichen Jugendlichen könnte in den Erfahrungen weiblicher Jugendlicher liegen, die im folgenden Kapitel beleuchtet werden sollen.

6.2.3. Belästigungen im öffentlichen Raum

Bereits junge weibliche Jugendliche aus dem Bezirk Weiz schildern Erfahrungen von unangenehmen Begegnungen mit Männern und Street Harassment, mit „*Leit die unangenehme Sochen sogen im sexuellen Kontext*“ (TK22: 44).³⁴

Weibliche Jugendliche beschreiben, dass sie diese unangenehmen Begegnungen mit Leuten „*meistens männlich, meistens ölta*“ (TK22: 44-46) haben, in dem „*ma afoch mal blöde Blicke kriagt*“ (TK22: 34-37), sie „*hinschauen, wo sie ned hinschauen sollten*“ (TK47: 190-192) oder „*irgendwos [...] nochi gredet*“ (TK22: 34-37) wird. Abgesehen von dem Umstand, dass „*die si wirklich hinsetzen und da gaffen*“ (TK43: 1.230-1.234) vermuten weibliche Jugendliche, dass in dem von ihnen als konservativ wahrgenommenen Umfeld „*vüle Leit Frauen doch no a bissl schlechter behandeln*“

³⁴ „Jede fünfte Frau – also 20 Prozent der Frauen – ist ab ihrem 15. Lebensjahr körperlicher und/oder sexueller Gewalt ausgesetzt. Jede 3. Frau musste seit ihrem 15. Lebensjahr eine Form von sexueller Belästigung erfahren.“ (Autonome österreichische Frauenhäuser <https://www.aoef.at/index.php/zahlen-und-daten>, 04.12.2021)

(TK22: 27-32). Das negative Erleben einer über das weibliche Geschlecht zugewiesenen Position innerhalb der sozialen Ordnung kann sich langfristig auf die Erwartungshaltung weiblicher Jugendlicher auswirken: „Überall. I man generell, i glaub, als Frau mocht ma generell so gut wie überall schlechte Erfahrungen“ (TK22: 27-32).

Aus den Interviews ist mehrfach herauszuhören, dass weibliche Jugendlichen das Gefühl kennen, dass es „ned so angenehm“ (TK12: 36-38) ist, „wenn ma sich a bissl fremd zwischen den alten Menschen fühlt“ (TK12: 36-38) und wenn „ma blöd ongrobn wordn“ (TK39: 200-201) ist. Als Strategie geben sie an, sich mit ihnen bekannten männlichen Jugendlichen zu umgeben oder in einer kleinen Gruppe aufzutreten, denn nur „wenn ma mit Freunden geht, dann passt das“ (TK12: 36-38).

Derartige Erfahrungen weiblicher Heranwachsender fördern die Vorstellung von der besonderen Gefährdung, der sich Frauen durch ihre Nutzung des öffentlichen Raums aussetzen. Unterschiedliche Mechanismen „symbolischer Gewalt“ (Bourdieu 2005a: 64 zit. n. Hofer 2018: 9) beeinflussen die Nutzung von Räumen und werden hier am Einsatz männlicher Begleiter als Beschützer beispielhaft sichtbar (vgl. Kapitel „Sozialraum und Geschlecht“).

Die interviewten weiblichen Jugendlichen geben an, dass „allan im Wald“ (TK26: 148) oder „in da Nacht allan“ (TK47: 308-309) herumzugehen als „scho sehr unangenehm“ (TK22: 33-37) empfunden wird. Dabei gibt es „schon Orte, an dies halt stärker is“ (TK22: 33-37), zum Beispiel am Bahnhof der Städte Weiz und Gleisdorf (vgl. TK21, TK22, TK47) oder nachts an der ‚No-Name‘-Tankstelle in Gleisdorf (vgl. TK 47: 308-336). Als Grund dafür werden einerseits „sehr eigenartige Gestalten“ (TK47: 298-299) genannt, die dort konzentriert anzutreffen wären, „hauptsächlich Männer über 40, 50“ (TK47: 312-314), andererseits haben sie „do scho Geschichten gheat“ (TK22: 108-109).

Die Meidung des vermeintlich gefährlichen öffentlichen Raums wird durch Geschichten, Gerüchte und Ratschläge permanent reproduziert. Die historischen Wurzeln dafür reichen tief³⁵ und werden auch heute medial genährt. „Des hoast ma muass scho aufpassen“ (TK06: 498-500), „weil man kann nie wissen, wos is und so“ (TK44: 172-175). Die weiblichen Jugendlichen geben an, auch von ihren Eltern zur Vorsicht ermahnt zu werden, und gehen deshalb „in gewisse Ecken ned unbedingt am Abend“ (TK04: 368-374) bzw. „wenn ma jetzt mehra san, schon“ (TK35: 115-116). Speziell für den Bahnhof gilt „nur zum Zugfahren hingehen und glei den Zug nehmen, dann und ned länger verweilen“ (TK47: 293-294).

Auch männliche Jugendliche erzählen davon, dass weibliche Jugendliche „Schiss (hobn) alan ham zu gehen“ (TK03: 762-764), „weil s immer solche Dinge hean“ (TK33: 317-321). Das Phänomen habe dazu geführt, dass es ein eigenes Telefonservice gibt, „die ma anrufen kann, der telefoniert mit dir bis du daham bist“ (TK33: 317-321). Es manifestiert sich durch die vielfachen Äußerungen eine im Bezirk Weiz existierende

³⁵ „Das Spaziergehen und Herumziehen der ledigen Weibslente in und ausserhalb der Stadt abends, nach der Betglocke, mit oder ohne Laterne, wird hiermit wiederholt bei Thurmstrafe verboten“ (Tuttlinger Beobachter vom 19.5.1846 zit. n. Ruhne 2011: 185).

Meinung über den öffentlichen Raum als potenzielle Gefahrenquelle für weibliche Personen.

Weibliche Jugendliche beschreiben, dass sie in jungem Alter „*nie auf die Idee kommen*“ (TK47: 608-611) würden in der Stadt auszugehen, außer „*wenn Jungs dabei waren, dann wär s mir egal gewesen*“ (TK47: 608-611). In Aussagen wie: „*mittlerweile bin i do scho söbstbewusster, do hob i ka so a großes Problem mehr, owa ma schaut halt trotzdem, dass ma ned vielleicht in da Nocht beim Bahnhof allan umadumgeht, des sicher*“ (TK22: 101-103), zeigt sich, wie im Zuge des Heranwachsens und der erweiterten Aneignung von Räumen das Selbstvertrauen zunimmt. Deutlich wird dies auch in den Äußerungen einer jungen Erwachsenen, die aus ihrer Praxiserfahrung ein unbekümmertes Fazit zu ziehen vermag: „*I hätt mi [...] nie unsicha gefühlt, also i bin a oft in da Nocht hamgongan und waor nie irgendwos eigentlich*“ (TK39: 198-199). Daraus wird ersichtlich, wie durch die Erweiterung des Aktionsradius und die Eroberung von (Nacht-)Räumen das Selbstbewusstsein wachsen kann und die gesellschaftlich zugeschriebenen Gefahrenquellen entkräftet werden.

Den interviewten Jugendlichen schienen die Vorfälle in der Stadt Weiz im Sommer 2020 teils unbekannt zu sein, teils ihr Leben nicht betreffend. Es findet sich im Forschungsmaterial auch Sorglosigkeit. Eine Gymnasiastin aus Gleisdorf meint: „*i hätt da nie was ghört, dass irgendwo was gwesen wär, weil des hätts in meine 17 Joa, [...] nu nie gebn, des, das i gehrt hätt, do is irgendwer überfalln worden oder irgendwas antan [hätte]*“ (TK04: 381-383). Dem gegenüber steht ein Erleben von Geschlecht im sozialräumlichen Kontext, das - vor allem bezogen auf die nächtliche Raumnutzung – mit Selbstbehauptung und Angstgefühlen einhergeht. Neben zuvor dargestellten unangenehmen Erfahrungen mit älteren männlichen Personen gibt es vor allem Bedenken gegenüber der Sicherheit auf den Bahnhöfen. Inwieweit diese ein Ergebnis oder zum Teil auch die Ursache der Erfahrungen sind, müsste in einer separaten Studie beforscht werden. Es wäre jedenfalls interessant, bestehendes „Wissen“ über Räume und Geschlecht (vgl. Ruhne 2011: 211) tiefer zu hinterfragen.

6.2.4. Mädchenspezifische Bedürfnisse

Im Zuge der Erhebungen wurden teils stereotype Annahmen über die Bedürfnisse von weiblichen Jugendlichen in der Freizeitgestaltung sichtbar. Eine Fachkraft meint zum Beispiel, dass Mädchen es „*gepflegt und sauber*“ (TK05: 386-387) mögen, aber nicht gerne skaten. Auch wurde „*so a Schminksalon*“ (TK33: 312-314) als eine eventuell gute Idee genannt. Es scheint bereits ansatzweise ein Bewusstsein dafür vorhanden zu sein, dass sozialräumliche Gestaltung männliche Handschrift trägt.

„*weil Mädchen jetzt net nur si körperlich betätigen wollen, sondern die wollen einfach mal nur gemütlich sitzen und ratschen, ja, ah, und ich glaub, dass es da mehr solche Kuschelbereiche bräuchte oder Liegestühle*“ (TK05: 371-376).

Zu solchen Vermutungen darüber „*was vielleicht no fehlen würd*“ (TK33: 312-314) kommt es außerdem, weil man eigene Beobachtungen gemacht hat, aber auch, weil man „*schon mal öfter gheat*“ (TK33: 316) hat, dass dem so sei.

„B: Skaten hob i ane no nia gsegn.

I: Wos hot des glabst du für an Grund?

B: Des taugt Mädls glab i net so, des Skaten.

B: I glab a net.

I: Und am Fuaßboiplotz, sand do Mädels?

B: Zuschaun, jo“ (TK45: 299-304).

Vorhandene Stereotype wirken erschwerend auf die Teilnahme von Mädchen an traditionell männlichen Aktivitäten. Erst wenn Mädchen in gemischten Mannschaften auf dem Rasen offensichtlich in Erscheinung treten, können sich Vorstellungen vom „zuschauenden“ Geschlecht verändern und wird das „sameness-taboo“ (Degele 2003: 175) gesprengt. Als Exklusionspraxis in diese Richtung interpretierbar kann ein aus den Interviews stammendes Beispiel verstanden werden: Für Mädchen und weibliche Jugendliche in Albersdorf scheint es aktuell nicht möglich zu sein, sich der Feuerwehr anzuschließen:

„B1: Is oba jetzt in Albersdorf auch so. Es werden seit zwei Jahren keine Mädchen mehr aufgenommen. (B2 und B4: Nicht? Was?! Warum?)

B1: Feuerwehr nicht mehr. Des hot ma a (.) es san genug Burschen.

B5: Des denk i ma“ (TK01: 479-482).

Aus den Kommentaren der interviewten Frauen zu diesem Thema wird tradiertes „Gender-Wissen“ spürbar: *„B5: Jo, oba...B4: Des is wieda wos (...) (auch Gelächter). B5: Do steig i aus. (Gelächter). B2: Des is oba ein Vorurteil. (lacht)“ (TK01: 473-476).* An diesem Beispiel zeigt sich exemplarisch, wie nach wie vor ein existierender Geschlechterdualismus mit Normierungen einhergeht und strukturell wirksam wird. Als Begründung für den Aufnahmestopp werden infrastrukturelle Beschränkungen bzw. die limitierende Rahmung der Vorgaben kolportiert.

„B1: Und es woar donn nit imma so leicht, hobns gsogt a mit Umkleidekabinen etc. B4: Da habns die Auflagen net.

B2: E c h t ?

B1: Mhm. Es woar net leicht. Des hobns vor einem Jahr dann (B2: Aha, des woäß i goa net) Jetzt hobns wieder keine Mädchen aufgenommen. (.) zwischendurch und des er hot gsogt des woar oba (..)

B4: (..) Fußball oda so, dürfen sehr wohl die Mädchen schon mittlerweile (B1: sicher) olls mochn

B5: J o, des is (..) oba Feiawehr, i waß net“ (TK01: 483-489).

Dieses Beispiel aus dem Forschungsmaterial macht „Exklusionspraxen“ (vgl. Bütow et al 2013: 11) männlicher Hegemonie in der Raum- bzw. der Angebotsplanung sichtbar. „Konstruktionen von Geschlecht stehen [...] in engem Verhältnis zu Körperpraxen.“ (ebd.: 10)

Aus den Interviews wird spürbar, dass geschlechtssensible Zugänge noch ausbaufähig wären: *„Was mir so einfallt, was vielleicht no fehlen würd, aber I bin halt ka Frau, i kanns jetzt ned beurteilen“ (TK33: 315).* Es kommt vor, dass Einrichtungen „was [...] für

Mädchen speziell anbieten“ (TK37: 108-110) und überlegt wird „*wie könnte man was gestalten*“ (TK05: 365-366). In den Erhebungen findet sich auch die Anregung, spezielle Angebote nur für Mädchen zu schaffen. Dazu zählen sicherlich Formate pädagogischer Arbeit mit Jugendlichen, welche eine Reflexion von Bildungsprozessen und der Konstruiertheit von Geschlecht ermöglichen.

Aktuell scheint im Bezirk die Annahme vorzuherrschen, dass es für die Beschäftigung mit sozialräumlichen Bildungsprozessen von Geschlecht hinderlich ist, wenn man „*jetzt ned wie a Frau denk(t)*“ (TK33: 315). Diesbezüglich könnte fürs erste Elke Schöns (1999) Vorschlag dienlich sein: Sie empfiehlt eine kleinräumige Vernetzung von Fachfrauen eines geographischen Gebiets, um sich über ihr Wissen auszutauschen und konkrete Projektvorschläge für aktive Mädchenarbeit in die Makroebene zu tragen (vgl. Schön 1999: 202f.).

Bezogen auf die Forschungsfrage, welche geschlechtsspezifischen Bedürfnisse von Jugendlichen im Bezirk Weiz genannt werden, lässt sich festhalten, dass weibliche Jugendliche mehr Raum und Sicherheit wünschen. Das betrifft sowohl die mit den Burschen konkurrierende Nutzung öffentlicher „Spielplätze“, als auch Formen sexueller Belästigung im öffentlichen Raum. Prozesse der Geschlechterkonstruktion mit Jugendlichen zu thematisieren könnte hier ein präventives Vorgehen gegen die weitere Reproduktion von „Angsträumen“ sein. Es stellt sich heraus, dass von jungen Frauen geschlechtshomogene Räume weniger stark gewünscht werden als eine sozialräumliche Trennung von jüngeren Kindern. Dies dürfte für die weitere Angebotsplanung in der Kinder- und Jugendarbeit von Interesse sein, denn auch Fachkräfte scheinen vor formelhaften Vorstellungen bezüglich der Wünsche weiblicher Jugendlicher nicht gefeit. Eine weiterführende Untersuchung geschlechtsspezifischer Zugänge zum Sozialraum könnte darauf fokussieren, auch explizit die Bedürfnisse von männlichen Jugendlichen zu erheben. Das Material zu diesem Forschungsprojekt ergibt zwar sozialräumliche Erkenntnisse zum Aufwachsen von jungen Männern und Frauen. Es finden sich jedoch wenige geschlechtsdifferenzierte Aussagen männlicher Jugendlicher.

6.3. Mobilität

Wie bereits im Kapitel „Raumaneignung im Jugendalter“ dargelegt, findet die Raumaneignung vor allem im Jugendalter gern in motorisierter Form statt und erfüllt das Fahren in einer gewissen Phase einen entwicklungsbezogenen Selbstzweck. Aufwachsen bedeutet, sich mit Mobilität auseinanderzusetzen. Die Lebenswelt erweitert sich für Jugendliche im Heranwachsen durch den Einsatz technischer Hilfsmittel, vom Fahrrad über den Schulbus, das Moped, öffentliche Verkehrsmittel oder ein Auto. Im folgenden Abschnitt werden die zahlreichen Äußerungen der Jugendlichen im Bezirk Weiz bezüglich ihrer Wahrnehmung von Zugängen, Hindernissen und Optionen bezüglich ihrer Mobilität untersucht.

6.3.1. Mobilität als Notwendigkeit

Vor allem Jugendliche am Land machen heute, im Vergleich zu Generationen davor, früher den Führerschein (vgl. Tully 2006: 197). Auch im Bezirk Weiz wird das Interesse daran von den Jugendlichen bestätigt: „Also do in da Umgebung is, glaub i, Führerschein scho wichtig“ (TK24: 108). Dies hängt damit zusammen, dass in einer hochdifferenzierten Gesellschaft die Mobilitätsanforderungen zugenommen haben und für eine Teilhabe an Bildungs-, Arbeits- und Freizeitleben größere Distanzen überwunden werden müssen. Auch im Bezirk Weiz besteht zwischen kleinen, entlegeneren Ortschaften und den Städten des Bezirks bzw. der Landeshauptstadt reger Pendelverkehr für Schüler*innen ebenso wie für Lehrlinge. Auch für die Freizeit müssen häufig Distanzen überwunden werden. Eine Fachkraft aus Ratten beschreibt die Mobilitätsanforderung für ihren Wohnort so:

„najo is kloa, ma muaß scho a bissl weita foahrn wenn ma wos Spezielles, wenn ma moi ins Kino gehen will, ok, des foat ma daun scho mol fost a Stunde des is kloa, des is bei uns natürlich nicht so in der Nähe, oba jo, des so wochst ma auf und des nimmt ma in Kauf“ (TK07: 93-96)

Auch die Jugendlichen aus den Städten im Bezirk scheinen dieses Wissen über die Bedeutung eigenständiger Mobilität für Landbewohner zu teilen:

„Ja vor allem die Leute, die jetzt ned direkt aus Gleisdorf san, aber im Umzugsgebiet, da hat eigentlich fast jeder an Moped-Führerschein“ (TK47: 120-121);

„so wie, waß i ned, irgendwo am Land wohnt, da is dann scho a bissl wichtiger, dass ma den Führerschein und Moped macht“ (TK04: 226-228)

„Von Hofstetten aus, is ma schon angewiesen drauf dass ma a Moped macht“ (TK04: 234-235).

Für die Städte „braucht man’s [Anm.: den Führerschein] eigentlich nicht unbedingt“ (TK04: 236-237), da vieles regional erreichbar ist.

„Also das is in Gleisdorf a ziemlich gut, dass ma da ziemlich zu Fuß gehen kann, weil es halt i würd jetzt sagen nid so weit is, also i kann schon sagen, dass i von mir daham also in ana viertel Stunde zehn Minuten bin i locker wieder am Hauptplatz und somit a überall sonst und deshalb find i is ziemlich cool. Oder wenn i a Radl hab is’s glei no schneller, dann bin i glei no schneller irgendwo drinnen. Das heißt jetzt ned so zwingend, dass ma jetzt schon Führerschein macht oder Moped“ (TK04: 217-224)

Wennd in Gleisdorf wohnst, hosts natürlich zu Fuß supereinfach, besonders jetzt durch die E-Scooter und wos auch immer, do gibt s jetzt so viel Möglichkeiten, also oder Skater, die mitm Skateboard umadumfoahr“ (TK33: 278-281)

Wenn eine Jugendliche aus Gleisdorf zum Führerschein meint, die „meisten machen’s ja trotzdem, aber es war jetzt ned zu 100% nötig“ (TK04: 225-226), drückt das einerseits aus, dass der Erwerb der Fahrberechtigung unter Jugendlichen als wichtige Errungenschaft im Zuge ihrer „Mobilitätssozialisation“ (Tully 2006: 120) im Sinne von „biografischer Handlungsfähigkeit“ (Böhnisch et al. 2009) eingeschätzt werden kann, auch wenn das Leben in der Stadt ausreichend alternative Fortbewegung bietet. Andererseits „erfüllt Automobilität ein Autonomie- und Selbstbestimmungsbedürfnis“ (Tully 2006: 107) von Jugendlichen und ist darüber hinaus ein Statussymbol, welches

einen unabhängigen und lässigen Lebensstil abbildet. Die befragten Jugendlichen finden an motorisierter Mobilität *„ziemlich cool, dass ma ziemlich schnell überall is“* (TK04: 229-230). Besonders für das Aufwachsen am Land haben Studien gezeigt, dass Wege länger und zeitaufwendiger sind als in der Stadt (vgl. ebd.: 144f.). Das großräumige Rausgehen aus den Beschränkungen des Kindesalters hin Richtung horizontalerweiternder Erfahrungen und Vernetzung mit Peers (vgl. ebd.: 120) treibt Jugendliche an. Umso höher ist der Stellenwert für mediale Erweiterung von Freiräumen, wie er u.a. durch den Einsatz von Fahrzeugen erreicht wird.

In den Städten sind Jugendliche auch gern mit dem Fahrrad unterwegs und schätzen die geringen Distanzen (vgl. TK04: 217-224). Allerdings beeinflusst der Straßenverkehr ihr Sicherheitsgefühl: *„Ja, des warad vielleicht schon a bissl a Verkehrsentlastung auf die Art wär schon cool, dass ma auch mal Fahrrad fahren kann, ohne das Angst hast, dass di wer zamführt“* (TK04: 1.119-1.120). Eine Fachkraft aus Gleisdorf begrüßt die Initiative des Landes, *„dass die Radwege in der Stadt verbessert werden und ausgebaut werden. Also des würd i mit den Kindern ebn ahm das kann i sehr begrüßen, dass das passiert“* (TK05: 650-652). Bis es so weit ist, finden die Jugendlichen eigene Strategien im Umgang mit dem starken Verkehr: *„do foa i liawa so aufm Gehsteig“* (TK04: 1.043-1.045).

6.3.2. Unterwegs im Mobilitätssystem

Aus dem Forschungsmaterial lassen sich Einschränkungen der Mobilität für jene Jugendliche ausmachen, die auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen sind: *„owa do is hoid a wieder des Problem mit de Verkehrsmittel“* (TK04: 315). Dabei beziehen sich die Schilderungen einerseits auf die Anreise zur Schule bzw. Arbeit, andererseits auf die Freizeit. Zusätzlich fanden in den Interviews spezielle Verkehrsoptionen des Bezirks wie Jugendtaxi, WASTI und SAM Erwähnung durch Jugendliche und Fachkräfte.

6.3.2.1. Öffentlicher Nahverkehr für Arbeit und Schule

Für Lehrlinge scheint die Verwendung eines Privatfahrzeuges für die Anreise zum Arbeitsplatz die sicherere Wahl. Ein jugendlicher HTL-Schüler meint über seine Freunde, die bereits arbeiten und mit dem Auto pendeln: *„Ähm weil sie eben pünktlich zur Orbeit müssen, die kinnan sies eben ned leisten, dass sie zum Beispiel a hoibe Stund aufn Bus woatn, hin- und zruckfoahn“* (TK23: 77-78).

Auch Schüler*innen kennen die Schwierigkeiten des Schulwegs, die mit den öffentlichen Verkehrsmitteln in Zusammenhang stehen. Eine Schülerin aus Anger muss täglich nach Naas-St. Martin in die Fachschule für Land u Ernährungswirtschaft und stellt fest:

„Bei mir is eher relativ schlecht mit da Busverbindung, weil i muass jo 1x umsteign in Weiz beim Bundesschulzentrum. Des geht se holt mit da Busverbindung net gonz aus, des geht's auf Minut auf Minut dassdn Bus zB. nach Naas dawischt [...] I geh holt donn meistns obi und foahr holt mitn zweitn Bus, oba des is holt net so lustig wennst jetda zspot donn kimmst, oba kann ma nix mochn.“ (TK46: 323-326)

Schüler*innen, die in Gleisdorf leben, sind Probleme ihrer Kolleg*innen, die von außerhalb kommen, in Bezug auf die Anreise zum Schulstandort bekannt:

„wohnt glaub i in Sankt Marain oder so und da fahrn vielleicht sechs Busse am Tag und dann, wenn es dann einmal heißt, okay, früher Schul aus, kann sie zwei Stunden auf den Bus warten und das ist zumindest Graz, Gleisdorf richtig richtig guat ausbaut, da fahrn teilweise alle paar Minuten a Bus“ (TK04: 138-141)

„Wir haben zum Beispiel an Mitschüler, der fährt erst mal mitm Moped a halbe Stunde zur Bushaltestelle und dann kommt erst der (.)“ (TK47: 126-127)

Die Verbindung zwischen Graz und Gleisdorf wird als positiv hervorgehoben, aber bereits die Verbindungen zwischen den Städten Gleisdorf und Weiz lassen zu wünschen übrig, wie eine junge Erwachsene aus Weiz darstellt:

„Jo, i glab jetzt hobnses vül besser getacket, so, so holbe Stund, oba holt a hauptsächlich so für die Schüla unta da Wochn, weil am Wochenende, do kummt net amol von Gleisdorf noch Weiz um a gewisse Zeit irgendwie, oiso des is schon no recht dürftig, oder wennst irgendwo auf da Olm wohnst, also so Teicholm und de Richtung, des is glaub i, net so...“ (TK39: 185-188)

Auf die in dieser Aussage erwähnten Auswirkungen unterschiedlicher Fahrpläne werktags und am Wochenende bzw. außerhalb der Schulzeit soll im nächsten Unterkapitel eingegangen werden. Für Jugendliche aus Dörfern ist es nicht selbstverständlich, dass eine attraktive Verbindung mit den öffentlichen Verkehrsmitteln existiert. Mehrmaliges Umsteigen, geringe Intervalle und unzuverlässige Abfahrtszeiten gehören zum Pendelalltag:

„vor allem hab ich das gemerkt wie ich dann öfters nach der Schule heimgekommen bin und da war es so: ich steig aus dem Zug aus, ich geh vor und zwei Minuten später nach der Ankunft sollt eigentlich a Bus wegfahren, der genau die eine Station bis zu mir nach Hause fährt und ich glaub von den zehnmal, von denen ich da gwartet hab, is er glaub ich einmal kommen, und sonst ist der einfach nicht kommen“ (TK04: 213-214).

Weiz als bedeutende Schulstadt *„is so quasi direkt im Zentrum. Also ma hat wirklich guate Busverbindungen“*, findet ein Schüler aus Birkfeld. Die große Schar an Schüler*innen scheint dabei teilweise für die Betreiber eine Herausforderung darzustellen. Unter Pandemiebedingungen lesen sich folgende Ausführungen noch einmal problematischer:

„B3: Ich mein nur, weil wenn man in den Zug einsteigt, merkt man auch voll, dass richtig viele Kinder da in Weiz sind, weil der Zug ist dann wirklich voll.“

B1: Des is mit die Busse a so. Monchmol müassn welche do bleibn, weil ka Plotz mehr is.

B3: Ja, aber das find ich jetzt richtig arg, am Dienstag und gestern, is wirklich so ein kurzer Zug gekommen und am Montag bin ich halt auch mit dem g'fahrn und ich bin halt am Dienstag auch mit dem g'fahrn und es sind richtig viele Leute so im Gang g'stand, weil man dann anfoch kan Plotz mehr hot.“ (TK23: 10-16)

Aus den Äußerungen entsteht das Bild, dass Schüler*innen durchaus nicht selbstverständlich damit rechnen können, nach Schulende unmittelbar eine Verbindung

nach Hause vorzufinden. Sie sind daher auch manchmal gezwungen, länger als geplant am Schulstandort auszuharren: *„Und zwar, die Busverbindungen sind nicht so wirklich das Beste, was man sich wünschen kann. Deswegen sind wir mehr oder weniger gezwungen, länger in Weiz zu bleiben“* (TK08: 58-61).

Auch Schüler*innen aus Ratten, die nicht in die Mittelschule gehen bzw. die Oberstufe besuchen, scheinen, wenn sie auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen sind, Einschränkungen ihrer Mobilität zu erleben. Eine Mutter aus Ratten erlebt es so: *„I man des is sicha's große Problem auch für Schüler, die amoi draußen san aus der Mittelschule, Öffis sehr schwierig, oiso wennst zwei Mal am Tag nach Weiz foahn kaunst und zruck is scho sehr guat. Oiso de miassn oft laung auf'n Bus woatn“* (TK07: 140-143).

Im Fall von Familien mit mehreren Kindern, die in entlegenen Siedlungen leben, wie zum Beispiel Landwirt*innen, kann sich an der Qualität der Anbindung zu den umliegenden Gemeinden und Städten entscheiden, welche Förderung der Interessen der Kinder in ihrer Freizeit möglich ist oder nicht. Eine kleine Veränderung der Fahrstrecke eines Busses kann einzelne Familien komplett abschirmen:

„Aber as wia bei der Familie waß i ebnd, weil do woar i bei dem Treffn dabei bei da, beim mmh, ah, Schulbus..Dilemma, des heuer im Herbst woar und de donn wirklich gsogt hobn: „Wir hobn koa Zeit..das ma de Kinder jetzt Musikschole etc. bringen. De miass ma jetzt obmödn“ (TK01: 667-670).

Für manche Gebiete stellen Schulbusse die einzig funktionierende öffentliche Anbindung dar. Ein männlicher Jugendlicher erklärt, weshalb er mit dem Auto unterwegs ist: *„Bei mir is's schwer öffentlich. Bei mir foahrt nit wirklich wos von Mortantsch umma. Von da Schul weg scho, oba wo i wohn, weita drinnen, foahrt ka Bus. Außer der Schulbus [...] Schulbus geht scho, jo“* (TK45: 285-287).

Die Angaben eines Schülers aus Birkfeld, der in Weiz zur Schule geht, machen den Unterschied der Nutzung eines öffentlichen Verkehrsmittels versus privatem Fahrzeug für den Schulweg deutlich. Auf die Frage, wie weit Birkfeld entfernt ist, meint er: *„Na des is mim Bus 50 Minuten, mim Auto 20, 25, also“* (TK23: 10-11). Die Anreise verkürzt sich für diesen Jugendlichen um die Hälfte der Zeit, wenn er mit seinem Auto nach Weiz kommt.

Das ist einer der in den Interviews genannten Gründe, warum Jugendliche den Schulweg mit dem eigenen Fahrzeug bestreiten: *„Des Problem dabei ist, für einige gibt es nit wirklich gute Alternativen. I man, es gibt sie, aber für manche is es anfoch leichter, sie kurz in a Auto zu setzen als 40 min in an Bus. Und es gibt a Zeiten, wo man holt doch a Viertel oder holbe Stund aufn Bus oder Zug worthn muass und mitn Auto bist in ana halb Stund daham“* (TK13: 33-34).

Gelungene Mobilität versorgt das Bedürfnis nach selbstbestimmter Bewältigung einer Anforderung, wie es zum Beispiel der Schulweg darstellen kann. (vgl. Tully 2006: 197). Im Bezirk Weiz scheint ein entsprechender Wohlstand gegeben zu sein, der es nicht nur arbeitenden Jugendlichen, sondern auch Oberstufenschüler*innen ermöglicht, dafür ein Auto zu verwenden: *„Ähm wenn i schau in da Klass zum Beispiel oder so, hot ungefähr a Drittel a Auto, allgemein im Freundeskreis, da die meisten scho orbeiten oder so, hom*

die natürlich a Auto, miassen zur Orbeit foahn, pendeln“ (TK23: 71-73). Die hohe Zahl der Selbstfahrer*innen wird in der morgendlichen Rushhour auch für Schüler*innen spürbar: „Es is vül Stau. Wenn man do her mitn Auto foahrt in der Früh in die Schul“ (TK24: 44-45). Auch ein zweiter Schüler bestätigt das: „Do is in da Früh wirklich, do brauchst so long eina, weil jede Ampl anfoch rot ist und es staut scho so zurück dassd kaum no in die Kreizung einifoahrn konnst weil schon olls zruckstaut (TK24: 46-47). Das Mobilitätsverhalten der Schüler*innen hat Auswirkungen auf die schulische Infrastruktur des Bundesschulzentrums: „Die Schülerparkplätze sind immer überfüllt und a oben machens jetzt an Schranken hin, wo man Eintritt zahlt, weil sie die Leute dazu bewegen wollen, dass sie net mit dem Auto herfahrn (TK13: 29-31).

Die Jugendlichen betonen den Zeitgewinn, der durch die Verkehrsmittelwahl Moped oder Auto erreicht wird. Der Zeitverlust durch Staus wurde von den Jugendlichen in den Interviews nicht erwähnt und es kann vermutet werden, dass dieser noch nicht zur Gänze bewusst geworden ist. Aus den Interviews lässt sich auch herauslesen, dass für geringe Distanzen auch gern das Fahrrad verwendet wird. Gleichzeitig wird ein Bild der Versorgungslage durch öffentliche Verkehrsmittel sichtbar. Die öffentlichen Verkehrsanbindungen im Bezirk, die es den Schüler*innen ermöglichen sollen, die Schule ihrer Wahl zu besuchen – der „Schulbus“ bzw. die entsprechenden Zugverbindungen – scheinen schwerpunktmäßig gut ausgebaut, auch wenn aus dem Forschungsmaterial diverse Unzulänglichkeiten auszumachen sind. Eine Fachkraft aus einer ländlichen Gemeinde meint dazu: „Sobold die Schulbusverbindungen follt, bist du eigentlich als Jugendlicher oarm“ (TK01: 665). Im folgenden Unterkapitel wird dementsprechend dargestellt, wie Jugendliche die Verbindungen außerhalb der Schulzeiten erleben.

6.3.2.2. Öffentlicher Nahverkehr für die Freizeit

Während es für die An- und Abreise zur Schule oder Ausbildungsstätte vergünstigte Angebote gibt, gilt dies für die Freizeit nicht: „Ja a Busverbindung is schon, owa Schwoazfahren kann ma ned und manche hom halt a ka Göd und wenn man Bus verpasst, muss ma halt a Stund aufn nächsten warten“ (TK35: 31-33). Der Kostenaspekt wird umso schwerer ins Gewicht zu fallen, als die Intervalle dem Bedürfnis der Jugendlichen nach selbstbestimmter Mobilität nicht entsprechen.

Die Interviews zeichnen ein Bild öffentlicher Verkehrsverbindungen, die einer autonomen Planung der Freizeitaktivitäten Jugendlicher entgegenstehen. Das hat einerseits mit an den Wochenenden nicht existierenden Verbindungen zu tun: „weil zum Beispiel Sunntogs foad ka anziga Bus“ (TK04: 315-316). Eine Jugendliche, deren Freundeskreis in Graz lebt, gibt an, diese aus Mangel an Mobilitätsoptionen hauptsächlich online zu treffen. Werktags sei sie mit dem Besuch der HTL ausgelastet und „das ist halt blöd bei mir: Am Wochenende kommen fast keine Busse vorbei. Deshalb. Wenn ich das wünschen kann, will ich das auch“ (TK10: 71-76).

Andererseits beklagen die Jugendlichen, dass die öffentlichen Verkehrsmittel vermehrt tagsüber fahren, während „also so die Fortgehzeit [...] eigentlich goa ned bedacht (wird)“ (TK04: 177).

Somit können sie vor allem am späten Abend bzw. nachts nicht auf öffentliche Anbindungen zählen.

„Da is halt wirklich so am Vormittag, am Nachmittag, da kommt man halt super rein, aber halt so über die Nacht hinweg, also entweder fährt man so um 11 halb 12 heim oder ma muss si halt irgendwas überlegen, was ma dann halt angeht, dass ma da bis fünf halt wieder in der Früh den ersten“ (TK04: 179-182).

Dieser Umstand scheint für manche Verbindungen in entlegene Dörfer schon früher am Nachmittag zuzutreffen: *„weil wennst am Land wohnst zum Beispiel, foahrt hoit nur amal da Bus und des um halb 5, (.) im Summer chillst halt gern mal bis 21 Uhr“ (TK33: 287-288).*

Weiz Stadt bietet viele Optionen zum Ausgehen, ganz im Gegenteil zur Stadt Gleisdorf. Vor allem für die Jugendlichen aus Gleisdorf gilt: *„also do in Gleisdorf söwa gibt's relativ wenig zum Fuatgehn, des haßt, die meisten gehen dann nach Weiz oder nach Graz oder nach Feldbach“ (TK47: 153-155).* Laut den Schilderungen der Jugendlichen sind Lokale in der Region auf den Routen der Busse nur mangelhaft durch eine Haltestelle berücksichtigt.

„Ja i glaub was a nu so a Problem is mit de Verkehrsmittel und so zu die Fortgehmöglichkeiten is halt so es gibt jetzt ned wirklich Haltestellen ba de Lokale meistens und dann i waß ned ab und zu is des halt wenn ma in irgendwas klaneres also in a klaneres Dorf einifahrt wo es halt a a Fortgehlokal gibt, dann gehst halt a amal zwa Kilometer oder so zu dem Lokal hin, und des is halt dann a wieder zach weil i waß ned, hat eigentlich a ned jeder Bock drauf und dann müssen wieder die Öltarn wen hinfian und des is halt dann a a bissl ungut“ (TK04: 200-206).

Die Auswirkungen der geringen öffentlichen Verbindungen am Wochenende und in der Nacht bekommen die Jugendlichen unmittelbar zu spüren: *„von eins bis fünf in der Früh, was machst denn da, da is dann ned so lustig vier Stunden im Finstern irgendwo sitzen und halt nix tun“ (TK04: 184-186).* Eine erwachsene Frau erinnert sich lachend an diese abenteuerlichen Nachtstunden und kontert auf den Wunsch, mehr Lokale im eigenen Ort zu haben: *„Donn hot man die legendären Heimwege nicht“ (TK01: 547).*

Es kommt aus den Schilderungen der Jugendlichen zu Tage, dass sie für ihre Mobilität zu diesen Zeiten Unterstützung benötigen. Diese erbitten sie zum Teil von ihren Eltern, was dem Wunsch nach autonomer Bewegungs- und Entscheidungsfreiheit entgegenläuft und auch für die Eltern eine zusätzliche Anforderung darstellt.

„wenn wir wo hingehen wollen, müssen wir halt fahren mit dem Auto irgendwohin, und das ist halt irgendwo blöd, weil ma halt immer Eltern fragen muss ja führt uns wer hin, holt uns wer ab und dann heißt's wieder Ja aber sie wollen ned so spät autofahren und das ist dann immer a bissl a Diskussion vor allem halt ja“ (TK04: 46-50).

Stimmen die Routen und Intervalle des öffentlichen Verkehrsnetzes nicht mit den Bedürfnissen der Jugendlichen überein – insbesondere in der Freizeit – hilft familiärer Zusammenhalt. Die Jugendlichen bleiben jedoch nicht passiv, sondern organisieren sich. Aus dem Vorleben der Eltern lernen Jugendliche das Mobilitätskonzept „Fahrgemeinschaft“ kennen: *„also zumindest bei mir san meistens die Eltern gfoahn oder ma hat sies mit andere Eltern von Freunden ausmacht, dass a Partie hinfahrt, a Partie wieder zruck“ (TK47: 155-157).*

Viele Jugendliche, wie im vorhergehenden Kapitel dargestellt, besitzen den Führerschein und können auf ein Fahrzeug zugreifen. Somit scheint sich für Jugendliche aus Dörfern dieses Konzept zu bewähren: „Ähm also dadurch, dass i in Birkfeld bin und meistens eben nach Weiz gehen muss für so was, foah i meistens mit an Kollegen mit, also do hom ma so interne Fahrgemeinschaften“ (TK23: 52-54). Auch zwei junge Erwachsene aus Anger scheinen beim Ausgehen diese Strategie weiter beizubehalten: „hiaz eigentlich vermehrt a nu so, wenn i so nochdenk, dass ana foah“ (TK38: 161).

6.3.2.3. Innovative Angebote im öffentlichen Nahverkehr

Im Bezirk Weiz gibt es neben gewohnten Bus- und Bahnverbindungen zusätzliche Verkehrsoptionen. Wie Jugendliche diese Angebote beschreiben, soll in diesem Abschnitt gesondert vorgestellt werden.

Die Stadtgemeinde Gleisdorf reagierte vor der COVID19-Pandemie auf Verbindungsprobleme der Jugendlichen zu einer beliebten Diskothek mit einem Jugendtaxi, welches über das Jugendreferat gefördert wurde.

„Also i waß auf jeden Fall, dass es bei unserer Gemeinde aus so a Aktion gebn zum Beispiel in in in Ilz gibt’s die Tenne, was ein ziemlich beliebtes Fortgehlokal is und es hat amal so a Aktion gem, dass da samstags immer a gewisse Uhrzeit, i glaub so Neune ist dann a Buss gefahren, oder a Auto, je nach dem wie viel Leute sich da halt vorher gmöldet ham ja und dann waß i ned um zwa oder um drei in der Fria is er dann wieder zruckgfahrn nach Gleisdorf. I waß aber ned, ob des jetzt nu aktuell is oder, das steht zwar auch auf der Homepage oder so i waß ned inwiefern das jetzt. I man jetzt sowieso ned aber generell aber, i man des fänd i schon anmal an coolen Ansatz und wenn des halt irgendwie no ja irgendwie vermehrt werden könnte wär das schon ziemlich cool, weil wie die [...] gsag hat: Immer mit di Eltern und so, is es wirklich schwierig, da irgendwo hinzukommen“ (TK04: 51-61).

Laut einem Telefonat mit einem Fahrer des Reisebüros (vgl. GP03) sei das Service gut angenommen worden. Einzige Schwierigkeit habe für die Jugendlichen darin bestanden, die vereinbarte Abholzeit bei der Disco einzuhalten. Das Jugendtaxi fuhr um 21 Uhr vom Busbahnhof Gleisdorf ab zur Ilzer Tenne. Die Rückfahrt wurde während der Fahrt mit den Fahrgästen vereinbart. Bei großem Andrang, wurden zwei Abholzeiten angeboten, ansonsten nur eine. Endstation war wiederum der Busbahnhof Gleisdorf. Bedeutsam bezüglich einer durch das Service gewonnenen Unabhängigkeit erscheint die Tatsache, dass für viele Jugendliche ab Busbahnhof Gleisdorf eine Weiterreise im Elterntaxi nötig war.

Aus den Interviews mit Gleisdorfer Jugendlichen kommt auch heraus, dass das Jugendtaxi nicht allen gleichermaßen bekannt zu sein scheint: „und von so einem Partybus [...] hab ich auch einmal was ghört, aber irgendwie ich hätt nie gewusst wo ich da den Kontakt dazu find, ob ich da einfach anrufen kann und sag ich will da mitfahren oder so irgendwie. I glaub das ist a bissl zu wenig hat si das rumgesprochen“ (TK04: 67-70).

Im Mobilitätssystem des Bezirk Weiz finden sich zwei weitere Initiativen für öffentlichen Nahverkehr: Das Sammeltaxi WASTI in der Stadt Weiz und das Sammeltaxi SAM im

Großraum Oststereirmark³⁶. Aus den Interviews kommt hervor, dass die Jugendlichen dieses Angebot wenig beachten: „*Es gibt zwar, den WASTI gibt's, den wosd anrufen kannst und der wos di do eben in gonz Weiz hin- und herchauffieren kann, owa den hob i a nu nie benutzt*“ (TK20: 70-72).

Auch hier scheint der frühe Führerschein-, Auto- bzw. Mopedbesitz eine Rolle zu spielen. Wer motorisiert ist, muss sich weniger den Zwängen von Fahrplänen beugen. Besteht die Wahlmöglichkeit, greifen Jugendliche auf die individuelle Option zu:

„I hab s a paar Mal verwendet, aber jetzt in letzter Zeit jetzt hob i hin und wieder s Auto von meiner Oma und sonst [...] wenn i unterwegs bin, foah i Moped oder geh zfuß und wenn i holt außerhalb wo hin muass, wos relativ selten der Fall is (und wennst sunst nix hast .) fahr i mim SAM“ (TK47: 134-137)

Auch der Lebensstil, der mit Mobilität verbunden wird, wird für PKW und Sammeltaxi unterschiedlich bewertet: „*so wie i des mitkriagt hob, wird des eher von die ölteren Leite, die Pensionisten (benutzt)*“ (TK20: 75-76).

Als ein weiterer Grund für die geringe Nutzung werden von Jugendlichen auch die Fahrzeiten genannt:

„B2: Ja, also i find s eigentlich a ganz praktisch zu nutzen, s einzige, wos a bissi schad is, dass es relativ früh am Abend, um acht oder neun.

B3: Unter der Woche geht's eh bis 12. Somstog, Sonntag geht's bis acht.

B2: Ja. Ja, genau. Dort wo ma fuatgeht, wenn s dann halt nur bis 8 geht, es is halt a bissi schad, aber sonst is es so a echt lässiges Angebot, ziemlich billig und sehr (..)“ (TK47: 139-144).

Fachkräfte äußern ebenfalls ihre Wahrnehmung, dass Jugendliche diese Angebote wenig nutzen (vgl. TK01) und versuchen teilweise hier durch mehr Informationen einzuwirken: „*es brauchat eh afoch do (.) weiß ned, Aufklärungsarbeit (lacht) oder i waß ned, wie man des denen denen schmackhaft machen kann, wia hobms eh probiert schon Info (gmocht .) und so, oba .. weiß ned*“ (TK37: 241-243).

Mit mehr Information via Kanälen, die Jugendliche nutzen, könnte die Bekanntheit bzw. eine veränderte Wahrnehmung des WASTI und des SAM erhöht werden. Interessant aus Perspektive von Jugendlichen wären z.B. Verbindungen für den Diskothekenbesuch. Sich stärker an den Bedürfnissen der jungen Menschen zu orientieren wäre auch für die Fahrpläne des öffentlichen Nahverkehrs wünschenswert. Mobilität ist auch abends und am Wochenende ein großes Thema für Heranwachsende. Die Jugendlichen zeigen sich prinzipiell von der Idee alternativer Mobilitätskonzepte nicht abgeneigt: „*i man, des fänd i schon anmal an coolen Ansatz und wenn des halt irgendwie no ja irgendwie vermehrt werden könnte wär das schon ziemlich cool, weil [...]*

³⁶ „Seit 10.01.2020 sorgt SAM in 61 Gemeinden der Oststeiermark für flächendeckende und leistbare Mobilität und bietet den Bewohner*innen der Oststeiermark die Möglichkeit, eigenständig und selbstbestimmt mobil zu sein. SAM stärkt vor allem die innerörtliche Erreichbarkeit der Gemeinden und ergänzt den bestehenden öffentlichen Verkehr. SAM ist kein klassisches Taxi, sondern fährt dort, wo kein Bus oder keine Bahn fährt bzw. fährt dann, wenn Bedarf besteht. SAM schließt somit die Lücken im ÖV und bietet leistbare Mobilität für ALLE“ (<https://istmobil.at/istmobil-regionen/sam/>; 30.01.2022)

immer mit di Eltern und so, is es wirklich schwierig, da irgendwo hinzukommen“ (TK04: 58-61). Im Sinne der Nachhaltigkeit könnte überlegt werden, Jugendliche in die Entwicklung zukünftiger Angebote einzubeziehen. Dadurch wäre auch der Zugang zu den passenden digitalen Räumen erleichtert, in welchen diese in der Folge mit entsprechender Breitenwirkung beworben werden.

Mobilität ist für Jugendliche eine Anforderung bezüglich gesellschaftlicher Teilnahme und gleichzeitig der Weg zu Freiräumen (vgl. Deinet 2015). Beides gestaltet sich für Jugendliche entsprechend der zur Verfügung stehenden sozioökonomischen Lage und sozialräumlichen Strukturen. Aus dem Forschungsmaterial lässt sich erkennen, dass für die Jugendlichen im Bezirk Weiz die Option der privaten motorisierten Fortbewegung erstrebenswert und zu einem guten Teil auch möglich ist. Die Verwendung des Fahrrads beschränkt sich auf die Bewältigung kurzer Distanzen, wird aber besonders in den Städten als vom Autoverkehr beeinträchtigt beschrieben. Öffentliche Verkehrsmittel werden von den Jugendlichen vor allem für den Schulweg verwendet und haben im Bezirk für die regionale Anbindung eine hohe Bedeutung. Aus den Schilderungen geht hervor, dass die Jugendlichen auch nachts und am Wochenende mit Bus und Bahn unterwegs sind, Elterntaxi bzw. Fahrgemeinschaften jedoch vorziehen. Für die Überwindung von Distanzen bedienen sich Jugendliche neben Fahrzeugen auch digitaler Medien, wenn es um die Mobilitätsanlässe und Planung geht. Im folgenden Kapitel werden die aus dem Forschungsmaterial stammenden Äußerungen über die Wahrnehmung technikbasierter Räume vorgestellt.

6.4. Virtuelle Räume

Die Jugend heute, Generation „OnLife“ (Großegger 2019), wächst in einer mediatisierten Welt heran. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, neben der gegenständlichen Lebenswelt auch nach den Para-Räumen (Herrenknecht 2009), den nicht konkreten Sozialräumen der Jugendlichen zu fragen. Entgegen einem binären Denken, welchem der Bewegung in der konkreten Umwelt höhere Bedeutung zuweist als den Eskapaden in virtuelle Simulationen (vgl. Tillmann 2014: 274), lässt sich feststellen, dass die vielfältigen Raumbezüge der Jugendlichen in enger Verbindung zur physischen und sozialen Realität stehen. Virtuelle Angebote werden von Jugendlichen beinahe wie selbstverständlich angeeignet und zu relevanten Räumen für „aktuelle Formen der Identitätsarbeit [...], Sozialraumaneignung [...], Partizipation [...] und heutiges Spielverhalten [...]“ (ebd.: 275).

6.4.1. Exklusive digitale Sozialräume Jugendlicher

Welche Räume bzw. Anwendungen von Jugendlichen besonders genutzt werden, und welchen Einfluss die eigene Identität darauf nimmt, kann aus einer Außenperspektive kaum festgestellt werden (vgl. Pirker 2009: 100). Aufgrund des spielerischen Umgangs der heutigen Jugend mit den technischen Angeboten des Internets unterliegt ihre Bewegung keinen Beschränkungen. Während gestern diese Kommunikationstechnik hip war, sind heute schon die meisten zur nächsten Anwendung gewechselt und werden

parallel weitere entdeckt und ausprobiert: „*Oisi Facebook is vielleicht grad no so für Veraunstoltungen oda vielleicht hin und wieder für Memes [...] , aba ansunstn is Facebook für Jugendliche tot*“ (TK03: 621-623).

Erwachsene vollziehen die Digitalisierung nicht im gleichen Tempo und mit einer ähnlichen Dringlichkeit, wie die jüngere Generation: „*Und es kann a 50-Jähriger jetzt ned sopen, weil der kennt des ned, was dua i des, was is Insta? Oder was is a Tablet? Konn i da meine Tomaten drauf schneiden*“ (TK33: 357-361).

An einem Ort können gleichzeitig mehrere Räume existieren (vgl. Löw 2001: 266). Dabei haben nicht alle Anwesenden automatisch an allen Räumen bzw. technisch vermittelten Beziehungen teil, wie die Beobachtung einer Mutter zum Ausdruck bringt: „*also wenn ma daneben sitzt, die lachen und kudern und und, jo, ganz ganz org, wies do is*“ (TK05: 464-465).

Auch Fachkräfte finden ohne der Hilfe von Jugendlichen keinen Zugang in diese digitalen Welten.

*„Digital spielt sich eine wichtige Lebenswelt für Jugendliche ab, weil diese „geheim“ ist und Erwachsenen keinen derartigen Zugang haben – es kann eine eigene „Jugendwelt“ geschaffen werden. Auch Jugendarbeiter*innen steigen bei diesem Thema teilweise aus, sie wissen vieles nicht und können diese Welt nicht wirklich nachvollziehen“ (VA01: 153-157).*

Für die Praxis der Fachkräfte ist es relevant, die Jugendlichen in ihren technikbasierten Räumen zu erreichen, denn „*digitale Welten san definitiv a Lebenswelt von Jugendlichen*“ (TK03: 476-477). Dafür bemühen sie sich, die aktuellen Lieblingsräume ihrer Klient*innen zu kennen und entsprechend zu nutzen:

„Oiso wia hobn des jetzt a poa Moi eigentlich ghobt, dass die erste Frage mol auf Tellonym kumman is und wia do daun auf diesen Tell geantwortet hobn mit: „Is a bissi a komplexes Thema (B1 lacht) am bestn möldst di moi auf Whatsapp oda Insta.“, und sie mochn des daun a“ (TK03: 628-631).

Um hier Anschluss zu finden, ist es ratsam, Jugendliche als Akteure miteinzubeziehen, denn in der „*Subkultur Internet*“ (TK37: 70) ist Erwachsenen, oft „*gar nicht bekannt, was es da alles gibt, ah, oba jo, die Jugendlichen kennen si do natürlich sehr gut aus*“ (TK05: 470-471).

6.4.2. Effektive Vernetzung

Für Jugendliche ist es durch Social Media Plattformen „*a viel afocher geworden*“ (TK33: 486-487) sich zu vernetzen und zu organisieren. Das hängt zum einen mit dem hohen Stellenwert und der starken Nutzung des Smartphones zusammen: „*Also in meiner Freizeit schaue ich das Handy und unternehmen in der Familie tue ich nicht so viel*“ (TK10: 39-40). Zum anderen befinden sich Jugendliche in einer Entwicklungsphase, in welcher der Austausch mit Gleichaltrigen und die Erweiterung des Handlungsraums eine große Rolle spielen. Dabei scheinen für die Heranwachsenden spürbar Limitierungen des Kindesalters wegzufallen: „*Man darf halt voll viel mehr. Insgesamt ist man*

wahrscheinlich anfoch reifer für einige Dinge. Man geht Dinge nit mehr so kindisch an“ (TK13: 35-36)

Die besondere Bedeutung von Netzwerken ist den Jugendlichen bewusst. Dabei zählt nicht nur die Zahl der Kontakte. Es geht auch darum, über Aktivitäten in ihrem Sozialraum informiert zu sein. Männliche Jugendliche erleben die Kommunikation in den Social Communities im Vergleich zu weiblichen Gleichaltrigen teilweise als anstrengend (vgl. Kapitel „Technikbasierte Sozialräume“) wie auch ein Jugendlicher bestätigt: *„mittlerweile muasst scho ois immer posten, des muasst ongeh, des muasst essen und do muasst sei“* (TK38: 83-84).

Social Media erreicht junge Menschen in ihren vielfältigen Sozialräumen. Es zeigt sich an den Effekten, die Veröffentlichungen über virtuelle Kanäle auch auf die konkrete Lebenswelt haben, dass die digitale und reale Welt für die Jugendlichen untrennbar miteinander verbunden sind: *„do san's a imma voll Flamme dabei“* (TK03: 220-221)

„Wir machen zum Beispiel, a super Beispiel is des Parkfest in Gleisdorf, des is a Legende [...] Und des wird owa nur vo Jugendliche organisiert, aufgebaut, obgrechnet, also wirklich alles von (.) bis zur Planung bis zum Schluss, des mochen nur Jugendliche. Helfen tun nur Jugendliche, erreichen tun wir des über Social Media Plattformen, durch Mundpropaganda, alles Mögliche“ (TK33: 476-484)

Internetplattformen, die junge Menschen ansprechen, können breitenwirksam eingesetzt werden, um gezielt Information und Teilnahme zu erreichen: *„Am besten ist es zur Vorbereitung, vorher schon mit den Jugendlichen/ Stammpersonen miteinbeziehen und das Projekt bewerben. Beiträge teilen macht auch vieles aus“* (AK02: 213-215). Über kleinere einzelne Websites, zum Beispiel einzelner Träger oder Vereine, sind sie jedoch weiterhin *„sehr schwer zu kriegen“* (AK02: 216).

6.4.3. Digitales Gruppengefühl

Aus den Interviews mit den Jugendlichen kommt heraus, dass ihre Aktivitäten in virtuellen Räumen zumeist mit aus dem realen Leben bekannten Personen verbunden sind. Sie beschreiben, wie sich die Gruppen zusammenfinden: *„Jo, olso, ma hot scho neiche Leit kennenglernt do und do homma holt Nummern austauscht und a Gruppe gebildet und donn schreiben ma holt eini wer Zeit hot und de wos Zeit hobn kumman holt und die ondan vielleicht passts holt nächstes Mo“* (TK28: 102-104).

Mediale Kommunikationstechniken werden genutzt, um aus dem eigenen Jugendzimmer eine „gemeinsame“ Freizeit zu ermöglichen: *„man kann soiche Plattformen wie Discord verwenden und des is glaub i a sehr weit verbreitet, dass ma durt afoch mit seine Kollegn und mit seine Freunde afoch mol poa Rundn oda so spült“* (TK02: 99-102)

Die persönlichen Kontakte und das Treffen in physischer Präsenz lassen sich dadurch nicht ersetzen und vor allem nach Pandemiezeiten mit Lockdown und Distance Learning zieht es Jugendliche vermehrt nach draußen um „außerhalb der eigenen vier Wände und in Peerkulturen eingebunden unterwegs zu sein“ (Institut für Jugendkulturforschung: 6). Für Fachkräfte manifestierte sich in dieser herausfordernden Zeit das Potential der

virtuellen Sozialräume. Es gibt im Bezirk Beispiele dafür, wie unter Bedingungen der Isolation die Interaktion Jugendlicher aufrechterhalten werden konnte. Eine *„Freizeitgruppe von sechs Leuten (wurde) im Lockdown mit Challenges gerettet. Die haben sich online getroffen und Challenges ausgemacht. Das war aber eine fixe Gruppe“* (AK02: 217-219).

Wie stark Nähe und Distanz der Beziehungen in digitalen Welten mit den konkreten sozialräumlichen Modalitäten zusammenhängen, zeigt sich daran, dass man die *„Connections [...] irgendwie in Vereine oder Gruppen (kriegt)“* (AK02: 222). Unter diesen Bedingungen können in virtuellen Gemeinschaften aber auch Dynamiken von Ungleichheit entstehen. Das kann auch in virtuellen Räumen bei der Frage nach Mitgliedschaft beginnen bzw. enden: *„Ihr System funktioniert richtig gut, lassen aber ungerne wen hinein, der nicht bei der Landjugend ist“* (AK02: 223-224).

Zugangsbarrieren oder Ausschlussmechanismen sind Mechanismen der Segregation, die auch in technikbasierten Sozialräumen existieren. Darüber hinaus verleitet die technische Option der anonymen Beteiligung zu unreflektierten Formen emotionalen Ausdrucks: *„zum Beispül imma wieda Tells vo Tellonym geteilt weadn, wo sie beschimpft weadn oda obagmocht weadn“* (TK03: 508-509). Derartige *„mediale Einflüsse“* (AK03: 119) auf den Umgang miteinander vermuten Fachkräfte als Ursache für auch im analogen Jugendleben schwindenden Gruppenzusammenhalt: *„Sie fühlen sich nicht einer Gruppe zugehörig, sobald was nicht passt, wechselt man die Gruppe; es gibt wenig Konfliktlösepotential. Wenn es schwierig wird findet man Mittel und Wege und springt auf die andere Seite“* (AK03: 115-116).

Virtuelle Sozialräume entsprechen dem Bedürfnis Jugendlicher nach Gegenwärtigkeit und Unverbindlichkeit: *„wenn daun amol was is oda irgendwos [...] wiad daun is holt amol vü los und daun is holt amol weniga“* (TK03: 230-232). Wie sich die Beziehungen gestalten, hängt in medialen Räumen ebenso mit der Aneignungskultur (vgl. Böhnisch 2009: 50f.) dieser Räume zusammen, wie dies auch für das reale Leben feststellbar ist. *„Die parasoziale Interaktion, welche in und mit den elektronischen Medien inszeniert werden kann, wird immer auch von einem ‚festen Ort‘ aus gestartet und auf diesen schließlich auch rückbezogen“* (ebd.: 113). Im Endeffekt handelt es sich bei Real-Räumen und Para-Räumen (vgl. Herrenknecht 2009: 110) um potenzielle Gestaltungsräume in Lebenswelten Jugendlicher. Ihre Beschaffenheit bedingt die Art und Weise, wie gesellschaftliche Integration und persönliche Identitätsfindung gelingen kann.

Die Jugendlichen im Bezirk Weiz vernetzen sich digital und sind durch die Verwendung des Smartphones mobil und flexibel. Die Kontakte werden laut Aussagen der Jugendlichen großteils in der konkreten Lebenswelt geknüpft. Virtuelle Räume dienen dem Informationsaustausch, Vereinbaren von Treffpunkten oder Spielen, aber auch der Selbstinszenierung. Fachkräfte im Bezirk haben vor allem in Pandemiezeiten digitale Lebenswelten Jugendlicher genutzt, um mit ihnen in Kontakt zu bleiben. Es scheint im Bezirk ein Bewusstsein dafür zu geben, dass Jugendarbeit und Beteiligungsmöglichkeiten auch online gestaltet werden sollten.

6.5. Resümee

Die in diesem Kapitel vorgenommene Untersuchung der von Jugendlichen im Bezirk Weiz geschilderten Sozialräume basiert auf einem „handlungszentrierten Verständnis von Raum“ (Werlen 2005: 26 zit. n. Kessl/Reutlinger 2010: 32). Damit wird Raum nicht als materiell vorgegeben gedacht, sondern individuell durch körperliche Erfahrungen und in sozialen Prozessen – und damit auch unter normierenden Einflüssen – hergestellt. Die sozialisatorische Integration und Identitätsfindung Heranwachsender findet in konkreten Lebenswelten statt. Aus der Analyse der Äußerungen der Jugendlichen über ihre Wahrnehmung der sie umgebenden Sozialräume können wertvolle Hinweise auf die Potentiale bzw. vorhandenen Einschränkungen ihres Aufwachsens unter Bedingungen der spätkapitalistischen Leistungsgesellschaft gewonnen werden.

Jugendliche aus den Dörfern des Bezirks Weiz beschreiben ihren nahen Sozialraum als Wohn-Raum, in dem sie sich zumeist innerhäuslich bzw. auch in den Gärten treffen. Sind sie im öffentlichen Raum unterwegs und eignen sich vorgefundene Räume nach ihren Bedürfnissen an, kennen sie Nutzungskonflikte mit anderen Bevölkerungsgruppen. Die von Jugendlichen präferierte Präsenz oder Bewegung im Sozialraum unterliegt einer von Erwachsenen dominierten sozialen Ordnung und wird eingedämmt. Häufig verlassen sie für die Freizeit das Dorf und pendeln zu den von Jugendlichen als Treffpunkt geschätzten Orten wie z.B. Skatepark oder Stadtpark. Doch auch im städtischen Raum nennen Jugendliche Einschränkungen bzw. über den Status quo hinausgehende Bedürfnisse. Weniger Kontrolle durch die Polizei sowie eine ansprechende Aufenthaltsqualität in guter Erreichbarkeit sind ihnen wichtig. In den Städten finden besonders die Naherholungsgebiete positive Erwähnung. Mehrfach artikulieren die interviewten Jugendlichen den Wunsch nach Grünflächen bzw. Freiflächen für Bewegung und kostenlosen Aufenthalt, den sie durch selbst mitgebrachtes Essen und Getränke zusätzlich aufwerten. Klar ersichtlich tritt die Bedeutung etablierter uneinsichtiger und vor allem überdachter Treffpunkte als Experimentierräume für Selbstinszenierung und Risikoverhalten aus den Interviews hervor. Dass sie dadurch einen gewissen Ruf erlangen, bestätigt den sozialen Prozess, durch den diese Räume entstehen: Während einige Jugendliche in diesen Rückzugsräumen sozialräumliche Bildungsprozesse erleben, meiden andere diese Orte bewusst bzw. wünschen sich vor allem Erwachsene ordnungspolitisches Vorgehen.

Jugendliche stehen unter starkem Druck, sich unter Bedingungen eines fordernden „Sozialisationsregimes“ (Böhnisch 2009: 65) zu integrieren. Der Sozialstaat verlagert seine Verantwortung für günstige Sozialisationsbedingungen vermehrt auf das Subjekt. Individuelle Entwicklungsaufgaben und soziale Integration scheinen im Vergleich zu ökonomisch verwertbarer Ausbildung an Bedeutung zu verlieren. In intergenerationalem sowie fachlich-lebensweltlich verschränktem Dialog über Ressortgrenzen hinweg wäre es möglich, sich über die Bewältigungsherausforderungen Jugendlicher auszutauschen. Anerkennung, Zugehörigkeitsgefühl und Selbstwirksamkeitserleben können durch die gemeinsame Auseinandersetzung und Teilhabe an Gestaltungsprozessen spürbar werden. Aus den Interviews wird deutlich, dass sich die Jugendlichen eine Beteiligung an der Gestaltung ihres Lebensraums vorstellen können. Dadurch erhalten sie Gelegenheit, aktiv dem unter ihnen herrschenden Eindruck entgegenzuwirken,

sozialräumliche Angebote zielten nur auf Familien und Kinder ab. Teilhabe kann auf Verwaltungsebene ermöglicht werden, z.B. durch „neue Verhandlungsorte, die bspw. in Mitwirkungsprozessen auf kleinräumiger Ebene oder durch E-Partizipation entstehen“ (Reutlinger 2015: 201, vgl. Kapitel Raumtheorie). Aus dem Forschungsmaterial wurde ersichtlich, dass digitale Vernetzung mit Jugendlichen über breite und populäre Portale besonders effektiv ist. Digitale Partizipationsformate für regionale Aktivitäten können Jugendliche auch deshalb erreichen, da eine Verknüpfung virtueller und realer Sozialräume festgestellt werden konnte. Konkrete Bemühungen, um die Stimmen der Heranwachsenden mehr einzubeziehen, gibt es bereits in den beiden Städten des Bezirks: Forum-G (in Gleisdorf) und Junge Stadt (in Weiz). Aus den Dörfern wurden uns im Forschungsprozess keine Initiativen, die über punktuelle Begegnungen hinausgehen würden, bekannt. Für die Dorfjugend besteht eine emotionale und soziale Verbindung vor allem zu den Sozialräumen Privatgrundstück und Vereinsmitgliedschaft. Im Sommer sind zusätzlich Freibäder an Beliebtheit kaum zu übertreffen. Dem gegenüber wird die sozialräumliche Einschränkung in der kalten und nassen Jahreszeit eklatant.

Begehrte Kompetenzen wie Kreativität und Innovationskraft gehen erwiesenermaßen aus umfassender lebenspraktischer Bildung und informellen Lernprozessen hervor. Sozialräumlich betrachtet finden Jugendliche diese vor allem in der Aneignung von öffentlichen und virtuellen Räumen sowie in der Interaktion mit Gleichaltrigen. Die Qualität des Aufwachsens von Jugendlichen wird daher stark von lebensweltlichen Bedingungen beeinflusst (Deinet 2004). Die interviewten Jugendlichen suchen dazu u.a. „öffentlich zugängliche verhäuslichte Räume“ (Frey 2004: 223) auf, wie z.B. Einkaufszentren. Eine Fastfoodkette bietet ebenfalls ungestörte Aufenthaltsqualität. Die Bedeutung dieser Räume resultiert auch aus dem Alltag einer hochdifferenzierten Gesellschaft, den Jugendliche zu einem guten Teil auf verdichteten, kommerzialisierten Flächen realisieren. Der halböffentliche Status der Einkaufszentren wird, trotz der expliziten Kundenadressierung, von Heranwachsenden als kostenloser öffentlicher Lebensraum vereinnahmt.

Das Aufwachsen der Jugendlichen im Bezirk Weiz erstreckt sich über den Wohnort hinaus auf die Städte des Bezirks sowie spezielle Points of Interest. Für Wege zur Ausbildungsstätte sowie für die Freizeit besteht häufig die Notwendigkeit, weite geografische Distanzen zu überwinden. Dadurch nehmen Mobilitätsanforderungen der Heranwachsenden zu. Es zeigt sich für den Bezirk Weiz, dass der private PKW eine bedeutende Rolle im Aufwachsen der befragten Jugendlichen spielt: Vom Elterntaxi über Fahrgemeinschaften bis zum eigenen Fahrzeug, mit dem auch von vielen der Weg zur Ausbildung bewältigt wird. Bus und Bahn können mit den derzeitigen Fahrzeiten und Routen an die Attraktivität des PKWs nicht anschließen. Im Bezirk und darüber hinaus existierende alternative öffentliche Verkehrsangebote nehmen die interviewten Jugendlichen nur am Rande wahr. Aus ihren Äußerungen wird zudem ersichtlich, dass der damit verbundene Lebensstil nicht den jugendlichen Vorstellungen entspricht.

Aus den Erhebungen ließen sich auch geschlechtsspezifische Wahrnehmungen zum Aufwachsen von Jugendlichen im Bezirk Weiz festmachen. Vor allem von weiblichen Jugendlichen wurden sozialräumliche Einschränkungen durch die Begegnung mit männlichen Jugendlichen und Erwachsenen geschildert. Diese treten aufgrund

divergierender Nutzungsvorstellungen von Räumen auf und können durchaus symptomatisch für eine männliche Dominanz in der Stadtplanung und Verwaltung interpretiert werden. Deren Wirkkraft konnte auch im Ausschluss weiblicher Jugendlicher von der Mitgliedschaft in der Feuerwehr eines Dorfes festgestellt werden. Auffallend häufig schildern interviewte weibliche Jugendliche Situationen und Orte, in denen sie Belästigungen vor allem von männlichen Erwachsenen erlebt haben. Diese führen gemeinsam mit medial und von besorgten Eltern genährten Bildern vermeintlicher Gefährdung zu einer Geschlechterkonstruktion, welche Frauen als schwach und schutzlos darstellt. Als direkte Konsequenz beschreiben einige weibliche Jugendliche „Angsträume“ in ihrem Lebensraum, denen sie mit bestimmten Strategien begegnen. Für den Bezirk Weiz konnten im Rahmen dieser Forschungsarbeit keine geschlechtshomogenen Räume für weibliche Jugendliche ausgemacht werden. Zwar gibt es punktuell Programmangebote, welche eine stärkere Response weiblicher Nutzer*innen erwarten lässt. Sozialräumliche Nischen, die für junge Frauen reserviert und von ihnen frei bzw. partizipativ gestaltet werden können, wurden nicht gefunden.

Über Fragen der Geschlechterkonstruktion hinaus wird im folgenden Kapitel das Datenmaterial auf die Existenz weiterer im Bezirk Weiz wahrgenommener Differenzlinien untersucht. Wie wirken sich latente Wertehaltungen und Vorurteile auf das Aufwachsen von Jugendlichen bzw. die Handlungsmöglichkeiten von (potenziell) ausgrenzungsgefährdeten Jugendlichen aus?

7. Perspektiven ausgrenzungsgefährdeter Jugendlicher im Bezirk Weiz

Jović Karin

Der vorliegende Abschnitt widmet sich Perspektiven (potenziell) ausgrenzungsgefährdeter Jugendlicher. Ausgrenzung nimmt dabei – wie in Kapitel „Ausgrenzung und intersektionale Überlegungen“ näher ausgeführt – vorwiegend Bezug auf die Eingebundenheit in soziale Beziehungen sowie faktische Teilhabemöglichkeiten. Anstoß für die nachstehend ausgeführten Forschungsfragen bildete die Analyse des Datenmaterials der ersten Erhebungsphase. Aussagen von Jugendlichen in drei Gruppensettings lassen Hinweise eine bestehende Doxa im Bezirk Weiz verorten. So deuten alle drei Gespräche auf schulische und sozialräumliche Segregationstendenzen hin, die auf soziale Distanzen innerhalb Weizer Bevölkerungsgruppen rückführbar scheinen. Diese dem Datenmaterial innewohnende Thematik brachte die Ausformulierung der individuellen Forschungsfragen und damit den Kern dieses Kapitels hervor:

- Wie wird das Aufwachsen von Jugendlichen beschrieben, die (potenziell) von Ausgrenzung aufgrund natio-ethno-kultureller Zugehörigkeitszuschreibungen und/oder ökonomischem Status betroffen sind?
- Welche Wahrnehmungen lassen sich von (potenziell) ausgegrenzten Jugendlichen diesbezüglich ausmachen?
- Welche Faktoren werden in diesem Zusammenhang als unterstützend beschrieben?

Dabei erfolgte eine Einschränkung entlang (sozial-)räumlicher und ökonomisch orientierter Differenzkategorien, die sich ebenfalls im Rahmen der Bearbeitung des Datenmaterials als relevant abzeichneten. Durch die vorgenommene Schwerpunktsetzung wurde in der zweiten Erhebungsphase vermehrt versucht, von diesen Ausgrenzungsdimensionen (vermeintlich) betroffene Jugendliche als Teilnehmende für Befragungen zu erreichen. Dadurch sollten ihren Sichtweisen – neben den Fremdzuschreibungen aus anderen Erhebungen – Beachtung und Platz in dieser Forschungsarbeit eingeräumt werden. Allerdings konnte das Sample nicht gänzlich auf die für diesen Teilaspekt formulierte Zielgruppe zugeschnitten werden: Zum einen handelt es sich um eine Forschungsarbeit, die mehrere Forschungsaspekte vereint. Zum anderen erfolgten in der zweiten Erhebungsphase spontane Kurzbefragungen an verschiedenen Orten im Bezirk Weiz.

In der Praxis erwies es sich leichter, Jugendliche mit (vermeintlicher) Migrationsbiografie³⁷ zu erkennen: Entweder erfolgte dies über die Selbstdefinition der Befragten (z.B. *„wir sind so mein Sohn und ich sind in Rumänien geboren“* TK18: 41) oder der Konnex

³⁷ Es sei hier nochmals auf das dieser Forschungsarbeit zugrunde liegende Verständnis von Menschen mit Migrationsbiografie verwiesen, das in Kapitel „Migration – Aspekte von Nationalität, Ethnizität und Kultur“ näher dargelegt wurde.

zur Migrationsbiografie wurde über Anhaltspunkte im Gespräch oder Hinweise auf Mehrsprachigkeit bzw. Aussprache z.B. „*(verabschiedet sich von Freund) hajd tschau*“ (TK34: 112-113) hergestellt. Sichtweisen von Jugendlichen aus ökonomisch schlechter gestellten Haushalten werden in der vorliegenden Arbeit nur insofern erfasst, als Gesprächsverläufe eine (potenzielle) Armutsbetroffenheit vermuten lassen und verweisen auf die Begrenzungen der Ergebnisse in diesem Zusammenhang.

Vor diesem Hintergrund wurde für die Ausarbeitung dieses Kapitels zunächst ein Blick auf die in den Narrationen beschriebenen Ausgrenzungserfahrungen und möglichen Strategien zur Bewältigung geworfen. Eine vertiefende Analyse des Datenmaterials erfolgte hinsichtlich der erwähnten Differenzkategorien – Armutsbetroffenheit und Nationalität/Ethnizität/Kultur. Daraus gewonnene Erkenntnisse fließen in gesonderten Unterkapiteln ein, wiewohl an dieser Stelle nochmals auf bestehende Intersektionalitäten von Differenzordnungen und ihrer Wirkmacht erinnert werden soll. Das Datenmaterial liefert Rückschlüsse über Anschlussmöglichkeiten im privaten und institutionellen Umfeld sowie auf Faktoren, die als unterstützend beim Aufwachsen wahrgenommen werden. Das Resümee führt die Ergebnisse zusammen und trägt zur Beantwortung der vorgestellten Forschungsfragen bei.

7.1. Ausgrenzungserfahrungen und Coping-Strategien

Ausgrenzungsmomente gehören zu den Lebensrealitäten von Jugendlichen – oder ausgedrückt mit den Worten einer Schülerin: „*Also was mir aufgefallen is, es hot schon einiige Jugendliche geben, die san gemobbt worden, sind halt einfach ausgeschlossen oder vielleicht sich selber ausgeschlossen haben*“ (TK47: 667-669). Auch Fachkräften ist dies bewusst, denn „*es wird immer irgendwo wen gebn, wos holt net den Anschluss so .. hot*“ (TK01: 703-704). Dass es verschiedene Ursachen dafür gibt, hält eine weitere Fachkraft bei einem Vernetzungstreffen fest: „*Des kann ma ned auf ans festmochen*“ (AK03: 74).

Das vorliegende Kapitel analysiert Diskriminierungs- bzw. Abwertungserfahrungen und damit einhergehende Coping-Strategien, die von Jugendlichen oder als Beobachtungen der Fachkräfte im Rahmen der Datenerhebungen im Bezirk Weiz beschrieben wurden.

7.1.1. Abwertungs- und Diskriminierungsmomente

Das erhobene Datenmaterial deutet auf Ausgrenzungserlebnisse von Jugendlichen in vielfältiger Form hin. Bei den Kurzbefragungen vor dem Bundesschulzentrum Weiz erzählt bspw. eine Jugendliche: „*Okay, also heit siagt ma s ned, owa normalerweise ziag i mi relativ auffällig an und es is mir scho oft passiert, dass i afoch ausgehockt worden bin auf offener Stroßen, dass i angmault worden bin oder afoch beleidigt worden bin*“ (TK22: 18-22). Die Aussage der Schülerin bezieht sich auf Lookismus – eine Diskriminierungsform, die an „*zugeschriebene Formen von Körper, Aussehen und Kleidung*“ (Czollek et al. 2012: 141) anknüpft und bisher noch wenig empirisch erforscht ist (vgl. Czollek et al. 2019: 234).

Ausgrenzung kann sich zudem in mangelnder sozialer Zugehörigkeit bzw. wenigen Sozialkontakten ausdrücken. Scherr (2016: 61) verweist auf den Stellenwert verlässlicher sozialer Bindungen für die Persönlichkeitsentwicklung – sei es im Rahmen von Familie, Paarbeziehungen oder Freund*innenschaften. Als wesentliches Merkmal sozialer Bindung führen Böhnisch und Lenz (2014: 50) die personelle Unersetzbarkeit der Beteiligten aus.

„Die Beziehungspersonen ›stehen einander nahe‹, ›sorgen‹ oder ›freuen‹ sich füreinander oder leiden miteinander. [...] Dies qualifiziert persönliche Beziehungen zugleich [...] in einer einmaligen Weise, eine Befriedigung des ›Grundbedürfnisses nach persönlicher Fundierung‹ zu leisten“ (ebd.: 50f.).

Gerade für Jugendliche kommt der Peergroup in diesem Lebensabschnitt eine bedeutende Rolle zu (vgl. Kapitel „Peergroups/Clique“). In Bezug auf das Schließen von Freund*innenschaften scheint dies für eine Jugendliche mit zunehmenden Alter schwieriger zu werden. *„In der späteren Schule is halt a bissi schwieriger, aber (vor allem) in der Volksschule und Hauptschule geht’s a schneller“* (TK12: 7-9). Die Aussagen einer 18-jährigen HTL-Schülerin mit Migrationsbiografie, die in einem Dorf nahe der Bezirkshauptstadt wohnt, lassen ebenfalls auf wenig soziale Interaktion mit ihren Mitschüler*innen schließen. *„Aber Corona hat meine Psyche nicht so viel belastet, weil ich habe sowieso nicht so viele Freunde in der Schule“* (TK10: 64-65). Das könnte der Grund sein, dass sie ihre Mittagspause meistens mit *„Handy schauen“* (TK10: 85) verbringt. Bei ihr scheinen die sozialen Kontakte außerhalb der Schule ebenso eingeschränkt: *„Und ich kann meine Freundin sowieso nicht sehen wegen Corona“* (TK10: 63-64), da diese in Graz wohnt. Doch die Schwierigkeit, sich persönlich mit der Freundin zu treffen, ist nicht einzig der COVID19-Pandemie geschuldet. *„Das ist halt blöd bei mir. Am Wochenende kommen fast keine Busse vorbei“* (TK10: 75-76). Es zeigt sich, dass strukturellen Faktoren wie Mobilitätsfragen bei der Überwindung potenzieller Ausgrenzung zentrale Bedeutung zukommen (vgl. Kapitel „Mobilität“). Diese können allerdings mittels neuer Technologien etwas abgemildert werden (vgl. Kapitel „Effektive Vernetzung“). Dennoch bleibt das Bedürfnis nach persönlicher Interaktion aufrecht und drückt sich in dem ausformulierten Plan aus, *„in den Sommerferien so etwas [Anm.: einen Besuch bei der Freundin in Graz] zu unternehmen“* (TK10: 76-77).

Rassistische Diskriminierungen zählen zum Erfahrungsspektrum vieler Jugendlicher und junger Erwachsener mit Migrationsbiografie, die im Bezirk Weiz leben. Ein 25-Jähriger erinnert sich *„mei Schwester hot a bissl a schwierigere Zeit no ghobt, do woa Rassismus sehr stark im Vordergrund, Ausländerfeindlichkeit“* (TK33: 110-111), während sich befragte Jugendliche in Gleisdorf über das Vorgehen der Polizei im Hier und Jetzt äußern. Ein Teilnehmer der Gruppendiskussion kann sich zunächst an keinen negativen Vorfall mit der Exekutive erinnern, doch dann fällt ihm ein Ereignis ein.

„Obwohl, einmal hab ich so erlebt, aber sonst net wirklich. Aber meistens wenn man in einer Gruppe ist, es wird halt, Ausländer, sag ich jetzt mal, da wirst schon eher fokussiert von der Polizei, weil andere Hautfarbe, andere .. ma schaut anders aus, ma spricht anders. Sie kommen erst mal wegen nix her und dann heißt’s Kontrolle, was machts ihr und warum seid ihr und so was. Suchen immer ein kleinen Dings wo sie a Schraube einedrücken können. Is scho a bissl. Jo, do merkst immer den Rassismus schon ausse“ (TK49: 932-938).

Es fällt der Widerspruch auf, dass der Jugendliche zunächst von einem einzigen Erlebnis spricht, dann aber das sogenannte Racial Profiling als übliche Vorgehensweise der Polizei in der Gemeinde beschreibt. Die Verwendung der Wörter „meistens“ und „immer“ lässt eine wiederholte Wahrnehmung annehmen. Erklärlich wird der Widerspruch durch die Möglichkeit, dass der Jugendliche negative Erfahrungen verdrängt und erst in der Reflexion bestimmte Erlebnisse abgerufen werden. Zudem ist denkbar, dass er durch Erzählungen seiner Peers von derartigen Vorfällen gehört hat, aber nur einmal persönlich involviert war. „Polizeikontrollen sind eine zentrale Praxis in der Herstellung gesellschaftlicher Unterschiede und segregierter Räume“ (Wa Baile et al. 2019: 9), wobei den Autor*innen zufolge der strukturellen Diskriminierung in Form von Racial Profiling eine Gleichzeitigkeit von Sicht- und Unsichtbarkeit innewohnt. Der öffentliche Raum als Schauplatz macht die rassistisch motivierte Vorgangsweise sichtbar. Unsichtbar erscheint Racial Profiling, weil vielfach weggeschaut wird bzw. derartiges polizeiliches Vorgehen nicht als Rassismus an-/erkannt wird (vgl. ebd.). Unwidersprochen und unentrinnbar scheinen Betroffene so dem Racial Profiling ausgesetzt, denn *„ma schaut anders aus, ma spricht anders“*.

Häufig werden Ausgrenzungserlebnisse entlang der Kategorie Nationalität/Ethnizität/Kultur mit Sprache kontextualisiert (vgl. Kapitel „Rassistisch motivierte Diskriminierung“). Für eine 18-jährige Befragte war es in der Kindheit *„teilweise schon schwierig, weil (...) ich auch gewisse Wörter hab, die ich jetzt von meiner Mutter aufgenommen hab, wo man weiß, okay das ist kein Deutsch, aber einfach von der Gewohnheit her“* (TK47: 835-837) wird das Sprachverhalten adaptiert. Ein Jugendlicher berichtet von fehlenden Sprachkenntnissen als Auslöser bzw. Anknüpfungspunkt für rassistische Diskriminierung, die er und seine Clique in jungen Jahren erlebt haben.

„Als Kind hamma halt schlechter Deutsch gesprochen, weils ma von daheim net gewohnt ist. Ich hab nur Bosnisch, meine Muttersprache gesprochen. Bist in die Schule rein, bist halt sehr schlecht, oder halt, sprichst kaum ein Deutsch und dann bist halt sofort da Angriffs, äh (direkt a) Opfer von Mobbing oder Diskriminierung“ (TK49: 1.008-1.012).

Daraufhin entgegnet ein junger Erwachsener mit Beeinträchtigung³⁸, der in der Gesprächsrunde mitdiskutiert: *„auch wenn es euch so geht ja, dass ihr disk disk diskriminiert werdet, kann des a net nur eich passieren, sondern es passiert a mir genauso“* (TK49: 1.031-1.033). Seine Erfahrung bei einer Aussage vor Gericht war folgende: *„Man fühlt si daunn vom Gericht, irgendwie jo, net woahrgnommen, also net für voll“* (TK49: 1.033-1.034). Es scheint für diesen 30-Jährigen mit Beeinträchtigung nach wie vor keine Selbstverständlichkeit zu sein, ernst genommen zu werden – ein Umstand, der Czollek et al. (2012: 99) zufolge auf die Ausgrenzung von Menschen, denen Beeinträchtigungen zugeschrieben werden, rückführbar ist. „Ableismus ist ein alle Bereiche durchdringendes System der Diskriminierung und Ausgrenzung, in dem Menschen mit zugeschriebenen kognitiven, emotionalen und physischen ›Behinderungen‹ unterdrückt werden“ (ebd.: 100). Das Ernstnehmen, das der Diskutant bei Gericht vermisst hat, scheint auch beim Einsatz hinsichtlich der Bedürfnisse von Menschen mit Beeinträchtigung(en) eine wichtige Rolle und Signalfunktion zu haben. Eine interviewte Fachkraft und Mutter eines

³⁸ Diese Bezeichnung beruht auf der Selbstaussage des Diskutanten, der sagt *„i oaweit jo in einer Einrichtung für Menschen mit Beeinträchtigungen“* (TK49: 792-793).

Kindes mit Beeinträchtigung zeigt sich begeistert über die Bemühungen für barrierefreie Zugänge seitens der Gemeinde Weiz: „*Das ma anfoch de is echt toll, das ma afoch scho ernst gnommen wird*“ (TK01: 239). Im Umkehrschluss kann gefolgert werden: Wo derartiges Engagement und relevante Maßnahmen nicht stattfinden, könnten Menschen mit Beeinträchtigung(en) verstärkt strukturellen Ausgrenzungsmechanismen gegenüberstehen.

Ausgrenzungserfahrungen aufgrund des sozioökonomischen Status werden in den Interviews nicht explizit ausgesprochen, wiewohl das Datenmaterial auf einen Bedarf für kostenlose bzw. -günstige Angebote für Jugendliche schließen lässt (vgl. Kapitel „Bedarfe an kostengünstigen Angeboten“). Es erscheint nicht ungewöhnlich, dass über geringe materielle Ressourcen im familiären Umfeld lieber geschwiegen wird. Denn trotz bestehender sozialer Absicherungen „kann Armut hierzulande³⁹ sogar beschämender, bedrückender und bedrängender sein“ (Butterwegge 2013: 219). Eine Jugendliche aus Anger gibt in einer Kurzbefragung zu verstehen, dass die Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel für manche Jugendliche schlichtweg aus Kostengründen nicht möglich sei. „*Ja a Busverbindung is schon, owa Schwoozfahren kann ma net und manche hom halt a ka Göd*“ (TK35: 31-32). Da die Wohngemeinde über keinen Skateplatz verfügt, nutzen Jugendliche die (gefährliche) Straße zum Skaten, anderenfalls müssten sie woanders (z.B. in die Bezirkshauptstadt) hinfahren (vgl. TK35: 12-17 und 23-25). Die Infrastruktur für letzteres scheint in Form der Busverbindung gegeben. Materielle Ressourcen sind aber ausschlaggebend, ob davon – und in weiterer Folge vom Freizeitangebot des Skateparks – Gebrauch gemacht werden kann. Denn „*es hot ned jeder die Meglichkeiten, dass er irgendwo hinkimmt*“ (TK35: 25). Daran zeigt sich,

„dass arme Jugendliche mehr zu erdulden haben als materielle Unterversorgung, weil in einer wichtigen Phase ihrer Entwicklung sie gesellschaftlich ausgegrenzt sind und ihnen der Zugang zu Bildung und Kultur weitgehend verwehrt wird“ (Gaiser et al. 2013: 159).

So führt die ökonomische Schlechterstellung zu Einschränkungen des Wohlbefindens, der sozialen Teilhabe und v.a. auch der Freizeitaktivitäten (vgl. Zander 2021: 410). Insgesamt verdeutlicht die Aussage der befragten 16-Jährigen damit nicht nur die Folgen, mit denen Jugendliche aus finanziell schwächeren Haushalten konfrontiert sind, sondern bestätigt die Existenz von jugendlichen Lebenslagen im Bezirk Weiz, die durch Armutsbetroffenheit gekennzeichnet sind.

Auch die Beschreibungen eines jungen Erwachsenen (25 Jahre) zeugen von einer Segregation, die auf das Bestehen verschiedener Gesellschaftsschichten bzw. Klassen sowie damit einhergehender Ausgangsvoraussetzungen verweist. Diejenigen Jugendlichen, die sich im Park treffen, „*des san wieder zum Beispiel ganz andere Menschen wie wenn s d mit Leit so aus der Schul zum Beispiel triffst, die vielleicht a besseres Umfeld ham, a bessere Gesellschaftsschicht sozusagen aufwachsen durch verschiedenste Berufe von die Eltern*“ (TK33: 23-26). Als Gymnasiast hatte er Kontakt zu jenen, die seiner Wahrnehmung nach der „*besseren Gesellschaftsschicht*“ zugerechnet werden. Der gesellschaftlich höhere Status wird dabei auf die Zugehörigkeit zu Haushalten

³⁹ Hierzulande bezieht sich im Quelltext auf Deutschland. Aufgrund der ähnlichen Ausgangslage kann diese Aussage auch für Österreich als zutreffend angenommen werden.

zurückgeführt, die höhere Bildungsabschlüsse und damit verbunden wohl auch besser entlohnte und prestigeträchtig(er)e Berufskarrieren der Eltern aufweisen. Dies könnte auf das Vorliegen von mehr kulturellem Kapital in diesen Haushalten hindeuten, welches sich unter bestimmten Voraussetzungen (besser) ökonomisch verwerten lässt (vgl. Bourdieu 2005b: 52; ebenso Kapitel „Kapital“).

7.1.2. Unterstützung und Bewältigungsstrategien

Ausgrenzungsmomente beschränken sich nicht ausschließlich auf den physischen Raum, sondern erfassen auch den für Jugendliche zunehmend wichtiger werdenden digitalen Raum. Zur Bedeutung der digitalen Lebenswelt für Jugendliche sei auf die theoretischen Ausführungen in Kapitel „Technikbasierte Sozialräume“ sowie auf den empirischen Teil Kapitel „Virtuelle Räume“ verwiesen. Dort wo virtuelle Kontakte zwischen Jugendlichen und Fachkräften vorhanden sind, besteht die Möglichkeit, unterstützend auf Cybermobbing zu reagieren.

„Wenn do zum Beispül imma wieda Tells vo Tellonym geteilt weadn, wo sie [Anm.: Jugendliche] beschimpft weadn oda obagmocht weadn daun schreiben wia se a aun hey wie geht's dir damit wenn dir suiche Sochn gschriebl weadn und wia erlebn des eigentlich vull positiv, dass se des guat nehman kennan und dass se meakn es interessiert si wea fua se“ (TK03: 507-512),

nimmt eine Fachkraft dazu Stellung. Betroffene scheinen das Wahrnehmen und Ansprechen von Ausgrenzung als stärkend zu erleben. Damit wird ihnen vermittelt, nicht alleine mit der Thematik dazustehen bzw. alleine einen Umgang damit finden zu müssen.

Den Ausführungen einer anderen Fachkraft zufolge, sind Menschen mit kognitiven oder körperlichen Beeinträchtigungen weniger erreichbar über professionelle Angebote der OJA, „weil sie sich nicht in die Höhle des Löwen begeben, wo vielleicht wieder die Täter auf sie warten“ (AK03: 206-207). Demgegenüber stehen die Aussagen eines Gruppendiskussionsteilnehmers, der als Betroffener selbst „in einer Einrichtung für Menschen mit Beeinträchtigungen“ (TK49: 792-793) beschäftigt ist und mitteilt, „i bin jetzt 30, ebn seit 6 Tog und i geh genauso 13 Joar do [Anm.: in die Jugendeinrichtung] her“ (TK49: 1.299-1.300). Sowohl bezogen auf die Arbeitswelt als auch auf das Freizeitverhalten scheint dieser junge Mann durch soziale Einrichtungen Anschluss gefunden und seine Handlungsmöglichkeiten erweitert zu haben.

Grundsätzlich schaffen außerschulische Angebote einen Rahmen, in dem Jugendliche mit Gleichaltrigen in Kontakt kommen können. Ein 25-Jähriger, der während der Schulzeit ein Jugendzentrum genutzt hat, erzählt diesbezüglich: „i hob do Leit kennengelernt, mit denen hob i immer no Kontakt“ (TK33: 237-238). Eine Fachkraft schildert die momentane Situation eines Besuchers der Jugendeinrichtung, der keine freundschaftlichen Beziehungen zu Peers hat: „Er kummt donn a voi gern und trifft holt uns und er is scho a so, dass er Anschluss suacht bei den Jugendlichen, was donn dort hinkumman“ (TK37: 169-170). Neben dem bereits erwähnten Rahmen, um andere Jugendliche kennenzulernen, lässt sich aus dieser Aussage herauslesen, dass die Fachkräfte in den Einrichtungen als Ansprech- und Bezugspersonen zur Verfügung stehen und als solche

von manchen Jugendlichen wahrgenommen und „genutzt“ werden. Ein wichtiges Moment ist dabei *„der Beziehungsaufbau holt und der Vertrauensaufbau, der bei uns passiern kaun“* (TK03: 435-436) und dass es von Jugendlichen den Bedarf dafür gibt, *„oiso do meakt ma a wie wichtig des a fua gaunz vü Jugendliche is, dass de so (wie) a Bezugsperson daun a hobn“* (TK03: 461-463).

Hinsichtlich der Sprachkenntnisse von Kindern mit nicht-deutscher Erstsprache lässt sich aus einer Fachkräftediskussion herauslesen, dass sich diese Frage für jüngere Kinder oft „von selbst“ löst: *„Die Kinder lernen Deutsch im Kindergarten“* (TK05: 774). Ein Gymnasiast berichtet von der institutionellen Unterstützung – ausgehend von einer Bildungseinrichtung – beim Spracherwerb für Schüler*innen mit nicht-deutscher Erstsprache. *„Wir hatten eh ein Programm auf der Schule mit ner Lehrerin, die hergekommen ist und [...] mit uns Texte durchgegangen is oder Verständnis mit uns durchgemacht hat oder auch für die, die schwächer waren, so A1, A2 schon durchgemacht hat“* (TK47: 770-773). Retrospektiv hält er dazu fest: *„Ich glaube, es hat a viel geholfen“* (TK47: 773-774) und *„es war eh nice, das war eh angenehm“* (TK47: 786). Zum einen attestiert der Schüler die Wirksamkeit des Angebots, zum zweiten lässt sich aus seinen Statements die Wertschätzung für derartige Unterstützungsmaßnahmen heraushören.

Abseits von Unterstützungsangeboten⁴⁰ seitens Institutionen und Fachkräften begegnen Betroffene Abwertung und Diskriminierung jedoch auch in individueller Art und Weise – und wahrscheinlich auch situationsbedingt. Die Strategien erscheinen dabei so unterschiedlich wie die Auslöser für Ausgrenzung und Stigmatisierung. Mit ihrem Verhalten tragen Betroffene so zum einen dazu bei, „Angriffspunkte“ zu verringern bzw. ihre Resilienz zu stärken. Zum anderen werden auch Verhaltensweisen erkennbar, die ausgrenzende Situationen lediglich ertragbar machen.

Ein 25-Jähriger mit Migrationsbiografie sieht die eigene Motivation und Eigeninitiative als wichtige Triebkraft zur Überwindung von Ausgrenzung, *„weil i hob zum Beispiel a die Möglichkeit ghobt mit Rumänen-Gruppen umadum zu gehen, hob i aber gezielt ned gmocht, weil i gsogt hob, na i wüll Deitsch lernen, i will Deitsch reden“* (TK33: 168-170). Diese Anstrengung von sich aus sei seiner Meinung nach zielführend und lohnend: Einer seiner Freunde hätte ebenfalls durch eigene Bemühungen, die Ursache für den Spott der Mitschüler*innen beseitigen können.

„i waß zum Beispiel bei an ondaren Freund bei mir, der hot a ähnliches Problem ghobt, is herkommen aus Rumänien, hot die deutsche Sproch ned beherrscht, is Schul gongen und donn hom die Kinder ihn a bissl so veroascht, weil a si gedocht hot, er versteht eh nix, donn hot a si natürlich bemüht, die deutsche Sproch zu lernen, hot des dann ziemlich schnöll gemeistert und auf amoi hot a mitreden kennan“ (TK33: 144-149).

Die erweiterten Handlungsmöglichkeiten durch Eigenleistung – in diesem Fall auf den Spracherwerb bezogen – haben zu Selbstermächtigung und Selbstbewusstsein beigetragen. Dadurch konnte eine Statusänderung des Freundes im Klassenverbund erzielt werden, denn *„donn homs n erst respektiert“* (TK33: 149-150). Auch wenn dieser Erzählung zufolge, die eigenen Bemühungen als positiv empfunden und als „sozial belohnt“

⁴⁰ Der Unterstützung aus dem familiären und sozialen Umfeld kommt für armutsbetroffene Kinder und Jugendliche ein hoher Stellenwert zu (vgl. Zander 2021: 407). Analog verhält es sich für Jugendliche mit Migrationsbiografie (vgl. Amman/Kirndörfer 2018: 94).

beschrieben werden, wird damit der Anpassungsdruck verdeutlicht, dem Jugendliche mit Migrationsbiografie unterliegen. Vielmehr drückt sich in der dargelegten Haltung „*weil i gsogt hob, na i wüll Deitsch lernen, i will Deitsch reden*“ auch die bei Amman und Kirndörfer (2018: 96) festgestellte Verinnerlichung des Integrationsdiskurses mit darin formulierten Erwartungen an „Migrationsandere“ aus. Noch stärker tritt dies bei der nachstehenden Interviewpassage des Befragten hervor:

„Heitzutog bist in Graz mit 99% in ana Klass nur Ausländer und die ghean eigentlich getrennt, sog i moj, weil sonst entstehen do wieder so Ghettos oder Gruppen und die müsstest eigentlich teilen, weil es gibt Klassen, do san nur Österreicher drin und des bringt si ned. Wie willst du nachher jemanden integrieren, wenn a kane, ned gezwungen wird in Anführungszeichen, die Sprache zu lernen“ (TK33: 163-167).

Die Wirkmacht des Integrationsimperativs⁴¹ wird daran spürbar, dass der Spracherwerb als Maßstab der Integrationswilligkeit herangezogen wird. Auch zeugt es von einem großen Verständnis gegenüber bestehenden Assimilationserwartungen, wenn der Befragte sagt: „*Wie willst du nachher jemanden integrieren, wenn a kane, ned gezwungen wird in Anführungszeichen, die Sprache zu lernen*“.

Der 30-Jährige mit Beeinträchtigung aus der Gruppendiskussion scheint so weit gestärkt, dass er eine eindeutige Haltung gegenüber Diskriminierungen einnehmen kann und dies auch tut: „*Deshalb sog i immer in meiner Gegenwart wird des Wort Behinderter i mein wird des net in Mund gnommen, weil i des net mog, weil des is für mi a Beleidigung*“ (TK49: 795-797). Dennoch basiert diese Einstellung auf den gemachten Erfahrungen, „*weil i bin damals mit dem Wort beleidigt worden*“ (TK49: 795) und daher sollte nicht unter den Tisch fallen, dass er sich bei diesen Vorfällen „*diskriminiert oder owegmocht*“ (TK49: 792) gefühlt hat. „*Also i hab einmal gearbeitet beim Verein [...] beim Schulprojekt über Mauern schauen, [...] da bin i halt in die Schul gefahren, Beeinträchtigung halt vorgestellt und hab über des geredet*“ (TK49: 1.526-1.530). Es handelte sich hierbei um ein Projekt zur Sensibilisierung von Schüler*innen hinsichtlich der Lebenslagen von Menschen mit zugeschriebenen Beeinträchtigungen, „*aber irgendwann hat das Land gesagt, wir kenan des ned mehr finanzieren*“ (TK49: 1.532-1.533). Das Erleben von Stärke, Selbstbewusstsein und Empowerment könnte auf die unterstützte Auseinandersetzung und Aktivität für die Anliegen von Menschen mit Beeinträchtigungen zurückgeführt werden und zeigt, dass dieser Prozess ebenfalls Ressourceneinsatz erfordert.

Allerdings können nicht alle mit abwertenden Erfahrungen derart konstruktiv und/oder selbstbewusst umgehen – selbst wenn diese Diskriminierungen im Zeitverlauf weniger werden. „*Das wird dann mit der Zeit erst besser, wenn alle älter werden und erst einsehen, wie dumm das eigentlich von denen ist*“ (TK49: 1.012-1.014), erzählt der Jugendliche, der in Volksschule wegen mangelnder Sprachkenntnisse von Mitschüler*innen gemobbt/diskriminiert wurde. Der Nachsatz „*aber dann ist es meistens eh schon zu späť*“ (TK49: 1.014) zeugt von emotionaler Verletztheit, die hinsichtlich der zeitlichen Dimension die „*eigentlichen*“ Vorfälle überdauert. Zudem könnte der Nachsatz darauf hinweisen, dass das Erleben von Diskriminierungen dem weiteren Beziehungsaufbau bzw. einem Zugehörigkeitsgefühl langfristig im Weg stehen könnte.

⁴¹ Kapitel „Mehrfachzugehörigkeiten“ enthält erläuternde Überlegungen zum gewählten Begriff.

Neben Verdrängungsmechanismen, die zuvor im Zusammenhang mit dem Racial Profiling erwähnt wurden, könnte eine Strategie auch die gänzliche Abkehr von denjenigen sein, durch die Ausgrenzung erfahren wurde. So ließe sich dies bei der Aussage eines Jugendlichen heraushören: *„Ja mittlerweile mich interessierst nicht mehr, so weil die sind alles Lachnummern in meinen Augen, die haben keine Ahnung vom Leben, kann man nicht ernst nehmen“* (TK34: 126-128). Auch wenn „totale“ Abgrenzung u.U. neue Konfliktlinien aufgrund verhärteter Positionen hervorrufen kann und mitunter destruktiv wirkt, scheint es sich dabei um eine aktive, selbstbestimmte Entscheidung des Betroffenen zu handeln. Es könnte ein Weg sein, um mit emotionaler Betroffenheit angesichts kontinuierlicher Abwertungserfahrungen (besser) umzugehen. Wie dies in der Umwelt ankommt, zeigt wohl die bereits am Eingang des Kapitels „Ausgrenzungserfahrungen und Coping-Strategien“ dargelegte Interviewpassage einer Jugendlichen. Diese Jugendlichen werden dann als diejenigen wahrgenommen, die sich *„vielleicht [...] selber ausgeschlossen haben“* (TK47: 669).

Bei manchen von rassistischen Diskriminierungserlebnissen betroffenen Jugendlichen wird allerdings auch Resignation spürbar. Die Aussage *„ja in der Volksschule ist der Großteil vom Rassismus, aber sonst net wirklich“* (TK49: 827-828) eines Jugendlichen lässt den mitdiskutierenden Freund nüchtern quittieren: *„Des gibt's eh überoll, des is net Gleisdorf is nix außer gewöhnliches“* (TK49: 829). Dies lässt die Schlussfolgerung zu, dass rassistische Diskriminierung nicht als außergewöhnlich empfunden, sondern vielmehr als eine allgegenwärtige Praxis erlebt wird, der gefühlt wenig entgegengesetzt werden kann. Weitere Textpassagen zeugen von derartiger Resignation im Zusammenhang mit rassistischer Diskriminierung seitens der Polizei (vgl. TK49: 866-874 bzw. Kapitel „Distinktion“). In dieser erwähnten, hier nicht vollständig ausgeführten Textpassage wird zudem die emotional geladene Stimmung (Aufgebrachtheit) eines Jugendlichen spürbar. Dies äußert sich in seinem Bemühen, den Interviewenden die Situation(en) mit der Polizei so konkret wie möglich nachvollziehbar, erfahrbar zu machen: *„ja und zum Beispiel stellen Sie sich amal vor ihr vier [Anm.: die Forschenden] seids irgendwo habts eich troffen bei McDonalds zum Beispiel“* (TK49: 866-867) *„und dann sogns jo ha Oaschlochtreffen Arschlochtreffen verstehst“* (TK49: 871-872). Zudem wird die verbale Beleidigung zusätzlich auf Hochdeutsch wiederholt, damit die Forschenden jedenfalls verstehen, womit Jugendliche von der Polizei adressiert werden. Auf die Frage, ob die befragten Jugendlichen beleidigt werden, lautet die Antwort: *„ja do konnst nix mochen“* (TK49: 874) und drückt die resignierte Haltung aus.

In der Wahrnehmung einer Fachkraft begegnen Menschen mit Beeinträchtigung(en) möglichen Diskriminierungen/Abwertungen häufig in Form einer „Rückzugsstrategie“. *„Sie suchen sich private Kontakte, Gleichgesinnte vielleicht und ziehen sich auf Familie zurück. Sie sind eher auf sich allein gestellt“* (AK03: 207-209). *„Do vereinsamens“* (TK05: 709) wird dabei auf das Risiko der sozialen Isolation Bezug genommen. Erfolgt der Rückzug aber in ein soziales Netz(werk), sozusagen als eine Art Zusammenschluss mit anderen, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben, kann dies eine Alternative für ausgegrenzte Menschen sein, um Zugehörigkeit und Handlungsmacht zu erleben. *„Die Gruppe mit Migrationshintergrund in Gleisdorf fühlt sich nicht immer ausgegrenzt, weil sie managen das als Gruppe gemeinsam“* (AK03: 185-186). Ein Jugendlicher sagt diesbezüglich: *„Aber ja, do mit meine Jungs is immer chillig drauf“* (TK34: 73) und unterstreicht damit,

dass die Zeit und der Umgang mit seiner Clique positiv besetzt ist. Eine Fachkraft erzählt über das Arbeitstraining ihrer Tochter, die eine körperliche Beeinträchtigung hat: *„Da is sie sehr vü umadumgflagn, Prag und durt und do, afoch so, wie sogt ma do, Berlin, woa a“* (TK01: 256-257). Der Unterschied bei den geschilderten Situationen liegt im Setting: Im Fall der Jugendlichen mit Migrationsbiografie handelt es sich eine zufällig im sozialen Nahraum entstandene Gruppe, während es sich im Fall der mittlerweile Erwachsenen mit Beeinträchtigung eher von einem institutionell getragenen Gruppengefüge handelte. Doch unabhängig von der Rahmung werden derart für ausgrenzungsgefährdete/-betroffene junge Menschen Bedingungen geschaffen, in denen sowohl Zugehörigkeit und Anerkennung erfahren werden können sowie eine Erweiterung von Handlungsspielräumen passieren kann.

Im Zuge von verstärkter Vernetzungstätigkeit wird von Fachkräften des sozialen Bereichs angestrebt, im Bezirk Weiz präventiv im Hinblick auf Ausgrenzung und Stigmatisierung tätig zu werden. Verschiedene Arbeitskreise widmen sich dabei dem Ideenaustausch und konkreten Umsetzungsmöglichkeiten: *„des wiad jetzt organisiert und daun weadn die relevanten Einrichtungen dazua halt ins Boot gholt, wölche Aungebote daun gsetzt weadn solln“* (TK03: 828-830). Während einer Gruppendiskussion bei der Veranstaltung Prävention wird auf die für die Gemeinde Gleisdorf in Planung befindliche Kampagne #schaunedweg rekuriert. Diese soll zur Sensibilisierung der Bevölkerung – sowohl Jugendliche als auch Erwachsene sind Zielpublikum – hinsichtlich verschiedener Diskriminierungsformen beitragen (vgl. VA01: 61-65).

Auch wenn zum Teil positive Bewältigungsstrategien bei den Befragungen festgestellt werden können, stehen diesen mögliche zuvor beschriebene und langfristig negativ einzuschätzende Auswirkungen wie bspw. Resignation, Verletzungen bzw. Traumatisierungen oder fehlende Zugehörigkeit gegenüber. Letzten Endes können erlebte Abwertungen und Diskriminierungen nicht ungeschehen gemacht werden. Insofern sind die derzeit im Bezirk Weiz in Bearbeitung befindlichen Maßnahmen, die auf Bewusstseinsbildung setzen und den Präventionsgedanken forcieren, als wertvoll für (potenziell) von Ausgrenzung betroffene Menschen/Jugendliche einzuschätzen.

7.2. Benachteiligung entlang ökonomisch orientierter Differenzen

Wie im Unterkapitel „Abwertungs- und Diskriminierungsmomente“ erwähnt wurde, wird persönliche ökonomische Schlechterstellung kaum direkt angesprochen. Nichtsdestotrotz verweisen Aussagen von befragten Jugendlichen darauf, dass die von Armut geprägten Lebensrealitäten von Jugendlichen auch in Weiz existieren (vgl. TK35; TK34; TK47; TK02). Bei der Analyse zeigt sich, dass junge Menschen um bestehende ökonomische Ungleichheiten wissen und diese sie beschäftigen – unabhängig davon, ob eine persönliche Betroffenheit vorliegt oder nicht. Zeitgleich lässt sich feststellen, dass (potenziell) von Armutslagen betroffene Menschen mit stigmatisierenden Zuschreibungen konfrontiert sind, teilweise aber auch Verständnis und Mitgefühl für die eingeschränkten Handlungs- und Partizipationsmöglichkeiten geäußert wird. In jedem Fall wirkt sich die ökonomische Benachteiligung auf das Freizeitverhalten und gesellschaftliche Teilhabe aus. Die nächsten Unterkapitel widmen sich diesen Aspekten ausführlicher.

7.2.1. Ökonomische Ungleichheiten in jugendlichen Gedankenwelten

Eine befragte Jugendliche stellt fest: *„Es gibt sehr, sehr viele sehr reiche Menschen in Gleisdorf und des merkt ma a daran, wie si diese Menschen dann verhalten“* (TK47: 39-40). Soziale Agenden kämen mitunter zu kurz, denn *„es wird leider relativ wenig wert so auf Emotionales oder Soziales glegt“* (TK47: 9-10) – ein Umstand, der auch als *„a bissi a Manko“* (TK47: 10) beschrieben wird. Beispielhaft dargelegt wird dies anhand der renovierten öffentlichen Toilette im Stadtpark. Neben den Aspekten, die Jugendliche selbst an dem neuen Bezahl-Konzept stören und die eingehender im Kapitel „Reduzierter Nutzungsraum“ erörtert werden, stellen Befragte zudem Überlegungen für davon ausgehende Auswirkungen für armutsbetroffene Menschen an.

„Zuerst ham a versucht Obdachlose im Klo zu schlafen [...], aber dann ham s das eben a wieder umprogrammiert und jetzt geht [...] automatisch die Reinigung an, dann wird der ganze Boden geflutet. Des haßt, schlafen kann ma darin a ned. Also i würd ned dort schlafen wollen, aber es gibt Menschen, die brauchen des und des wär doch a Schutz“ (TK47: 1.019-1.024).

Die Relevanz der Ungleichverteilung finanzieller Ressourcen und die Auseinandersetzung damit spiegelt auch die Antwort eines Jugendlichen bei einer Kurzbefragung wider: *„Das sind so die Problematiken, was ich so habe. Wenn Leute nix haben, (andere) Leute haben was, aber wollen nicht viel geben, ja, das is so“* (TK34: 154-156). Empörung wird hinsichtlich der sozialen Leistungen für ökonomisch Benachteiligte bemerkbar, da diese als unzureichend empfunden werden: *„aber in Gleisdorf des is echt nicht korrekt da Leute sind geflüchtet hierher, kriegen 140 Euro im Monat, dass sie durchhalten und des is gar nix (die kriegen einen Arsch ..)“* (TK34: 83-85) und *„(es gibt’s an) Obdachlosen in Gleisdorf, [...] und jeder sieht ihn, jeder kennt ihn in Gleisdorf und keiner macht was und er is der einzige, ned mal für einen Menschen machen s so was“* (TK34: 95-98). Gleichzeitig zeugt seine ausformulierte Wunschvorstellung⁴² für Änderungen, die er als Bürgermeister vornehmen würde, von einer Erwartungshaltung an die öffentliche Hand. Es gibt eine klare Vorstellung, dass eine Gesellschaft für die Sicherung von Grundbedürfnissen, die Teilhabe und ein lebenswertes Leben aller Gesellschaftsmitglieder zu sorgen hat: *„Also dass jeder mal essen kann, in Ruhe leben kann, ohne Probleme hier leben kann, einfach chillen können, Leben genießen, Leben leben“* (TK34: 98-99).

7.2.2. Zwischen Stigmatisierung und Empathie

Die vorangegangenen Passagen verdeutlichen, dass Jugendliche im Bezirk Weiz eine ungleiche Einkommens- und Vermögensverteilung wahrnehmen und sich gedanklich damit beschäftigen. Das erhobene Datenmaterial weist zudem auf bestehende Stigmatisierungen von Menschen hin, die ökonomisch schlechter gestellt sind. So erklärt ein

⁴² Es wird hier explizit auf den Wunsch Bezug genommen, der auf eine Erwartungshaltung gegenüber der öffentlichen Hand hindeutet. Daneben äußert der Befragte andere Wünsche, die – da ähnlich mit Aussagen von Gleichaltrigen – im Kapitel „Bedürfnisse der Jugendlichen“ ausgeführt werden.

Jugendlicher, dass er bestimmte Orte in der Bezirkshauptstadt meidet und zählt dazu eine Wohnsiedlung.

„Des is holt die Volpesiedlung is a billige Siedlung deswegn“ (TK02: 370-371).

„Jo : (des Problem) hobn de de wos eha so ärma san“ (TK02: 379)
*„und deswegn wochst ma do aundas auf also mau wochst do auf indem ma nocha holt zum Beispü anfaungt Leut o zum ziagn oda so“*⁴³ (TK02: 381-382).

Die Aussage *„do muas ma Aungst hobn dass waun ma do [Anm.: in die Volpesiedlung] eini geht dass ma ozogn wiad“* (TK02: 372-373) deutet darauf hin, dass mit den Meinungen und Haltungen auch Ängste verbunden sein könnten.

Erstaunlicherweise werden derartige Vorbehalte auch bei Fachkräften bemerkbar. Eine interviewte Professionistin ist zuständig für eine Gemeinde, die als *„gute Alternative, grad so für für junge Familien, ja, die die sich schon ein bisschen was leisten können“* (Fachkraft_5: 445-446) beschrieben wird. Dort gäbe es *„jetzt nicht so diese klassische diese klassischen Siedlungen, oder Wohngebiete, die es in den Städten gibt, wo man sagt, ah, bei der Adresse, ich weiß schon“* (Fachkraft_5: 448-449). Diese zunächst abstrakt getroffene Darstellung von Adressen, die Unterstützung seitens der KJH per se erforderlich machen, wird dann konkretisiert. *„Also wie in Weiz bei uns zum Beispiel ist es die Volpesiedlung“* (Fachkraft_5: 450). Auch wenn beim Gedanken an die Siedlung die aufkommenden Gefühle der Fachkraft nicht ausformuliert werden und diffus bleiben – *„Ah, da weiß man, ok, gut ja mhm. Volpesiedlung, ja. Also da hat man schon so dieses“* (Fachkraft_5: 450-451) –, werden die negativ konnotierten Assoziationen mit Bewohner*innen der genannten Siedlung spürbar. Die Volpesiedlung steht symbolhaft für *„so Ansammlungen, oder so eine Adresse ahm, wo ich sag, ah oje, gut, da da sind so diese klassischen Betreuungsfamilien sozusagen untergebracht oder die die die Wohnungen oder die Häuser sind die Günstigsten“* (Fachkraft_5: 452-454) und veranschaulicht *„die Übersetzung von sozialer Distanz in räumliche Distanz“* (Häußermann 2008: 335). Räumliche Segregationsprozesse können sich anhand verschiedener Merkmale entfalten (vgl. Häußermann 2008). Zur von der Fachkraft ins Treffen gebrachten Leistbarkeit von Wohngebieten hält Häußermann (2008: 336) fest: *„Die Reichen wohnen, wo sie wollen, die Armen wohnen, wo sie müssen“* und führt damit trefflich die Unterscheidung zwischen freiwilliger und notgedrungener räumlicher Segregation vor Augen.

Trotz der mehrheitlich verbreiteten Meinung über die Volpesiedlung gibt es allerdings auch folgende Interviewsituation: Befragt nach Orten, die gemieden werden, beschreibt ein 17-jähriger Weizer: *„Jo i man, es gibt an Teil, des is dort, i waß jetzt ned, wie die Straße heißt, do in da Nähe vom Fuaßboistadium in Weiz, (.) i waß jetzt grad ned, do bei der Schillerstraße owi, do bei die Siedlungen, dort san oft, ziemlich vü, sog ma moi Schlägertypen unterwegs“* (TK32: 68-71). Auf Nachfrage, ob er die Volpesiedlung meine, antwortet der Jugendliche: *„Na na die Volpesiedlung ned“* (TK32: 75), was durchaus auf individuell differenzierte Sichtweisen von jugendlichen Bewohner*innen der Bezirkshauptstadt auf die als „problematisch“ wahrgenommene Wohnsiedlung hindeutet.

⁴³ Unter „oziajn“ wird dabei stehlen verstanden.

Dennoch wiegt das Gewicht bestehender Zuschreibungen, die bestimmte Bevölkerungsgruppen von der Mehrheitsgesellschaft erfahren, schwer. Unabhängig davon, ob es sich um konkrete „Orte“ – wie die hier detailreich beschriebene Volpesiedlung oder den Pavillon⁴⁴ im Stadtpark Gleisdorf – handelt, sind manche Menschen mit Stigmatisierungen konfrontiert. Diese werden für sie spürbar und können Reaktionen des Rückzugs nach sich ziehen, wie ein Ausschnitt eines Interviews verdeutlicht: *„Und mei Mutter hot a immer gsogt, jo die wollen nix mit dir zum Tuan hom, weil des san reiche Leit“* (TK33: 115-116). Während der junge Mann (25 Jahre) selbstbewusst meint *„aber im Endeffekt woas jo ned so“* (TK33: 116), zeigt sich die individuell unterschiedliche Art, mit stigmatisierenden Zuschreibungen umzugehen. So deutet die Erzählung über die Haltung der Mutter darauf hin, dass sie Zurückhaltung präferiert. Einen Grund für eine derartige Tendenz zur Selbstisolation bei armutsbetroffenen Menschen verortet Zander (2021: 407) u.a. in Schamgefühlen.

In den Narrationen können weitere Zuschreibungen hinsichtlich der Bewohner*innen der Volpesiedlung ausgemacht werden. Auf die Frage, ob Jugendliche aus dieser Siedlung anders sind, antwortet ein Jugendlicher der Online-Gesprächsrunde:

„Oiso in dera Hinsicht vermutlich schon weu de holt ah wahrscheinlich net wiaklich vü aundares seng weu se halt sölba in der Siedlung wahrscheinlich untaranaund sea vü holt mitgmocht hobn und a holt suiche Sochn gsehn hobn und deswegn sölba holt draußn (..) und da net wiaklich a Stelle dafia is dass sie holt damit umgehn lernan und des daun daun so quasi sengan dass es [Anm.: das Stehlen] ka guates Ding is“ (TK02: 395-400).

Die Bewohner*innen dieser günstig(er)en Wohngegend werden durch die befragten Jugendlichen mit bestimmten Verhaltensmerkmalen versehen bzw. wird ihnen ein bestimmtes Verhalten und Erfahrungsspektrum zugeschrieben. Anhand der Hervorhebung der Unterschiede, welche als gegeben postuliert werden, und der klaren Abgrenzung, weil *„do ge i persönlich net gern hi“* (TK02: 349), kommt es zu einer Klassifizierung (Bourdieu 1974 zit. n. Vester 2010: 142). Diesbezüglich fasst Vester (2010: 142) zusammen:

„Klassen sind nicht einfach gegeben [...], sondern werden durch Vorgänge der Klassifizierung erst gebildet. Die Gesellschaft ist sozusagen durchzogen von einer Aktivität der bewussten oder unbewussten, expliziten oder impliziten Klassifizierung. [...] Durch die ›distinguierende Klassifizierung‹ – zugleich eine soziale Praxis, durch die sich die Gesellschaftsmitglieder distinguieren – werden Klassen überhaupt erst erfahrbar, erlebt und wirksam.“

Die Auswirkung der Lebensverhältnisse, die als von Armut geprägt beschrieben werden, auf die Zukunft der Bewohner*innen der Volpesiedlung scheint aus Sicht des einen Jugendlichen bereits determiniert: Sie werden kriminell, weil sie u.a. zu stehlen beginnen. Interessanterweise wird vom zweiten Jugendlichen angenommen, es brauche eine externe Hilfestellung, um den Umgang mit gesetzeskonformen Verhalten zu lernen. Den Familien der Volpesiedlung wird nicht zugetraut, den dort aufwachsenden Jugendlichen beizubringen, dass Diebstahl *„ka guates Ding is“* (TK02: 384). Daher braucht es „a

⁴⁴ Der Pavillon wird in mehreren Interviews von Erwachsenen und Jugendlichen genannt (vgl. Kapitel „Verdrängung der Jugendlichen“, „Gleisdorf – gruppenspezifische Zufriedenheit“ sowie „Parkmenschen/Hedonist*innen“).

*richtige Aufklärung halt dass ah zum Beispü Sochn afoch mitnehman net die richtige (.) a waun des eigentlich sölbstverständlich is für jedn normaln Menschn aba dadurch das se net vü aundares sen füa de halt eben net“ (TK02: 401-404). Die Darstellung der Bewohner*innen der Volpesiedlung im Kontrast zu „normaln Menschn“ unterstreicht die zuvor beschriebene Stigmatisierung der Betroffenen. Spannend erscheint hier zudem, dass für den Jugendlichen „net wiaklich a Stelle“ ersichtlich ist, die sich um die Bewohner*innen kümmert. Die Fachkraft hingegen assoziiert mit der Volpesiedlung sofort „klassische Betreuungsfamilien“ (Fachkraft_5: 453).*

Als Randnotiz sei hier angemerkt, dass die Gesprächsrunde mit den Jugendlichen aufgrund gesetzlich verordneter Kontaktbeschränkungen online stattfindet. Das Interview ist mit einem Jugendlichen vereinbart, wobei sich im Gesprächsverlauf herausstellt, dass seine beiden Freunde zu Besuch bei ihm sind. Die an ausgrenzungsgefährdete Menschen gerichtete, explizite Konformitätserwartung hinsichtlich gesellschaftlicher und gesetzlicher Normen steht im Widerspruch mit dem eigenen normwidrigen Verhalten.

Regelwidriges Verhalten von armutsbetroffenen Menschen kann allerdings auch in einem anderen Licht betrachtet werden, wie die Aussage eines anderen Jugendlichen zeigt. Nachdem er sich über die aus seiner Sicht (zu) geringen Unterstützungen für Asylsuchende und Wohnungslose geäußert hat, meint der 17-Jährige: *„und dann die Leute wundern sich, warum die Leute etwas so Sachen machen, zu Sachen gezwungen sind. Weil die Stadt, die Gemeinde will ned mal irgendwas helfen“ (TK34: 85-87). Offensichtlich weiß auch dieser Jugendliche, dass Abweichungen von gesellschaftlichen Normverhalten Reaktionen wie bspw. Entrüstung oder Nicht-Verstehen hervorrufen. Er empfindet derartiges „Wundern“ scheinbar deplatziert, wenn die gesellschaftlichen Bedingungen Notlagen erzeugen. Insofern kann aus seinem Statement, Verständnis für Menschen in prekären Lebenslagen herausgehört werden, ebenso wie die Anerkennung bestehender Zwangslagen als Rechtfertigung für Regelbrüche. Zudem erscheint aus seiner Perspektive das – an mehreren Stellen im Datenmaterial positiv erwähnte (vgl. Kapitel „Vereine“) – Engagement der Gemeinde bzw. der Vereine nicht vorhanden. Es entsteht der Eindruck, dass der Befragte den Willen zu Hilfestellung seitens öffentlicher Stellen anzweifelt. In einer weiteren Sequenz des Gesprächs tritt die Unzufriedenheit mit bestehenden Ungleichheiten, die als „Mist“ bezeichnet werden, aber auch das Mitgefühl mit den Betroffenen zutage:*

„jo wenn ich andere Leute seh, wie s denen geht, so was is nicht gut. Also das ich fühle mit denen, verstehst du, wenn ma nix hat, zum Beispiel ich komm jetzt (so etwas) und der Typ hat gar nix, dann fühl ich mich schlecht, weil ich hab etwas und er nicht, is halt ein Mist“ (TK34: 151-154).

Dabei wird die Frage aufgeworfen, ob die Aussage *„ich fühle mit denen“* auf stark empfundene Empathie hinweist, oder ob der Befragte nicht aus einer Perspektive der persönlichen Betroffenheit und daher einer besseren Nachvollziehbarkeit berichtet. Der 17-Jährige betont zwar, sich schlecht zu fühlen, *„weil ich hab etwas“* und andere nicht. Befragt nach seiner derzeitigen Tätigkeit gibt er allerdings kurz und bündig *„gar nix“ (TK34: 107)* an. Weder in einer Ausbildung noch in einer Arbeit eingebunden zu sein, könnte darauf hinweisen, dass er selbst von finanziell prekären Verhältnissen betroffen sei. Für Zander (2021: 411) zählt u.a. das Scheitern an bestimmten Schnittstellen wie

am Übergang von Schule zu weiterer Ausbildung bzw. Arbeitsleben als eine der wichtigsten Ursachen für Armut im Jugendalter. Doch Verständnis für die Situation armutsbetroffener Menschen lässt sich auch an anderen Stellen des Datenmaterials finden. Dazu zählen bspw. der im Kapitel „Ökonomische Ungleichheiten in jugendlichen Gedankenwelten“ ausgeführte Interviewabschnitt zur Toilette im Stadtpark Gleisdorf (vgl. auch TK47: 1.019-1.024) sowie die Aussage einer 16-jährigen Befragten in einer ländlichen Gemeinde über die ungleichen (Teilhabe-)Möglichkeiten (vgl. TK35: 25-32 bzw. Kapitel „Abwertungs- und Diskriminierungsmomente“).

7.2.3. Auswirkungen und Implikationen im Freizeitbereich

Ein Indiz für die potenzielle Armutsbetroffenheit eines befragten 17-Jährigen lässt sich in der Beschreibung seines Freizeitverhaltens finden. Am Bahnhof mit Freund*innen „abhängen“ zählt zu den genannten Aktivitäten, die allerdings aufgrund von Polizeikontrollen erschwert wird: *„Im Winter is kalt, wir wollen irgendwo wo woam is und ned amoi do im Bahnhof kenn ma chillen“* (TK34: 49-50). Dabei ist der Bahnhof *„des einzige, wo (mal warm) is sonst gibt's nirgends in Gleisdorf, do Minus 30 Grad, wir chillen draußen, (wir können) nicht mal irgendwas machen“* (TK34: 52-54). Im Gegensatz zu jenen Jugendlichen, deren Eltern Partyräume im eigenen Haus/Keller einrichten (vgl. TK01: 299-301) oder Jugendlichen, die über zur Verfügung stehende eigene „Hütten“ berichten (vgl. TK35: 160)⁴⁵, scheint eine derartige Möglichkeit für diesen Befragten und seiner Clique nicht gegeben. Mit einer ökonomischen Schlechterstellung gehen häufig auch beengte bzw. prekäre Wohnverhältnisse einher (vgl. Kapitel „Ursachen und Folgen von Armutserfahrungen in jungen Jahren“). Der allgemein festgestellte hohe Stellenwert von öffentlichem Raum und dessen Verfügbarkeit für Jugendliche im Bezirk Weiz wird eingehend in den Kapiteln „Sozialraum als Treffpunkt“ und „Reduzierter Nutzungsraum“ herausgearbeitet. In Bezug auf (potenziell) armutsgefährdete Jugendliche soll an dieser Stelle die Schlussfolgerung hervorgehoben werden, dass aufgrund mangelnder Rückzugsmöglichkeiten im Privaten, dem öffentlichen Raum sowie anderen Raumressourcen wie bspw. Jugendeinrichtungen eine immens wichtige Rolle zukommt.

Aus Sicht von Erwachsenen werden Benachteiligungen von Jugendlichen aus finanziell schwachen Haushalten in geringerer Partizipation bzw. Teilnahme an (Vereins-)Aktivitäten bemerkbar. Eine Fachkraft und Mutter meint dazu in einem Gruppengespräch:

„Viele Kinder mit Migrationshintergrund woarn oft in den Vereinen nicht dabei. I man, i, Fußball weiß ich jetzt nicht. Fußball mag bei den Burschen vielleicht a andere Gschichte sein, . aber wenn i mir jetzt anschau: Ballet, . nein. I man, woar natürlich a a uch Unterricht, der zu bezahlen war, es war ja nicht kostenfrei“ (TK05: 839-842).

Die Aussage spiegelt das Bewusstsein wider, dass verschiedene Freizeitbeschäftigungen – wie bspw. privater Musikunterricht, bestimmte Hobbies oder Vereinsaktivitäten – eine Frage der Finanzierung(smöglichkeit) sind. Andererseits verdeutlicht die Passage, die intersektionale Überschneidung der Differenzkategorie Nationalität/Ethnizität/Kultur und sozioökonomischer Lage. Zunächst wird über die geringe Präsenz von Kindern mit Migrationsbiografie in Vereinsangeboten gesprochen und danach der Konnex zum

⁴⁵ Vergleiche dazu die Ausführungen in Kapitel „Privaträume“.

finanziellen Aufwand bestimmter Angebote hergestellt. Dies lässt auf eine gedankliche Verknüpfung von Migrationserfahrung mit ökonomischer Schlechterstellung bei der DiskutantIn schließen. Zander (2021: 410) hält diesen Zusammenhang als empirischen Fakt fest: „In besonderer Weise von Jugendarmut betroffen sind auch Jugendliche aus Migrant*innenfamilien und neuerdings jugendliche Flüchtlinge.“

Als Gegenmaßnahme, um die Inanspruchnahme von Vereinsaktivitäten zu fördern, sind finanzielle Unterstützungen seitens der Gemeinde zu werten. So bringt im gleichen Gruppengespräch eine andere Teilnehmerin ein: „*Die Stadt Gleisdorf selber unterstützt die Vereine auch mit oder die Familien mit einem Vereinskcheck [...] und des bekommen wie gesagt alle, bekommt jedes Kind bis zum 18. Lebensjahr*“ (TK05: 77-80). Nicht auf Freizeit bezogen aber von allgemeinen finanziellen Unterstützungen seitens der KJH berichtet eine Fachkraft aus einem ländlichen Teil des Bezirks:

„mia hobn scho a oiso Familien, die do betreut weadn [...] von da Kinder- und Jugendhilfe und was i eben durch die Nachmittagsbetreuung a kenn de hoit daun Scheidungsfamilien und und finanzielle Probleme a bissl, die weadn daun unterstützt und i find des funktioniert gaunz guat“ (TK07: 176-181).

Auch wenn die befragte Fachkraft derartige Unterstützung seitens der KJH positiv bewertet, wird aus Sicht von Jugendlichen die finanzielle Zuwendung seitens öffentlicher Stellen – im Gegensatz zu Finanzaushilfen im engeren Familienverband – negativ wahrgenommen, weil u.a. Scham oder Gefühle des Ausgeliefertseins ausgelöst werden (vgl. Hölscher 2003: 250 zit. n. Zander 2021: 409).

Neben finanzieller Bezuschussung, die bei jungen Menschen gefühlsmäßig mitunter negativ konnotiert ist, kann die Nutzung niederschwelliger Angebote ein Weg sein, um Jugendlichen aus finanziell schwächeren Haushalten Unterstützung und Freizeitaktivitäten zugänglich zu machen. So erzählt eine Fachkraft im Interview: „*wia hobn so a Fußball fürs Leben üba die flexiblen Hilfen ins Lebn grufn (B2 lacht) ahm das darauf konzipiert woa, dass Kinder und Jugendliche fia denan die Schwelle zum Verein zu hoch is trotzdem Fußball spüln können mit aundaren*“ (TK03: 324-327). Zeitgleich steht diese Aussage auch für das Wissen um bestehende Hürden bei der Inanspruchnahme der zahlreich vorhandenen Angebote im Bezirk Weiz. Borg-Laufs (2015: 328) unterstreicht in diesem Kontext, „dass Angebote für Kinder und Jugendliche aus Armutslagen niedrigschwellig, stadtteilorientiert, multidimensional und vor allem grundbedürfnisorientiert erfolgen sollten“. Auch ein Ferienprogramm bietet Abwechslung und Erfahrungsräume für jene, die wegen ökonomischer Schlechterstellung des Haushaltes keine bzw. weniger Gelegenheit für Urlaube, Ausflüge etc. haben.

„Ja, was mir noch einfällt ist, dass es anfoch in den Ferien auch eine große Anzahl an ah, a h m, Camps, allem möglichem gibt für Kinder. Also da gibt's in Gleisdorf wirklich sehr viel von den Vereinen, quer durch gibt's viel Auswahl um die Kinder auch in der Ferien ahm, a gute Betreuung zu ermöglichen“ (TK05: 141-143).

Diese Angebote sind aber vorwiegend in urbaneren Gegenden des Bezirks verortet. „*In die Städte gibt's natürlich daun a die Angebote im Sommer für die Kinder ah die verschiedensten Camps und so weiter des gibt's bei uns leida nicht*“ (TK07: 160-162), erwähnt eine Fachkraft aus einer ländlichen Weizer Gemeinde.

Die Schilderungen einer anderen Fachkraft aus der Jugendarbeit machen deutlich, dass es im Arbeitsalltag üblich ist, zur Grundversorgung von Jugendlichen beizutragen. *„Wos ma scho oft gmocht hobn woa mit den Jugendlichen gemeinsam gekocht [...] weil so a Gruppe do woa, wir hobn an Hunger, guat passt, einkaufen gehen [...] und daun moch'ma“* (TK49: 434-440). Dass es dabei nicht um einmalige Situationen handelt, lässt sich an der Formulierung *„scho oft“* ablesen. Gemeinsames Kochen als Aktivität, die mit Spaß und Freude verbunden wird, lässt auch leichter aussprechen, dass jemand hungrig ist. In unseren Breiten wird Hunger allgemein als kurzfristiger Ausnahmezustand verstanden, verdeckt u.U. aber mögliche Unterversorgung mancher Jugendlichen aufgrund (potenzieller) Armutsbetroffenheit. Wie Butterwege (2013: 219) ausführt, rekuriert das in westlichen Industrieländern vorherrschende Armutsbild auf Elendssituationen in anderen Ländern und kann dazu führen, dass vergleichbare Erfahrungen von Kindern und Jugendlichen im eigenen Umfeld nicht wahrgenommen werden. Insofern können Jugendeinrichtungen mit ihren Angeboten teils in doppelter Hinsicht wirken: Zum einen können bestimmte Bedürfnisse ausgesprochen werden, ohne gleich stigmatisierend zu wirken. Eine Aktivität, an der sich mehrere beteiligen (können), führt somit nicht auf die Situation eines*iner Einzelnen zurück. Die für Jugendliche kostenfreie Möglichkeit, gemeinsam zu kochen und zu essen, bietet eine punktuelle Ressource zur Linderung materieller Unterversorgung.

7.3. Diskriminierung entlang (sozial-)räumlich orientierten Differenzen

Auch der Bezirk Weiz kann sich dem Phänomen Migration nicht entziehen. Ergebnisse der quantitativen Forschungsgruppe⁴⁶ des Forschungsprojekts im Bezirk Weiz stellen einen positiven Zuwanderungssaldo in den letzten beiden Jahrzehnten fest. Dabei liegt der Zuwachs bei Menschen mit nicht-österreichischer Staatsangehörigkeit⁴⁷ höher als bei Menschen mit österreichischer Staatsangehörigkeit.

Unter migrationsgesellschaftlichen Bedingungen sollten grundsätzlich die Entwicklungsmöglichkeiten und Handlungsspielräume aller Jugendlichen betrachtet werden, nicht nur jener, die als „Migrationsandere“ gelesen werden (vgl. Kapitel „Migration – Aspekte von Nationalität, Ethnizität und Kultur“ sowie „Mehrfachzugehörigkeiten“). Allerdings weisen (sozial-)räumlich orientierte Differenzlinien wie Nationalität, Ethnizität und Kultur (vgl. Mecheril/Plößler 2018: 288) vermehrt Diskriminierungspotenzial auf individueller, institutioneller und gesellschaftlicher Ebene auf. Insofern sind damit meist Einschränkungen und Benachteiligungen hinsichtlich Entwicklungs-, Gestaltungs- und Teilhabemöglichkeiten von Betroffenen im sozialen Nahraum und in gesellschaftlichen Zusammenhängen verknüpft. Nachstehend werden daher die Ergebnisse der Datenauswertung

⁴⁶ Vgl. hierzu Masterthesis „Eine inklusive Gesellschaft, aber wie? Eine Auseinandersetzung mit Randthemen der Kinder- und Jugendhilfe Weiz“ der Autor*innen Bayerl, Grafl, Janker und Laimgruber.

⁴⁷ Die Staatsangehörigkeit ist zentraler Parameter bei der statistischen Erfassung unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen. Der Vollständigkeit halber sei an dieser Stelle wiederholt, dass der vorliegenden Arbeit ein weitgefasst(er)es Verständnis von Menschen mit Migrationsbiografie zugrunde liegt (vgl. Kapitel „Migration – Aspekte von Nationalität, Ethnizität und Kultur“).

zum Erleben von rassistischer Diskriminierung ausgeführt, die auf den Schilderungen von befragten Jugendlichen beruhen. Darüber hinaus wurde das erhobene Datenmaterial im Hinblick auf feststellbare Haltungen und das Bewusstsein über (eigene) rassistische Diskriminierungspraxis von „Privilegierten“⁴⁸ untersucht.

7.3.1. Leben mit rassistischer Diskriminierung

Aus dem erhobenen Datenmaterial zeichnet sich ab, dass der Alltag von Jugendlichen mit Migrationsbiografie auch im Bezirk Weiz von rassistischen und diskriminierenden Erfahrungen durchzogen ist.⁴⁹ Im Kapitel „Abwertungs- und Diskriminierungsmomente“ wurde bereits dargelegt, dass rassistisch motivierte Diskriminierungen im Bezirk Weiz *„schon ab und zu, schon (lacht)“* (TK34: 118) vorkommen. Das Lachen des betroffenen Jugendlichen mit Migrationsbiografie an dieser Stelle kann als Abwehrmechanismus angesichts der angesprochenen Thematik interpretiert werden. Durchaus denkbar ist auch, dass Desinteresse oder Gleichgültigkeit gegenüber der Thematik signalisiert werden soll, um etwaige persönliche Betroffenheit herunterzuspielen.

Die Palette von Rassismuserfahrungen reicht bei befragten jungen Menschen im Bezirk Weiz von *„a bissl schief ongschaut worden, weil sie Rumänin woa“* (TK33: 141-142) oder vom Sitznachbarn in der Schule *„irgendwie ganz leise angemault“* (TK47: 683) werden über *„bei der Arbeit merkst es halt so im Hintergrund eher, [...] [wenn] dir alles so übertrieben vereinfacht erklärt [wird], weil du halt eine andere Muttersprache hast“* (TK49: 836-841). Als *„schlimmste Erfahrung“* (TK47: 847) schildert eine nunmehr 18-Jährige ein Erlebnis aus der Zeit der ersten Volksschulklasse: *„Ich wollte eine Geburtstagsparty machen [...] und ich hab alle Mädels aus der Klasse eingeladen, aber keine ist gekommen, weil deren Eltern zu den Kindern gsagt ham, ja nein die kommen aus Rumänien, bei denen is dreckig“* (TK47: 847-850). Retrospektiv betrachtet meint die Jugendliche dazu: *„da können die Kinder nichts dafür, sondern die Eltern und des is des, was mich mehr schockiert“* (TK47: 850-851).

Interessant erscheint an dieser Erzählung, dass Vorurteile und diskriminierende Einstellungen von Erwachsenen zu Ausgrenzungen von Kindern und Jugendlichen untereinander führen (können). Dies zeigt sich nicht nur in der wiedergegebenen Erinnerung der 18-jährigen Gymnasiastin über die Geburtstagsparty ohne Gäste, sondern drückt sich ebenfalls in der Erzählung eines 25-jährigen Befragten aus. Er beschreibt die Schulzeit seiner Schwester so, dass *„die Kinder hom a mit ihr gspielt und teilweise hom die Eltern a irgendwie so schief gschaut“* (TK33: 142-143), was letztlich zu der Einschätzung führt *„i glaub, sie hots scho schwer ghobt“* (TK33: 143-144). Daher kommt er zu der Wahrnehmung: *„Kinder denken ned an Rassismus oder was auch immer oder ist komisch oder des gibt's ned, erst ob an gewissen Alter fongst selber zum Nochdenken on, weil*

⁴⁸ Mecheril (2007: 14) zufolge erzeugt Rassismus Machtverhältnisse, von denen Nicht-Betroffene symbolisch und faktisch profitieren. Insofern wird der Begriff „Privilegierte“ gewählt, um jene Menschen zu bezeichnen, die nicht von rassistischer Diskriminierung betroffen sind.

⁴⁹ Amman und Kirndörfer (2018: 63) verweisen auf zahlreiche qualitative und quantitative Studien mit diesbezüglichen Ergebnissen.

du des teilweise von der Beziehung mitbekommst“ (TK33 112-114). Das „von der Beziehung mitbekommst“ könnte auf die familiäre Beziehung rekurrieren, in der Kinder früh Meinungen, Haltungen und Werte (kennen-)lernen bzw. übernehmen. Eindeutiger wird diese Auffassung vom Übernehmen von Rassismus an seiner Feststellung „und wenn s d des Jugendlichen natürlich ned bebringst oder von Generation zu Generation du des natürlich immer weitergeben, des lebt si donn ein“ (TK33: 122-124).

Wie die Jugendlichen zu „anderen“ gemacht werden, lässt sich der Erläuterung einer Fachkraft im ländlicheren Bereich entnehmen. Eine jugendliche Person of Colour (PoC), die zu den Besucher*innen der Jugendeinrichtungen zählt,

„sagt a, dass sie manchmal scho damit kämpfen muss, dass sie halt a andere Haarfarbe hat, Hautfarbe hat und das manchmal schwer is, dass die Leit (sie so annehmen wie sie is) und dass sie als Österreicherin (annehmen und net von vornherein brandmarken) des krieg ma a bissl mit“ (TK37: 135-139).

Eine 18-Jährige erzählt aus ihrer subjektiven Sicht:

„zum Duschgel sagt sie [Anm.: die Mutter der Befragten] Geldusch und ich sag jetzt auch immer Geldusch, weil das einfach so hängen bleibt und früher war des immer so, wieso sagst du des so komisch und wieso kannst du kein Steirisch oder wieso hast du so n komischen Dialekt und so“ (TK47: 833-836).

Für sie waren die Fragen nach und die Bezeichnung ihrer Aussprache als „komischen Dialekt“ in der Kindheit nicht nachvollziehbar und warfen dadurch bei ihr Fragen⁵⁰ auf, „weil ich ned gwusst hab, was die jetzt von mir wollen, was is da komisch und so“ (TK47: 837-838). Gleichzeitig setzt sich diese „Veränderung“ (Amman/Kirndörfer 2018: 9) fort und macht nicht bei den in die Interaktion involvierten Personen Halt. Gleichsam werden Familienangehörige erfasst und bewertet. „Und oft war s dann halt immer auch so, ja deine Mama redet komisch, deine Mama redet aber komisch, ich hör das nicht, es is halt einfach ihr Dialekt“ (TK47: 838-839). Mit „oft war s dann halt immer auch so“ wird die Häufigkeit und Permanenz derartiger Situationen spürbar. Indem die Jugendliche in ihrer Erzählung „deine Mama redet aber komisch“ bei der Wiederholung dieser Aussage das Wort „aber“ einfügt, kommt die dabei wahrgenommene Zuschreibung von „Andersartigkeit“ der Mutter – und damit implizit auch der Jugendlichen – besonders deutlich hervor.

Auffällig ist zudem, dass dem Datenmaterial zufolge derartig übergriffige und diskriminierende Situationen nicht nur von Privatpersonen ausgehen. So wurden im Kapitel „Abwertungs- und Diskriminierungsmomente“ schon Interviewpassagen vorgestellt, aus denen Erfahrungen der Befragten mit Racial Profiling seitens der Exekutive hervortraten. Auch im schulischen Kontext gibt es Erlebnisse, die Betroffene „a so ein bisschen geflasht“ (TK47: 699) zurücklassen. Es gab „eine Lehrerin, die mir gesagt hat, ich soll weniger nach Slowenien fahren und mehr lernen fürs Fach, obwohl ich eh fast nie unten war bei meinen Großeltern“ (TK47: 695-697), erzählt ein Gymnasiast. Eine Aufforderung für mehr Einsatz hinsichtlich schulischer Belange wie „mehr lernen fürs Fach“ gehört wohl in den Kontext von Interaktionen zwischen Lehrenden und Schüler*innen. Ein in

⁵⁰ Mitunter kommt es nicht nur zu Fragen, sondern kann die Aussage darauf hindeuten, dass derartige Erfahrungen in jüngeren Jahren Verstärkungspotenzial bergen.

diesem Zusammenhang zustande kommender Verweis seitens der Lehrkraft, dass „weniger nach Slowenien“ gefahren werden soll, erscheint unangebracht. Zumal sich aufgrund der Selbstbeschreibung des Befragten eine andere Realität zeigt, dass er „fast nie unten war“. Insofern kann die Aussage der Lehrenden als Zuschreibung über die Art der Freizeitgestaltung von Jugendlichen mit Migrationsbiografie verstanden werden.

Als Betroffene mit Rassismus zu leben, bedeutet „des war ziemlich hart“ (TK47: 854), weil „Leute . wissen nicht, wie das is, es tut weh verstehst du, (wenn jemand so zu dir sagt), (es tut im Inneren) weh“ (TK34: 120-121). Einige aus dem Datenmaterial herausgearbeitete Coping-Strategien wurden im Kapitel „Unterstützung und Bewältigungsstrategien“ beschrieben. Daneben versuchen Betroffene häufig, eigene Gefühle und persönliche Betroffenheit im Kontext rassistischer Diskriminierung und Abwertung zu verbergen. „Also ja, es war schon . so Kleinigkeiten, aber es hat mich eh net gestört“ (TK47: 711-712) und „aber trotzdem du hast eben kein Problem Mann“ (TK34: 121). Das Herunterspielen derartiger Erfahrungen wurde bereits im theoretischen Teil als (vorgegebene) Gleichgültigkeit erläutert (vgl. Kapitel „Rassistisch motivierte Diskriminierung“). Dies kann zwar als selbstbewusster Umgang mit Rassismus verstanden werden – wie auch eine Fachkraft bei einem Arbeitskreis ausdrückt: „Viele haben Selbstbewusstsein bzw. sind so eingebettet, dass dies keine große Rolle spielt“ (AK03 84-85). So mag das auch bei der Aussage eines befragten Jugendlichen erscheinen, denn „mit deren (.) Aussagen, ficken sie [Anm.: die Menschen, die rassistisch agieren] sich selber sozusagen, weil ich weiß, was ich zu sagen habe und was ich sagen kann“ (TK34: 123-124). Der Jugendliche zeigt sich besonders stark und unangreifbar an dieser Stelle des Interviews, auch wenn er der einzige Befragte ist, der an anderer Stelle zu dieser Thematik von „Verletzung“ spricht. Darüber hinaus wird an einer weiteren Interviewpassage deutlich, dass er sich dennoch damit beschäftigt. „Aber (die denken halt immer viele denken halt falsch do) in Gleisdorf, keine Ahnung, weiß i ned, was in denen im Kopf abgeht“ (TK34: 72-74). Dies unterstreicht, dass die dargelegte Gleichgültigkeit zum Teil auch vorgegeben sein könnte und als Strategie fungiert, die beim Umschiffen von Verletzungen und Demütigungen hilft bzw. einen Weg aus der Opferrolle bedeuten kann (vgl. Amman/Kirndörfer 2018: 83).

7.3.2. Rassistische Diskriminierung aus Täter*innen-Sicht

Zentral bei der zuvor dargestellten Aussage „Leute . wissen nicht, wie das is“ (TK34: 120) erscheint die Feststellung über das Nicht-Wissen bzw. das „Nicht-am-eigenen-Leib-Spüren“. Die „Leute“, womit auf diejenigen Bezug genommen wird, die rassistisch und abwertend agieren, haben aus Sicht dieses Jugendlichen keine Ahnung, was ihr Verhalten bewirkt.

Dieses geringe bzw. fehlende Bewusstsein über Konsequenzen eigenen (abwertenden bzw. verletzenden) Handelns findet sich spiegelbildlich in Aussagen von Befragten wieder, die der Mehrheitsgesellschaft zugerechnet werden können. Abwertende Benennungen wie „hmm i sog jetzt mol die Proleten, die Kanaken“ (TK27: 179) sind nicht nur geläufig, sondern werden gleichzeitig verharmlost, indem die eigene Intention als „nicht abwertend“ positioniert wird. Denn „des heat si immer so schlimm au, i mans a ned

schlimm“ (TK27: 185). Es mag bereits Gewohnheit sein, abwertende Bezeichnungen für bestimmte Gruppen zu verwenden. Dazu meint Mecheril (2007: 6), „wir haben uns auch deshalb daran gewöhnt, weil diejenigen, die von dieser Diskriminierung negativ betroffen sind, über diese Diskriminierung nicht respektabel sprechen können“. Die konkrete Gesprächssituation könnte sogar ein Abbild dieser von Mecheril getätigten Feststellung sein: Während die Befragte über *„die jugendlichen Burschen, die halt ned in Österreich geboren san oder Eltern ham, die ned aus Österreich kumman und de si holt mit Nike-Anzug, Trainingsjacken, Trainingshosen“* (TK27: 190-193) kleiden, erzählt, schweigt ihr Partner. Er selbst ist ein junger Erwachsener, dem von der Interviewenden aufgrund der Aussprache eine Migrationsbiografie zugeschrieben wird und der sich im restlichen Gesprächsverlauf deutlich mehr einbringt als in dieser Interviewsequenz.

In einem Online-Gruppengespräch wird die Unattraktivität der Volpesiedlung beschrieben, wobei das *„net jetz irgendwie rassistisch gmant [ist] oba da gehn holt di gaunzn Auslända hin“* (TK02: 371-372)⁵¹. Ähnlich wie die Befragte zuvor möchte dieser Jugendliche klarstellen, dass seine Aussage nicht rassistisch gemeint ist. Ogette (2020: 21f.) spricht in diesem Zusammenhang von einer mangelnden Verantwortungsübernahme derjenigen, die rassistisch agieren. Dem liegt zugrunde, dass Rassismus bzw. rassistisches Verhalten oft als etwas verstanden wird, das vorsätzlich passieren muss. Das beruhigende Mantra lautet: Wo kein Vorsatz, da keine rassistische (Grenz-) Verletzung oder *„net jetz irgendwie rassistisch gmant“*.

Ein ähnliches Statement findet sich im Rahmen einer Gesprächsrunde vor Ort: *„Also es soi jetzt ned foisch klingen, owa es gibt hoit so Ausländer, vüle“* (TK43: 250-251) lautet die Antwort auf die Frage nach etwaigen Jugendgruppierungen im Bezirk Weiz. Die Thematik *„Ausländer“* soll Eingang ins Gespräch finden. Allerdings geht es um eine „vorsichtigeren“ Annäherung, was sich durch den Hinweis *„es soi jetzt ned foisch klingen“* ausdrückt. In Bezug auf die Anzahl der Jugendlichen mit Migrationsbiografie lautet die Antwort *„de san unzählig, keine Ahnung“* (TK43: 290) und *„ja, die vermehren si. Keine Ahnung“* (TK43: 296). Obwohl kein genaues Wissen zur Anzahl der Jugendlichen mit Migrationsbiografie vorzuliegen scheint – immerhin wird zwei Mal *„keine Ahnung“* artikuliert –, wird eine auf Wahrnehmung basierende, unkonkrete Quantität benannt. Die Verwendung des Wortes *„unzählig“* deutet auf eine übermäßig große Anzahl hin. Einerseits wird geschätzt *„des is, glaub i, scho immer“* (TK43: 308), andererseits wird die Sorge geäußert, dass sich die Situation verschlimmert. *„Seit a poa Johr is extrem, kimmt ma vor. Des woa vorher ned so org“* (TK43: 319-320). Der Eindruck einer „unüberschaubaren Zunahme“ des Anteils von Menschen mit Migrationsbiografie kann mitunter durch mediale Berichterstattung oder populistische Politprogramme verstärkt werden. Dies kann mitunter Verunsicherung bzw. kollektive Bedrohungsgefühle erzeugen und dadurch (rassistisch) motivierte Vorurteile befördern.

„Im Kern der Ausländerfeindlichkeit scheinen sich Konkurrenzgefühle zu verstecken, bzw. die Furcht, in der Erwachsenenkonkurrenz um Arbeitsplätze und

⁵¹ An dieser Textpassage tritt wieder die Überschneidung der Differenzlinien Armut und Nationalität/Ethnizität/Kultur hervor. Für die Ausführungen über die Volpesiedlung mit Fokus auf die Armutsdimension der Bewohner*innen sei auf das Kapitel „Zwischen Stigmatisierung und Empathie“ verwiesen.

Zukunftschancen (projektiv verlängert: um Anerkennung, Mädchen und öffentliche Aufmerksamkeit) zu unterliegen“ (Deutsche Shell AG 2000: 259 zit. n. Böhnisch/Funk 2013: 109).

Konkurrenz könnte sich auch darin äußern, dass der als Fremdgruppe definierten Gruppe Jugendlicher keine positiven Attribute zugeschrieben werden: *„I man, so homs jetzt ned so a Kroft, owa bei de is immer hoit so die Soch, ob s a Messer mithom oder ned, deswegen is a wenk gefährlich teilweis“* (TK43: 253-255). Stärke oder Kraft hätte diese Gruppe nicht vorzuweisen. Dennoch sei es ratsam auf der Hut zu sein, weil die Frage im Raum steht, ob in einer Auseinandersetzung andere Mittel (z.B. Waffen) eingesetzt werden. Ein weiterer Aspekt des Wettbewerbs könnte um Räume bestehen (vgl. „Unterstützung und Solidarität im Rahmen der Community“).

Im Sog der beschriebenen Befürchtungen tätigen die befragten Jugendlichen Aussagen, bei denen gar nicht die Möglichkeit einer rassistischen Abwertung bedacht wird. *„Des is, glaub i, vo Natur aus bei se so, dass afoch bled san, glaub i. Keine Ahnung, do hüft, glaub i nix mehr“* (TK43: 318-319). In dieser Textpassage zeigt sich deutlich die Stereotypisierung von Menschen mit Migrationsbiografie durch die befragte Person (vgl. Kapitel „Diskriminierende Verhältnisse durch Differenzordnungen“). Diese abwertenden Einstellungen könnten auf individuelle Negativvorfälle rückführbar sein *„so wie erm zum Beispiel sans amoi ongangen, der woit den afoch auf d Nocht mal voll ongeh“* (TK43 251-252) oder sich auf diffuses Wissen aus Hören-Sagen mit rassistischen Hintergrund stützen *„wir hom ka Problem, owa i hob scho vo ondare Leit gheat dass“* (TK43: 282).

7.4. Anschluss finden – Anschluss ermöglichen

Der Stellenwert sozialer Bindungen für Jugendliche wurde sowohl im theoretischen Teil dieser Arbeit (vgl. Kapitel „Peergroups/Clique“) als auch im Rahmen der aus dem Datenmaterial ablesbaren Ausgrenzungsmomente (vgl. Kapitel „Abwertungs- und Diskriminierungsmomente“) erläutert. Dem Bezirk Weiz wird grundsätzlich von vielen Seiten – Jugendlichen und Fachkräften – attestiert, gute Rahmenbedingungen für soziale Anschlussmöglichkeiten zu bieten. *„Des auf jeden Foll oiso in so an kloan Ort do kennt fost jeda jeden und und do a durch die Schule (.) is sehr vü Kontakt mit anderen Familien und die Kinder kennan si treffen des is des funktioniert gaunz gut jo“* (TK07: 132-134), stellt eine Fachkraft aus einer ländlichen Gemeinde fest. Ähnlich meint ein Jugendlicher:

„olso i würd sogn im Bereich Mortantsch und holt Weiz als Jugendlich aufzuwachsen is sehr a ngenehm weil i wüad sogn die Jugendlichen die Jugendlichenrate ist sehr hoch in Weiz quasi dass man halt viele Freunde finden kann und sehr viel unternehmen kann“ (TK02: 56-59).

Ein Gespräch mit zwei 18-jährigen Schülerinnen aus der Bezirkshauptstadt verweist auf Unterschiede beim Knüpfen sozialer Kontakte abhängig vom Setting und bringt somit einen weiteren Aspekt zum Vorschein. *„Mit Jugendlichen, also ich glaube, also die Schulen machen schon viel aus, also vor allem bei uns im Bundesschulzentrum geht es schnell, dann weiß ich auch nicht, ob das jetzt so leicht ist im wahren Leben quasi in der Freizeit wen kennenzulernen“* (TK41: 128-130). Ihre Freundin ergänzt: *„Ja in der Schule oder in der Arbeit halt hätte ich gesagt“* (TK41: 131) und für die Freizeit *„wenn man sich*

traut, einfach irgendwen anreden so“ (TK41: 133). Diesen Aussagen zufolge kann die Kontaktaufnahme in institutionalisierten Bereichen wie Schule und Arbeit durch die Umstände des „Zusammenseins“ bzw. aufgrund des Rahmens leicht(er) erfolgen. Jedoch *„im wahren Leben“* wird viel von Charaktereigenschaften des Individuums beeinflusst.

In der persönlichen Sphäre scheint es zwei Haltungen in Bezug auf die Kontaktabahnung von (potenziell) ausgegrenzten Menschen zu geben. So deutet die Aussage *„oiso mit den Jugendlichen, die net so gut Kontakt findn hob i kan Kontakt weu die kan Kontakt findn“* (TK02: 89-90) darauf hin, dass die Verantwortung, soziale Kontakte zu erschließen, bei der*dem Anderen liegt, ohne eine mögliche Vulnerabilität der betroffenen Person zu berücksichtigen. Demgegenüber steht die Idee, dass für die Überwindung von sozialem Ausschluss eine Mit-Verantwortung anderer Gesellschaftsmitglieder besteht. Dies lässt das Statement eines 25-Jährigen errahnen, *„weil i bin ana so zum Beispiel, i kann mit jedem und donn denk i ma, wenn i des kann, donn nutz i die Fähigkeit, dass i ondare a damit hölf“* (TK33: 29-31).

7.4.1. Soziale Kontakte als Ressource

Interessant in diesem Zusammenhang erscheint die Feststellung: *„Kana will allanig sein [...] a Mensch sucht si immer irgendwen, mit dem a reden kann und sei es nur a Freund, des reicht eh schon“* (TK33: 218-220). Neben der Relevanz von sozialem Angebunden-sein, den der junge Erwachsene (25 Jahre) für alle Menschen verortet, bringt der Befragte zum Ausdruck, dass aus seiner Sicht bereits eine Ansprech- bzw. Vertrauensperson eine nicht zu unterschätzende Ressource darstellen kann.

Auch die Antwort einer jungen PoC bei einer Kurzbefragung zeugt davon, welche Bedeutung einer Bezugsperson beigemessen wird. Befragt nach den Anschlussmöglichkeiten in seinem Fußballverein, meint er: *„Ja kann man leicht Kontakt mit den anderen Kindern beko mmen, weil da habe ich einfach einen guten guten Freund von mir getroffen, ja“* (TK15: 24-25). Kennenlernen konnte er demnach mehrere Kinder. Allerdings drückt die Hervorhebung des einen besonderen Kontakts, der als Freund*innen-schaft empfunden und bezeichnet wird, eine hohe Relevanz dieser Person für den Befragten aus. Die doppelte Nennung des Adjektivs gut in diesem Zusammenhang könnte zudem auf die wertvollen, positiven Gefühle und Erfahrungen, die mit dieser Beziehung verbunden werden, hinweisen.

Dass bestehende soziale Kontakte – u.U. auch nur ein sozialer Kontakt – zu einer stärkeren Einbindung und Erweiterung des Handlungsspielraums von Jugendlichen beitragen können, lässt die Aussage einer Mutter vermuten: *„Computerspiele. Volleyballspielen war noch, wenn ihn die Freunde abgeholt haben“* (TK18: 16-17). Es scheint, dass es lediglich bei einer Freizeitbeschäftigung des mittlerweile volljährigen Sohnes geblieben wäre, hätten ihn die Bekannten nicht abgeholt. Dadurch konnten zusätzliche bzw. weitere Bereiche erschlossen werden, wodurch die bestehenden Beziehungen als Brückenkontakte klassifiziert werden könnten (vgl. Chassé/Rahn 2005: 149-151 bzw. Kapitel „Schutzfaktoren und Bewältigungsstrategien“).

Eine weitere Textpassage verdeutlicht die Einbindung von Jugendlichen in Vereinsaktivitäten über soziale Beziehungen der Eltern:

„I man, i man, mitm Handball, mein Sohn is dazu gekommen, dass mi die Mütter angredt hobn, du wir brauchatn no an Hondbolla, unsre Buam spüln so gern, mog er net dazuakomman, net. Und so is er irgendwie zum Hondbollverein gekommen und es hat ihm dann Spass gemacht dort mit seinen Freunden, ebn, ebn eh zu spielen und und zu trainieren“ (TK05: 843-846).

Während in dieser Erzählung der Anstoß zur Teilnahme am Handballtraining über die sozialen Kontakte eines Elternteils erfolgte, denn *„so is er irgendwie zum Hondbollverein gekommen“*, zeigt sich, dass der ständige Kontakt im Verein das Entstehen und den Bestand von Gleichaltrigenbeziehungen fördern kann.

7.4.2. Institutionalisierte und professionelle Beziehungsangebote

Wie aus dem Datenmaterial abzulesen ist, gibt es allerdings auch Jugendliche im Bezirk Weiz, die allein und ohne jegliche privaten Anknüpfungspunkte unter Gleichaltrigen da stehen. *„Natürlich gibt's Familien a, . (.) Jugendliche, die holt so durchfoln .. des gibt's wahrscheinlich schon. Na, de gibt's“* (TK01: 701-702). Scheint diese Fachkraft noch zwischen Annahme – *„wahrscheinlich schon“* – und Wissen – *„de gibt's“* – zu schwanken, kann eine andere Fachkraft aus dem Arbeitsalltag von einem konkret betroffenen Jugendlichen berichten, der *„einfach da in Strahlegg kan Anschluss findet“* (TK37: 157). *„Und da merk ma dem geht's psychisch auch schlecht“* (AK03: 138).

In diesem Kontext erscheint relevant, dass Jugendeinrichtungen es u.a. als ihren Auftrag verstehen, fehlende soziale Kontakte aus dem persönlichen Umfeld bis zu einem gewissen Ausmaß zu „kompensieren“. *„Die, die ausgegrenzt werden, für die sind wir dann ein Auffangnetz. Die haben keinen Anschluss. Da sind wir das Highlight in der Woche“* (AK03: 134-136) wird diesbezüglich bei einem Vernetzungstreffen erzählt.

Die Wahrnehmung von Jugendlichen geht in eine ähnliche Richtung. Ins örtliche Jugendzentrum *„gehn holt viele ondere also von meiner alten Klass“* (TK06: 489) *„und do gibt's an Buam mit dem hots scho ziemlich viel Stress geben“* (TK06: 494) berichten zwei Jugendliche in einem Online-Gespräch. *„Deswegen gemma do net so gern hin“* (TK06: 496) wird weiters die daraus resultierende Konsequenz für die eigene Nutzung der Jugendeinrichtung beschrieben. Der Narration zufolge deuten sowohl die von den Erzählenden benannten bzw. zugeschriebenen Schwierigkeiten („Stress“) in der Schule als auch das Distanzverhalten der Befragten dem Schulkameraden gegenüber auf eine marginalisierte Position des fraglichen Jugendlichen hin. Zum anderen scheint der adressierte Jugendliche zumindest aus Sicht der Interviewten im Jugendzentrum eine Umgebung vorzufinden, die für ihn passt.

Zeitgleich zeigt diese Interviewsequenz, dass die befragten Jugendlichen OJA-Einrichtungen als Freizeit- und Aufenthaltsort von vermeintlich „problematischen“ Jugendlichen wahrnehmen. Eine derartige Auffassung ist auch einem ehemaligen Besucher eines Jugendzentrums aufgefallen, obwohl er selbst soziale Einrichtungen grundsätzlich als hilfreich in puncto Eingliederung und Knüpfen von sozialen Kontakte empfindet. *„Absolut,*

weil i hob des [Anm.: Jugendzentrum] selber verwendet nach da Schul, nachm Gymnasium bin i dort einigongen, blöd is nur, dass viel verrufen wird immer“ (TK33: 228-229).

Im Gegensatz zu jenen Jugendlichen, die berichten, dass Jugendeinrichtungen nicht bzw. selten von ihnen aufgesucht werden⁵², stellt diese Angebotsstruktur aus Sicht der Fachkräfte eine wichtige Ressource für sozial benachteiligte Jugendliche dar: *„die kommen regelmäßig, jede Woche, de melden sich“ (AK03: 141)*. Aussagen aus einer Gruppendiskussion in einer Jugendeinrichtung lassen darauf schließen, dass die Angebotsnutzung meist langfristig erfolgt. Ein Diskussionsteilnehmer, der mittlerweile als Elektrotechniker im Berufsleben angekommen ist, rekonstruiert seinen ersten Besuch anhand der Schulzeit. *„Da war i no in da Hauptschule in der ersten Klasse glaub ich“ (TK49: 64)*, um in weiterer Folge über die Gegenwart zu erzählen: *„Eigentlich i kumm nur so zum Redn her drinnan tua i fost goa nix mittlerweile“ (TK49: 74-75)*. Auch wenn die Angebote mit dem Alter der Nutzer*innen in unterschiedlicher Weise in Anspruch genommen werden, denn *„drinnan tua i fost goa nix mittlerweile“* bezieht sich auf die von der Jugendeinrichtung zur Verfügung gestellte Infrastruktur (bspw. Playstation, Tischfußball etc.). Das *„mittlerweile“* drückt aus, dass die Ressourcennutzung in der Vergangenheit sehr wohl erfolgt ist. Aussagekräftig in Bezug auf die Frage nach der Herstellung von sozialem Anschluss ist vielmehr das *„i kumm nur so zum Redn her“*. Es unterstreicht die Relevanz der OJA-Einrichtung bzw. der darin tätigen Fachkräfte als Bezugspersonen für Jugendliche, die – aufgrund der langjährigen Nutzung – als „Stammpublikum“ der jeweiligen Institutionen beschrieben werden können. Dies korrespondiert mit Ergebnissen einer in Deutschland durchgeführten Studie: *„Die Jugendlichen, die Einrichtungen nutzen, tun dies häufig und langdauernd sowohl was den wöchentlichen Besuch angeht als auch die Dauer des Besuchs insgesamt“ (Deinet et al. 2017: 204).*

Neben Angeboten der OJA werden auch Vereins- und Verbandsaktivitäten im Bezirk Weiz von Jugendlichen genutzt. Es *„san mehrere Gruppierungen so wie die Landjugend is eben der Klassiker, sist Feuerwehr und Musik, Fuaßball, also des san eigentlich die greßaren Sochen do, vos si sist so zommenschweißten immer“ (TK38: 49-51)*. Sportliche Aktivitäten stellen für manche einen Anknüpfungspunkt für kürzere Perioden dar – *„früher Fußball“ (TK34: 82)* meint ein 17-Jähriger –, während andere bis ins Erwachsenenalter dran bleiben – *„wir kicken a beide scho ewig, hom zommen (.) scho ongfongen“ (TK38: 14-15)* erzählt ein 23-Jähriger. Ein ähnliches Bild zeichnet sich bei den Jugendangeboten der Blaulichtorganisationen ab. Bei den einen wird eine langfristige Verbindung aufgebaut, die mit zunehmendem Alter u.U. zur Übernahme von Funktionen führt. *„Von meiner Ölteren, die san dort quasi schon Jugendbegleiter . und mochn diese Jugendstunden. Die Jugendlichen für die Jugendlichen“ (TK01: 465-467)*. Bei anderen kommt es zum Ausstieg, wenn Bedingungen ungeeignet erscheinen oder Vorstellungen auseinandergehen. *„Dieser Junge war ja auch bei der Feuerwehr dabei. Es hot für ihn scheinbar nicht gepasst“ (TK01: 685-686)*. Insgesamt erscheinen Vereins- und Verbandsaktivitäten verglichen zu Einrichtungen der OJA mehr Anforderungen an die Nutzer*innen zu stellen. Daher verwundert es nicht, dass das „Anschluss finden“ manchmal mehrerer Anläufe bedarf, um einen den individuellen Bedürfnissen entsprechenden

⁵² Hierzu gibt es mehrere Stellen im Datenmaterial (vgl. dazu exemplarisch TK41: 44-45, TK20: 61-62) und eine detaillierte Ausarbeitung in den Kapiteln „Bedürfnis nach unstrukturierten Angeboten“, „Schulpsychologie“ sowie „Jugendzentrum“.

Rahmen zu finden. Eine Fachkraft beschreibt dahingehend die Bemühungen eines Jugendlichen, *„der imma wieda probiert hot, sich irgendwo einzugliedern und der (wirklich long gehadert hot)“* (TK01: 681-683). Dies verdeutlicht, dass manchen sozial isolierten Jugendlichen einiges an Ausdauer abgefordert werden, um „irgendwo anzudocken“ und ein Gefühl der Zugehörigkeit entwickeln zu können. *„Na, aber dafür is’s wieder wichtig, dass so viele verschiedene Angebote gibt“* (TK01: 690), die unterschiedlichsten Vorlieben entgegenkommen und somit den Prozess für die betroffenen Jugendlichen erleichtern können.

Zentrale Kriterien bei der Schaffung inklusiver Angebote scheinen das Bewusstsein und der Wille auf der Ebene der Entscheidungsträger*innen zu sein. Hierzu zählen auch die Einbindung der Jugendlichen und Mitgestaltungsmöglichkeiten bei der bedürfnisgerechten Angebotsschaffung (vgl. Kapitel „Mitspracherecht“). Für ihren Wirkungskreis hält eine Fachkraft positiv fest: *„Der Stadtgemeinde ist das ein Anliegen, immer wieder zu schauen, wie könnmas mochn, was könnma tun und vor vor allem diese Jugendlichen an Bord zu holen, sie net auszusperren (...)“* (TK05: 447-449).

Angesichts der immer komplexer werdenden sozialisationstheoretischen Entwicklungsanforderungen im Jugendalter (vgl. Kapitel „Entwicklungsaufgaben“) und dem Wissen um ungleiche Ausgangsvoraussetzungen (vgl. Kapitel „Sozioökonomische Ungleichheiten“) erscheint es sinnvoll, insbesondere marginalisierte Jugendliche *„an Bord zu holen“* oder im Bourdieu’schen Sinne ihr Sozialkapital (vgl. Kapitel „Kapital“) zu fördern.

„Das Sozialkapital ist die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten *Beziehungen* gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind“ (Bourdieu 2005b: 63, Herv. i. O.).

Die Bekanntschaften aus der Jugendeinrichtung haben einem 25-jährigen Befragten *„teilweise sogor im beruflichen Leben weitergholfen“* (TK33: 238-239). Zudem ist er überzeugt: *„also wichtig is immer, Leit kennenzulernen und offen mit denen umzugehen, weil du waßt nie, was aus seiner Zukunft wird“* (TK33: 239-240). Diese Aussage deutet auf die beiden Bestimmungsgrößen für den Umfang vom vorhandenen Sozialkapital hin: Einerseits geht es um die Größe des vorhandenen Netzwerks, andererseits spielt die Ausstattung der Netzwerkteilnehmer*innen mit ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital eine Rolle (vgl. Bourdieu 2005b: 64).

7.4.3. Soziale Durchmischung in Jugendeinrichtungen und Vereinen

Wie soeben dargelegt wurde, eröffnet eine breitgefächerte Angebotspalette von Jugendeinrichtungen und Vereinen im Bezirk Weiz einen Möglichkeitsraum für die Anbahnung sozialer Kontakte, was v.a. für (potenziell) von Ausgrenzung gefährdete Jugendliche relevant erscheint. Allerdings zeichnet sich im Datenmaterial ab, dass dieser Umstand nicht mit der Sicherstellung sozialer Durchmischung gleichzusetzen ist. Diese breitflächig zu bewerkstelligen, scheint weder in OJA-Einrichtungen noch Vereinen verwirklicht – wiewohl vereinzelt soziale Durchlässigkeiten beschrieben werden.

Obwohl das örtliche Jugendzentrum „a ziemlich coole Angebote“ (TK04: 481) hat und als Einrichtung für alle Interessierten verstanden wird, weil „es für alle Jugendlichen offen“ (TK04: 482) zugänglich ist, hat die befragte Jugendliche „nu nie des Bedürfnis ghabt“ (TK04: 489), es zu nutzen. Ihre Freundin empfindet ähnlich: „Ich wär nie auf die Idee kommen, dass i gsagt hätt, ja passt, gemma dort hin, weil ich grad Zeit hab, treffn ma uns dort“ (TK04: 499-501). Der Grund liegt im „Ruf, dass do halt wirklich Jugendliche hingehen, die halt des irgendwie brauchen awa ned unter Anführungszeichen (B2 deutet mit den Fingern Anführungszeichen an) normale“ (TK04: 486-489). Ähnlich wie die Jugendlichen, die im vorigen Abschnitt zitiert wurden (vgl. TK06: 494-496 bzw. Kapitel „Institutionalisierte und professionelle Beziehungsangebote“), wird die bewusste Abgrenzung zu Nutzer*innen der Jugendeinrichtungen sichtbar. Konsequenterweise resultiert für diese befragten Jugendlichen daraus die Nicht-Nutzung des Angebots.

Ein ehemaliger Nutzer findet „des is schod“ (TK33: 236), kennt aber die gängigen Zuschreibungen und Vorurteile. „Die Eltern [Anm.: seiner Schulfreund*innen] hom owa gedocht, do san sozial schwache Menschen drin, also Jugendliche oder was auch immer“ (TK33: 233-234). Selbstbewusst nimmt er dazu Stellung: Das „ist aber ned der Fall gwesen, es wird afoch ned kommuniziert oder es wird immer anders dargestellt wie s eigentlich ist. Es wird afoch falsch kommuniziert und des jedes Mal, jeder geht davon aus, des san Leit, mit de willst nix zum Tuan hom“ (TK33: 234-237). Einerseits drückt der mittlerweile 25-Jährige mit dieser Aussage aus, dass er selbst als Besucher in jüngeren Jahren ein anderes Selbstverständnis von seiner sozialen Positionierung im gesellschaftlichen Gefüge und den Nutzer*innen der Jugendeinrichtung hat(te) – „ist aber ned der Fall gwesen“. Andererseits enthüllt die Aussage das bestehende Narrativ über Nutzer*innen von Jugendeinrichtungen in städtischen Gemeinden⁵³. Auffällig ist an dieser Stelle die Parallele zu einer im Kapitel „Leben mit rassistischer Diskriminierung“ herausgearbeiteten Feststellung: Vielfach steht der sozialen Durchmischung eine von Erwachsenen vermittelte Einstellung/Haltung im Weg. Eine andere Gesprächssituation verdeutlicht dies in Bezug auf die Kontakte zwischen Schüler*innen des örtlichen Gymnasiums und der (Neuen) Mittelschule bzw. der Polytechnischen Schule.

„Zum Beispiel i und da [...], wir gehen ins Gymnasium und da is es halt so, dass die Lehrer dann immer wieder auf die Schulen, die quasi schwächer san, also die zum Beispiel die NMS, dass sie da a darüber reden, wie schlecht die san oder dass Schüler, die so a Schule besuchen ned wirklich die gleichen Chancen hom wie Gymnasiasten oder dass sie eben a Witze darüber machen oder eben a ernstgemeinte Meinungen teilen darüber, dass eben Schüler, die schlechtergestellt san, ned des gleiche erreichen kennan und des a ned wirklich fördern würden“ (TK47: 14-20).

„Ja. Das bringen Lehrer so rüber und wir Jugendliche ham dann, die Jugendlichen übernehmen s einfach“ (TK47: 22-23).

Manchmal lassen sich Jugendliche aber von den Meinungen der Erwachsenen in ihrem Handeln nicht einschränken. Da der heute 25-Jährige schon als Jugendlicher nicht überzeugt war, dass OJA-Einrichtungen nur etwas für „sozial schwache Menschen“ zu bieten haben, hat er damals seine „Leit gfrogt im Gymnasium, wie schaut’s aus, geht’s mit ins Jugendzentrum?“ (TK33: 231) und „die hom des [Anm.: Jugendzentrum] voll cool

⁵³ In Bezug auf Jugendeinrichtungen in den ländlichen Gemeinden kommen derartige Aussagen über die Nutzer*innen nicht im Datenmaterial vor. Dies könnte allerdings auf die pandemiebedingten begrenzten Befragungsmöglichkeiten vor Ort zurückzuführen sein.

gefunden“ (TK33: 232-233). Durch die gemeinsame Unternehmung konnten etwaige Hemmschwellen gegenüber der Jugendeinrichtung – zumindest bei den Gleichaltrigen – beseitigt werden.

Derartiges Nutzungsverhalten dürfte nicht nur in dem geschilderten Einzelfall über den Kontakt zu Peers zustande kommen. So halten Deinet et al. (2017: 205) als Ergebnis empirischer Studien fest, „dass der Besuch von FreundInnen [sic!] ein wichtiger Faktor für den eigenen Besuch der Einrichtungen darstellt.“ Auch unser erhobenes Datenmaterial bestätigt die Relevanz von Begleitung oder befreundeten Gleichaltrigen. So erzählt eine 12-Jährige bei einer Kurzbefragung, dass ihr der Besuch im Jugendzentrum „*sehr gut*“ (TK21: 95) gefallen hat. Sie wollte mit einer Freundin nochmal hingehen, „*aber dann is sie doch nicht gegangen und dann bin ich auch nicht gegangen*“ (TK21: 99-100). Ähnlich ist das bei einer älteren Jugendlichen: „*Also so wär i jetzt, glaub i, ned hingangen, weil i a nermt wirklich kennt hab, der so regelmäßig hingangen is*“ (TK47: 541-542).

Dennoch muss das Nutzungsverhalten differenziert betrachtet werden. Bei einem 15-jährigen HTL-Schüler sind weder Berührungängste zu Jugendeinrichtungen wahrnehmbar, noch der Bedarf an Begleitung durch bekannte Gleichaltrige. Er sieht das Jugendzentrum in der Bezirkshauptstadt als Ressource, die er situationsabhängig nutzt.

„Waun i echt amol sog meine Öltan müssn oabeitn und i waß net wohin und meine Freinde miassn olle leanen oda wos in da HTL waunn ma do so is daun kaun ma glaub i obi gehn und si durt afoch beschäftigen [...] es san imma Leit untn es spüln daun aundare mit dir (.).“ (TK11: 33-38).

Gerade wenn Familie oder Freund*innen nicht verfügbar sind, stellt die OJA-Einrichtung für ihn eine praktikable und attraktive Alternative dar. Dies zeigt auf, dass Jugendliche nicht generell in zwei Kategorien – „Nutzer*innen“ und „Nicht-Nutzer*innen“ – eingeteilt werden können. Demzufolge können Jugendeinrichtungen zu einem gewissen Ausmaß die soziale Durchmischung fördern.

Einen weiteren Anhaltspunkt dafür liefert die Schilderung der 18-jährigen Gymnasiastin, die zuvor wegen mangelnder Bekanntschaften häufige Besuche des Jugendzentrums ausgeschlossen hat. Ein Ereignis hat sie doch motiviert hinzugehen. „*Ich war bei einer Veranstaltung, wo a Konzert war*“ (TK47: 540) „*und dann hab i ma dacht, wenn wieder mal a Veranstaltung is, geh i wahrscheinlich wieder mal hin und sonst eher ned*“ (TK47: 543-544). Auch eine Fachkraft beobachtet für die Jugendeinrichtung im ländlichen Bereich: „*Es gibt dann a paar, die kommen nie, aber die fahren dann zu den Ausflügen mit, weil s halt afoch gern zum Schwimmen mitfahren oder irgendwas Bestimmtes machen*“ (TK37: 327-329). Beides lässt darauf schließen, dass die Programmkonzeption seitens der Fachkräfte ebenso als Vehikel eingesetzt werden kann, um weitere potenzielle Nutzer*innen anzusprechen, wodurch zu einer erhöhten sozialen Durchmischung beigetragen werden könnte.

Mit Blick auf die Vereinswelt verortet ein junger Erwachsener (23 Jahre) kaum Hürden für eine Teilnahme. Als Trainer des jüngeren Fußballteams in einer ländlichen Gemeinde schildert er seine Eindrücke: „*Also i glaub, dass vor allem beim Fußball, wenns da onschaust, wos die Fuaßbollstund kost, (.). is sie relativ günstig im Vergleich zu an Musikinstrument*“ (TK38: 126-127) und „*in Birkfeld hom ma an Spieler ghobt oder zwa sogar*“

(TK38: 114-115), die Migrationsbiografie hatten. Einer der beiden war in seinem Team und *„des Positive woa, er hot einige schon durch die Schul kennt, also er woa sofort integriert. Jo. Owa sonst hob i eigentlich relativ wenig mit so Kinder zum Tuan ghobt“* (TK38: 121-122). Bei genauerer Analyse der Interviewausschnitte wird der vom Befragten verortete niederschwellige Zugang zu Vereinsaktivitäten doch etwas relativiert. Indem die Kosten von Fußballtraining jenen vom Musikunterricht gegenübergestellt und als erschwinglich befunden werden, wird eigentlich auf größere Partizipationsmöglichkeiten für sozial benachteiligte Jugendliche in finanziell günstigeren Segmenten der Vereinsaktivitäten hingewiesen. Damit tritt die enorme Bedeutung des Finanzierungsaspekts in Bezug auf Teilnahme an Freizeitangeboten zutage. Mit dem letzten Satz kommt schließlich auch zum Vorschein, dass es *„relativ wenig“* Kontakt mit *„so Kinder“* mit Migrationsbiografie über den Fußballverein gibt. Diesen Eindruck teilen Fachkräfte aus einer anderen Gemeinde in einer Gruppendiskussion:

„In den Vereinen die ich kenne, sind wirklich wenig Leut mit Migrationshintergrund dabei. . Die aktiv dabei sind“ (TK05: 846-847).

„Wos i a beobacht, is also dass die net zu Vereinen oft gehen, sondern wirklich se auf Sportplätzen [...] dort halten sich Jugendliche ganz viel auf und auch ganz viel mit Migrationshintergrund“ (TK05: 959-962).

Dies lässt vermuten, dass soziale Durchmischung im Rahmen von Vereinsaktivitäten fallweise passiert bzw. passieren kann, jedoch nicht grundsätzlich von einer inklusiven Wirkung von Vereinen auf gesellschaftlicher Ebene auszugehen ist.

Dabei wäre eine soziale Durchmischung und das In-Kontakt-Kommen von Jugendlichen mit verschiedenen Lebenshintergründen eine gute Grundlage, um bestehende Vorurteile abzubauen. Der Einblick in die Denk- und Sichtweisen eines Gymnasiasten könnte ebenfalls die Annahme der Kontakthypothese (vgl. Kapitel „Diskriminierende Verhältnisse durch Differenzordnungen“) stützen: *„Ich treff mich jetzt mit einigen Leuten von der Poly oder der NMS [...] und ich seh, dass es nicht so is wie ich s im Gymnasium [Anm.: von den Lehrkräften] erfahren habe, dass alle auf der Poly nix können oder zu nix taugen“* (TK47: 23-27). Es kommt klar hervor, dass er durch die Interaktion mit den Schüler*innen der Polytechnischen Schule und der NMS eine veränderte bzw. differenzierte Wahrnehmung auf diese Jugendlichen entwickelt hat.

Die Analyse des Datenmaterials zeugt von einer durchwegs positiven Haltung gegenüber Vereinen im Vergleich zu Jugendeinrichtungen (vgl. Kapitel „Vereinsvielfalt als Statussymbol“). In Bezug auf OJA-Einrichtungen wird von einer Fachkraft neutral festgestellt, *„dass es [Anm.: das Jugendzentrum] anfoch von aner bestimmten Gruppe genutzt wird“* (TK05: 404). Insbesondere von einem Teil der befragten Jugendlichen, die dieses Angebot laut eigener Aussage nicht nutzen, werden defizitorientierte Annahmen über Besucher*innen von Jugendzentren formuliert (vgl. TK04: 484-505 und TK06: 489-492). Derartige Äußerungen sind in Bezug auf Vereinsmitglieder nicht feststellbar. Das Engagement in der Vereinslandschaft erscheint damit gedanklich mit Interessen, Spaß oder Förderung von „Anlage“ bzw. Talent verknüpft zu werden. Dies zeugt von höherer gesellschaftlicher Akzeptanz in Teilen der Bevölkerung als die Nutzung von Jugendeinrichtungen. Dies könnte auch die Frage nach der Deutungshoheit und damit dahinterliegenden gesellschaftlichen Machtverhältnissen aufwerfen: Indem ein äußerst positives

Bild von Vereinen gezeichnet wird, wird zur Sicherung der Statusposition⁵⁴ jener beigetragen, die dort engagiert sind und die Vereine repräsentieren. Es unterstreicht zudem die Abgrenzung gegenüber jenen, die nicht in Vereinsaktivitäten eingebunden sind. Den Narrationen zufolge sind v.a. ausgrenzungsgefährdete Kinder und Jugendliche in der Weizer Vereinslandschaft unterrepräsentiert.

7.5. Erweiterung von Handlungsspielräumen

Um die individuellen Forschungsfragen beantworten zu können, wurde das Datenmaterial auch auf Faktoren untersucht, die als förderlich bzw. unterstützend im Bewältigen der individuellen Lebenslagen beschrieben werden. Hier haben sich zwei Aspekte herauskristallisiert: Zum einen vermittelt die eigene natio-ethno-kulturelle Community Menschen mit Migrationsbiografie meist Zusammen-/Halt und Orientierung und wird daher als unterstützend wahrgenommen. Zum anderen deutet die Analyse darauf hin, dass jugendrelevante Angebote das Potenzial haben, zur gesellschaftlichen Partizipation und Integration von ausgrenzungsgefährdeten Jugendlichen beizutragen. Beides trägt zur Erweiterung der Gestaltungs- und Handlungsmöglichkeiten bei und wird in den folgenden Unterkapiteln erläutert.

7.5.1. Unterstützung und Solidarität im Rahmen der Community

Für Menschen mit Migrationsbiografie stellen Kontakte aus der eigenen Community eine (wichtige) Stütze dar. Zum einen wurde diesbezüglich eine verstärkte Interaktion innerhalb familiärer Strukturen beobachtet. *„Des waren anfoch, ebn, aus Albanien, wirklich einige Großfamilien, die da gelebt haben, aus Bosnien und die haben einfach ein Auffangnetz in der Familie ghabt“* (TK05: 857-859). Zum anderen schildert eine andere Fachkraft in der Gruppendiskussion ihre Beobachtungen:

„Es gibt halt auch . durchwegs Wohngebiete, wo, wo wo ah, Migranten gleicher Herkunft eben wohnen. Und i glaub dass di untereinander dann auch, ah, . eher a an recht regen Austausch hobn, oba, oba es vermischt sich dann halt nicht so .. wirklich. I man, i, i sog des jetzt goar net negativ, es is oanfoch so. I man die fühlen sich in deren Umgebung wohl und des passt für sie glaube ich“ (TK05: 781-785).

Obwohl hier der Hinweis auf eine fehlende soziale Durchmischung durch starke Konzentration bestimmter – in diesem Fall entlang der Kategorie Nationalität/Ethnizität/Kultur definierten – Gruppen vorliegt, wird diese Entwicklung nicht als Nachteil empfunden, da das Wohlbefinden durch den Austausch untereinander an-/erkannt wird.

Interessant erscheint, dass auch der gegenteilige Blick auf Gruppenbildungen von Menschen mit Migrationsbiografie in Weiz existiert. So wird im Vernetzungstreffen, bei dem eingeholte Meinungen von Fachkräften über Ursachen von Stigmatisierung zur Diskussion stehen, der Input einer Professionistin verlesen. *„Sie führt [Anm.: im Zusammen-*

⁵⁴ Der Begriff Status(position), der Gabbert (2007: 124) zufolge gesellschaftliche Machtverhältnisse verdeutlicht, wurde bereits im Kapitel „Intersektionalität“ erläutert.

hang mit Migration und Flucht] weiters an, dass Ausgrenzung passiert, weil sich Parallelgesellschaften bilden“ (AK03: 56-57). Hier wird der Rückzug in die eigene Community als Ursache von Ausgrenzung empfunden. Dies erscheint eine gängige Meinung, die sich auch im medialen und politischen Diskurs zu Migration häufig findet. Allerdings kann diesbezüglich bereits kritische Auseinandersetzung im wissenschaftlichen Bereich verzeichnet werden (vgl. Kapitel „Rassistisch motivierte Diskriminierung“).

Verglichen zum Rückzugsverhalten anderer sozial markierter Gruppen ist feststellbar, dass in diesen Kontexten keine Bezeichnung als „Parallelgesellschaft“ erfolgt. Dass solches durchaus vorkommt, wurde anhand der Wahrnehmung einer Fachkraft in Bezug auf ein Zurückziehen von Menschen mit Beeinträchtigung(en) auf den familiären Kreis bzw. das engere soziale Umfeld geschildert (vgl. Kapitel „Unterstützung und Bewältigungsstrategien“). Genauso unbedenklich sollte daher die freiwillige, u.U. auf Lebensphasen beschränkte, verstärkte Interaktion von Menschen mit Migrationsbiografie untereinander aufgefasst werden. Zumal sich im Datenmaterial ebenfalls Hinweise auf die bereits im Theorieteil beschriebenen Mehrfachverortungen bzw. -zugehörigkeiten von Jugendlichen mit Migrationsbiografie im Bezirk Weiz finden lassen. Die Migrationsbiografie einiger Jugendlicher, die bei einer Gruppendiskussion teilnehmen, wird durch ihr Interesse an „Jugoclubs“ (vgl. TK49: 509 und TK49: 510), durch ihre Mehrsprachigkeit, die beiläufig im Gruppengespräch zutage tritt, sowie anhand der Schilderungen über rassistisch motivierte Diskriminierungserfahrungen ersichtlich. Die Jugendlichen bilden eine Clique bzw. Jugendgruppe (vgl. Kapitel „Jugos“). Gleichzeitig wird die Frage nach der Herkunft mit „*ich bin Österreicher*“ (TK49: 1.001) und mit „*wir sind alle gebürtige Österreicher, aber halt mit bosnisch, serbischen Wurzeln, ja*“ (TK49: 1.002-1.003) beantwortet. In diesen Aussagen schwingt eine Selbstverständlichkeit mit, dass Österreicher*in-Sein nicht im Widerspruch mit Mehrsprachigkeit und Interesse an „Jugoclubs“ stehen muss. Für diese Jugendlichen steht offenbar kein Entweder-oder im Raum, sondern ein Sowohl-als-auch, also ein plurales, selbstverständliches und unhinterfragtes Verständnis von Zugehörigkeiten, die sich nicht ausschließen bzw. zwischen denen auch ein fließender Übergang bestehen kann.

Die direkt in einer Befragung getroffene Aussage einer weiteren Fachkraft weist eine ähnliche Stoßrichtung auf. Die Narration lässt vermuten, dass der Zusammenschluss und Rückhalt aus der eigenen Community, weder der Durchmischung entgegenstehen noch zur Entstehung von Abschottungs- bzw. Segregationsverhalten führen muss. In einer Eltern-Kind-Gruppe waren vermehrt Teilnehmer*innen mit Migrationsbiografie, „*die mit einer Freundin da waren und si donn untereinander Rumänisch gredet haben oder Syrisch, also Arabisch oder was auch immer*“ (TK05: 851-852). Dies deutet darauf hin, dass die Inanspruchnahme des Angebots gemeinsam einfacher umzusetzen war. Sei es, weil „*die ah Dolmetscherin mit hatten*“ (TK05: 852-853) oder weil die Teilnehmer*innen gestärkt durch die Interaktion in der Community mit mehr Selbstvertrauen in Verbindung zu „Außenstehenden“ treten konnten. Naheliegend erscheint auch, dass positive Erfahrungen mit einer sozialen Einrichtung über Mundpropaganda in die Community getragen werden und derart Informationen aus erster Hand zur Inanspruchnahme von Angeboten motivieren. Krummacker (2007: 112f.) führt diesbezüglich positive und negative Aspekte ethnischer Segregation aus, wobei die nachteiligen Effekte v.a. im Lichte

einer erzwungenen Segregation zu sehen sind und positive Auswirkungen freiwilliger Segregation als Ressource interpretiert und genutzt werden sollten.

Aus der Perspektive von Betroffenen deutet das Datenmaterial darauf hin, dass schon in jungen Jahren die Tatsache, nicht allein als Mensch mit Migrationsbiografie dazustehen, hilfreich bzw. positiv in bestimmten Lebenslagen wahrgenommen wird. *„Aber i glaub, dass mei Schwester (.) scho a bissl schwierigere Zeiten ghobt hot als ich. Weil wir woan donn im Endeffekt schon zu zweit in da Klass, Ausländer“* (TK33: 161-163), erzählt ein junger Erwachsener (25 Jahre) von den Unterschieden zwischen seiner Schulzeit und jener seiner Schwester.

Sich sprachlich – v.a. aufgrund des steirischen Dialekts – im Kindergarten zu orientieren, fiel einer mittlerweile 18-jährigen Gymnasiastin nicht leicht,

„weil die Kindergärtnerin hat oft gsagt, rutsch owi von da Rutschen und i hab ned gwusst, was des is, rutsch owi. Und ja, aber ich hab zum Beispiel viele rumänische Freunde, also die was bei mir in da Umgebung wohnen, auch Nachbarn, wo die Kinder gleich alt sind“ (TK47: 828-831).

Die Erwähnung von Freund*innenschaften außerhalb des institutionellen Rahmens, mit denen eine Sprache und mglw. ähnliche familiäre Erfahrungen hinsichtlich Migration geteilt wurden, deutet auf einen Gegenpol zur Bildungseinrichtung hin – insbesondere da diese Passage mit *„und ja, aber“* eingeleitet wird. Während die Befragte in der anfänglichen Kindergartenzeit die Sprechsprache nicht eindeutig einordnen konnte, könnte die Bezugnahme auf die rumänischen Freund*innen einen Lebensbereich kennzeichnen, in dem sie sicher agiert (hat).

Doch soziale Kontakte mit einem ähnlichen Erfahrungshintergrund können nicht nur Orientierung bieten, sondern eben auch Zugehörigkeit vermitteln. Über einen Besucher einer Jugendeinrichtung, *„der ziemlich mit Mobbing zu kämpfen hat und a mit Sprachbarrieren“* (TK37: 128-129), erfahren wir von der Fachkraft: *„Also der hadert ziemlich damit quasi dass er ebn . dass er der einzige Ausländer im Dorf is mehr oder weniger“* (TK37: 132-134). Was der Jugendliche in dieser Hinsicht unternehmen möchte, hat er den Fachkräften anvertraut: *„(der wül dass die) Familie (nach Weiz zieht)“* (TK37: 156). Der Umzug erscheint dem Betroffenen als Möglichkeit, die gegenwärtig belastende Lebenssituation zu verändern. Im „Umzugs-Wunsch“ könnte die Hoffnung stecken, in der Stadt anderen zu begegnen, mit denen das Knüpfen sozialer Kontakte aufgrund ähnlicher Lebenserfahrungen leichter erscheint. Die städtischen Gemeinden des Bezirks weisen die höchsten prozentuellen Anteile von nicht-österreichischen Staatsangehörigen auf (vgl. Kapitel „Ausgangssituation“) und lässt ein Zusammentreffen mit (jungen) Menschen aus der eigenen Community wahrscheinlicher erscheinen.

Bei einem Vernetzungstreffen beschreibt ein Jugendarbeiter derartige Gruppendynamiken im urbanen Bereich des Bezirks, die auf Diskriminierungserfahrungen zurückgeführt werden: *„Bei uns findet sich die Gruppe, vo Serben, Kosovo und Bosnien. Do fühlt sich jeder ausgrenzt und de bilden a Gruppe. Aber sie halten zsamm, weil sie alle Migrationshintergrund haben“* (AK03: 126-129). Diese Aussage deutet darauf hin, dass der Zusammenschluss in der Gruppe zum einem auf dem verbindenden Element der ähnlichen Erfahrungen aufgrund der Differenzordnung Nationalität/Ethnizität/Kultur beruht. Zeitgleich drückt diese Fremdbeschreibung aus, dass die Gruppe den darin involvierten

Jugendlichen Solidarität, Selbstbewusstsein und Handlungsmacht erfahrbar macht. „*Sie sind nicht in der Opferrolle. Es ist so, dass andere wissen, es ist nicht gut, sich mit denen anzulegen*“ (AK03: 189-190). Die Textpassage – ebenfalls aus Sicht der Fachkraft getätigt – könnte auf erhöhtes Konfliktpotential als mögliche Konsequenz einer ausgeprägten Gruppenidentität hindeuten. Zusammengehörigkeitsgefühl und damit einhergehende Solidarität könnten allerdings auch die Basis sein, um überhaupt eine Konfliktklä rung im Kontext rassistischer Diskriminierungserfahrungen zu erwägen. Hierzu stellen Amman und Kirndörfer (2018: 94) in ihrer Untersuchung fest, dass das Bewältigungsmuster (offensive) Konfliktklä rung in Form verbaler Selbstverteidigung oder Auseinandersetzung „viel Mut, Selbstbewusstsein und – dies ist wesentlich – ein bestärkendes Umfeld braucht“ (ebd.).

Die Schilderungen anderer Jugendlicher über Gruppen, die das Weizer Freibad nutzen, veranschaulichen wie starke Abgrenzungstendenzen im Zusammenspiel mit anderen jugendlichen Gruppen zu Konfliktlinien⁵⁵ führen und sozialräumliche Aneignungspraxen verändern können. Die als „Migrationsandere“ gelesenen Jugendlichen „*san vül in so Gruppen, die gengan a verschiedene Leit o, so wie erm zum Beispiel sans amoi ongangen*“ (TK43: 249-250). Die Ursache des Konflikts wird von den befragten Jugendlichen im Alter von 15 bis 17 Jahren in dem Verhalten der Gruppe mit Migrationsbiografie verortet. „*Oiso wennsd oa foisches Wort sogst, gengans di sofort o*“ (TK43: 280). Wie das in der konkreten Situation war, wird noch ausgeführt: „*Jo zum Beispü, wir san, wie s erm hoit ogongan san, hom sie hoit des N-Wort verstanden, (.)*“ (TK43: 350-351). „*Das hat aber niemand gesagt*“ (TK43: 353), ergänzt ein anderer Gesprächsteilnehmer. Der genaue Verlauf der Auseinandersetzung bleibt offen. Dennoch lässt sich aus der Narration ableiten, dass die Gruppe der Jugendlichen mit Migrationsbiografie (vermeintliche) Abwertungen nicht hinnimmt, sondern gemeinsam dagegen auftritt. „*Na die [Anm.: Mädchen] hom donn Buama dazugholt*“ (TK43: 411). Die Vorfälle verfestigen bei den befragten Jugendlichen Zuschreibungen bezogen auf Menschen mit Migrationsbiografie. „*Wir söwa hom jetzt net so a Problem mit se, owa se san hoit sehr aggressiv*“ (TK43: 279) und führen in weiterer Folge zu einer Verhaltensanpassung, die sich sozialräumlich manifestiert: Die Abgrenzungsmuster erstrecken sich über das Freibad hinaus auch auf andere Orte der jugendlichen Lebenswelten. So wird der „*Krottendorfer Teich*“ (TK43: 367) von der befragten Clique als Chillort genannt, aber gleich fortgesetzt, „*do gemma oba a nimma oft hin do san die olle*“ (TK 43: 367). Hinsichtlich der Frage, ob die befragte Gruppe von der Gruppe mit Migrationsbiografie verdrängt wird, bestehen geteilte Meinungen bei den Interviewten. „*Ja. Wir san do friara immer unten glegen [Anm.: im Freibad] jetzt liegma nimma unten weil sie unten liegn*“ (TK43: 378-379), zeigt die Wahrnehmung der einen Seite. Eine gegenteilige Antwort dazu lautet: „*Na sie hom uns ned verdrängt, wir hoiten eher mehr Obstand von se, weil ma afoch se ned in da Nähe hom woin*“ (TK43: 380-381). Das Ergebnis bleibt unabhängig vom Blickwinkel die soziale und sozialräumliche Abgrenzung der jeweiligen Gruppen.

⁵⁵ Individuelle Negativerfahrungen können zudem abwertende Einstellungen bestimmten Gruppen gegenüber verstärken (vgl. Legge/Mansel 2012: 531).

7.5.2. Mehr Teilhabechancen durch Angebotssetzung

Bei der Präsentation einer Fachkräfte-Umfrage im Bezirk Weiz wurde u.a. die prekäre finanzielle Situation von Familien als Ursache für wenig Teilhabe an Aktivitäten genannt (vgl. AK03 Anhang). Aus der Sicht von Jugendlichen wurde bereits der Bedarf an preiswerten Angeboten beschrieben (vgl. Kapitel „Bedarfe an kostengünstigen Angeboten“). Gleichzeitig finden sich in unterschiedlichsten Befragungen Schilderungen über bestehende Angebote im Bezirk Weiz, die aufgrund der Ausgestaltung die Teilhabechancen von (potenziell) armutsbetroffenen⁵⁶ Jugendlichen verbessern (sollen).

Für das Jugendzentrum wird festgehalten *„de mochn recht vü [...] de san supa aus-gestattet oiso des wiad a dementsprechend aunnumman“* (TK03: 197-199). Neben Ressourcen in puncto Freizeitgestaltung bietet kostenfreie Lernhilfe im Jugendzentrum zudem Unterstützung in schulischen Belangen. *„Do hob'ma vier Lernkinder jetzt da auch dabei die bei uns auch Aufgabe machen ah die Deutschkenntnisse a bissl aufbessern“* (TK49: 119-120). Im ländlichen Raum bieten von der Jugendeinrichtung durchgeführte Ausflüge die Gelegenheit, *„(mal) was anderes [...] [zu machen], sozusagen, was jetzt do ned in da näheren Umgebung gibt“* (TK37: 19-20). *„Wenn ma des jetzt von daham aus ned mocht, donn is es halt cool für die Jugendlichen“* (TK37: 17-18). Für jene Jugendlichen, die im familiären Umfeld wenig bzw. keine Möglichkeiten für Unternehmungen vorfinden, sind derartige Angebote als Erweiterung des Erfahrungshorizontes und Teilhabechancen zu interpretieren. Umgelegt auf die Boudieu'schen Kapitalarten kann in diesem Zusammenhang ebenso von einer Ausweitung des kulturellen Kapitals gesprochen werden. Im Detail kann Lernhilfe als Unterstützung zur Sicherung von institutionalisiertem Kulturkapital verstanden werden, während von der Teilnahme an Ausflügen und Veranstaltungen positive Auswirkungen auf das inkorporierte Kulturkapital angenommen werden können (vgl. Kapitel „Kapital“).

Die Finanzierung von Aktivitäten und Angeboten kann v.a. für Jugendliche aus (potenziell) armutsbetroffenen Haushalten einen Ausschlussgrund darstellen, denn eine relevante Frage in puncto Angebotsnutzung ist immer, ob *„sie die finanziellen Mittel dann überhaupt [haben], ja?“* (Fachkraft_3: 242). Existieren kostenfreie Nutzungsoptionen, kann von einer erleichterten Inanspruchnahme seitens ökonomisch schlechter gestellter Jugendlicher ausgegangen werden (vgl. Kapitel „Reduzierter Nutzungsraum“). Die Rahmenbedingungen in der Bezirkshauptstadt werden diesbezüglich als gut bewertet, was sich auch in der Nutzungsintensität zeigt. *„Es gibt sea vü was gratis im Zugaung is a so öffentliche Sportplätze, Spielplätze, ahm Skaterpark, Volleyballplätze, Basketball, Fußball“* (TK03: 127-129), und *„i glaub so die Aungebote, die's gibt, die freiwilligen a, de weadn a guat genutzt“* (TK03: 192-193). Mit Blick auf den gesamten Bezirk wird von einer Fachkraft festgestellt: *„Also zwei große Jugendzentren und der Rest sind so Jugendräume“* (Expert:in_1: 717-718). Letztere sind *„sehr abgespeckte Varianten“* (Expert:in_1: 718), weil diese *„machen nicht täglich auf. Die haben vielleicht ein oder zweimal in der Woche offen“* (Expert:in_1: 722). Daher ergibt sich diesbezüglich die Einschätzung für

⁵⁶ Aus einer Intersektionalitätsperspektive können darunter auch Jugendliche fallen, denen zusätzlich eine Migrationsbiografie zugeschrieben wird. Die Textpassage TK49: 119-120 im nächsten Absatz bspw. macht überlagernde Differenzordnungen ersichtlich.

die ländlichen Gegenden: „Aber da ist sicher noch zu wenig“ (Expert:in_1: 724). Aus professioneller Sicht spricht einiges für erweiterte Öffnungszeiten von standortbezogenen Jugendeinrichtungen:

„Es würd auf jeden Fall mehr Sinn machen für die Beziehungsarbeit, wenn ma ned nur amal in da Woche da is, [...] des dauert dann ewig, bis ma mal a Beziehung aufbaut hat, dann san die Jugendlichen vielleicht zwei Wochen ned do, dann kennen s di fost gor ned mehr“ (TK37: 377-381).

Auch aus Nutzer*innenperspektive beeinflusst die zeitliche Verfügbarkeit die Attraktivität eines Angebotes.

„Aber d Öffnungszeiten sind ziemlich . ä hmm, also des sperrt richtig früh zu und deswegn is für'n Abend a ned so cool, [...] aber im Winter war's so, dass wir scho n manchmal dort warn [...] a b er dass sie halt echt früh zugsperrt hobn immer und a ganz sporadische Öffnungszeiten, also nur ab und zu in da Woche und so“ (TK48: 180-184),

fasst ein 19-Jähriger zusammen. Dass kein Adjektiv für die Öffnungszeiten gefunden wird, sondern diese mit „ziemlich . ä hmm“ umschrieben werden, ist ein erstes Indiz auf nicht bedarfsgerecht wahrgenommene Öffnungszeiten der Jugendeinrichtungen im Bezirk Weiz. Unterstrichen wird das Bedürfnis durch die doppelte Erwähnung der frühen Schließzeiten am Abend kombiniert mit der Bewertung, dass das „a ned so cool“ ist. Umso mehr kann ein dahingehendes Bedürfnis für Jugendliche angenommen werden, die wegen ökonomischer Schlechterstellung vermehrt Vulnerabilitäten aufweisen und – wie in Kapitel „Ursachen und Folgen von Armutserfahrungen in jungen Jahren“ erläutert – über wenig Rückzugsoptionen in private Räume verfügen.

Für Jugendliche, die soziale Benachteiligungen erfahren, kommt der Niederschwelligkeit von Angeboten große Bedeutung zu (vgl. Borg-Laufs 2015: 328). Niederschwelligkeit im Kontext der Bereitstellung sozialer Dienstleistungen verfolgt das Ziel, Barrieren bzw. Hürden aller Art bei der Angebotsnutzung auszuräumen oder zumindest weitestgehend zu reduzieren (vgl. Arnold/Höllmüller 2017: 9). Der Bedarf an flächendeckender niederschwelliger mobiler Jugendarbeit im Bezirk Weiz wird von einer Fachkraft wie folgt konstatiert: „oba es gibt genug Jugendliche, die eben diese niederschwellige Beratung bräuchten“ (TK03: 422-423). Streetwork – wie in den urbanen Gemeinden Weiz und Gleisdorf umgesetzt – könnte ebenso in ländlichen Gegenden eingesetzt werden. Denn mobile Jugendeinrichtungen können als „Erstansprechpartner fua so gut wie jedes Thema“ (TK03: 408-409) fungieren und verstehen die bedarfsorientierte Ankoppelung zu anderen Einrichtungen, also dass mobile Jugendarbeiter*innen „do vül zuweisn eigentlich oda holt empfohlen und hinbegleiten“ (TK03: 251-252), als eine wesentliche Aufgabenstellung.

Ein entsprechend großes Angebot wird von Nutzer*innen wertgeschätzt und als Unterstützung durch die kommunale Ebene wahrgenommen. So meint eine Mutter, dass ihr 14-jähriger Sohn „is Jugendzentrum, is Schwimmbad a. A die Veranstaltungen im Sommer teilweise, wenn dort etwas passiert“ (TK16: 45-47) nutzt. „Es gibt sehr viele Freizeitmöglichkeiten. [...] Also, es gibt die Unterstützung von der Stadt Weiz, für die Kinder ist sehr groß. A die Berufsmöglichkeiten später“ (TK16: 18-21).

Jugendeinrichtungen erfüllen aus Sicht einer Schülerin bestehenden Unterstützungsbedarf in unterschiedlichen Belangen. „Im JUZ is denen auch sehr viel geholfen worden,

*Jobsuche oder so psychische Unterstützung oder wenn irgendwas mit den Eltern war, hat man dann öfters in JUZ gehen können“ (TK47: 511-513). Ein Teilnehmer der Gruppendiskussion in einem Jugendzentrum bestätigt im Zusammenhang mit Einsprüchen gegen Strafverfügungen im Rahmen der Corona-Maßnahmenverordnung: „Ja, Juz muaß i sogn also die unterstützen echt, wo sie können“ (TK49: 907). Eine Studie von Deinet et al. (2017: 207) stützt eine derartige Wahrnehmung von Einrichtungen der OJA, denn „gerade diese niederschwellige Beratungskompetenz [wird] geschätzt. Sie ermöglicht Zugänge zu Kindern und Jugendlichen mit gravierenden Problemlagen, die möglicherweise nicht erreicht worden wären“ (ebd.). Vor dieser Hintergrundfolie geben die Autor*innen allerdings zu bedenken, Beratung als notwendigen Bestandteil der OJA anzuerkennen, diese jedoch nicht als Ersatz für sozialräumlich verankerte Unterstützungsmaßnahmen zu verstehen. Ansonst könnten grundlegende Arbeitsprinzipien der OJA-Einrichtungen wie Freiwilligkeit und Selbstbestimmung unterminiert und der (Subjekt-)Bildungsauftrag „ins Abseits“ verschoben werden (vgl. ebd.).*

7.6. Resümee

Aufbauend auf die Analyse des Datenmaterials und der daraus abgeleiteten Ergebnisse sollen diese nunmehr gebündelt und zusammenfassend dargestellt werden, um die eingangs gestellten Fragen nach der Wahrnehmung des Aufwachsens von (potenziell) ausgrenzungsgefährdeten Jugendlichen im Bezirk Weiz zu beantworten.

Dass auch Weizer Jugendliche Ausgrenzungserfahrungen aufgrund diverser Ursachen im Rahmen ihres Aufwachsens erleben und damit unterschiedliche Formen des Umgangs finden, stellt kein unerwartetes bzw. „neues“ Ergebnis dar. Interessant erscheinen jedoch die Befundungen der Jugendlichen und jungen Erwachsenen, dass stigmatisierende Wertehaltungen und Vorurteile vielfach von Erwachsenen weitergegeben bzw. übernommen werden. Derart kommt es zur Verfestigung und Reproduktion von Ausgrenzung mit einschränkenden Implikationen auf den sozialisatorischen Rahmen und Entfaltungsmöglichkeiten von Kindern und Jugendlichen. Bestürzend in diesem Zusammenhang sind die Berichte über den diskriminierenden Umgang der Exekutive oder abwertende Haltungen/Meinungen von Lehrkräften gegenüber potenziell ausgrenzungsgefährdeten Jugendlichen, die als einer bestimmten Bevölkerungsgruppe zugehörig verortet werden. Ersteres äußert sich dabei stark entlang der Differenzlinie Nationalität/Ethnizität/Kultur und wird im Datenmaterial über die so genannten Racial Profiling-Erfahrungen sichtbar, die Jugendliche in Gesprächen beschreiben. Für letzteres deutet das erhobene Material auf intersektionale Aspekte: So finden sich Beschreibungen über Fremdzuschreibungen von Lehrenden bestimmter Schultypen entlang der (sozial-)räumlich orientierten (vgl. TK47: 695-697) als auch entlang der ökonomisch⁵⁷ orientierten Differenzlinie (vgl. TK47: 14-20 und TK47: 22-23). Ansätze wie die in Planung befindliche Kampagne #schaunedweg, die auf Bewusstseinsbildung der Gesamtbevölkerung setzt, erscheinen im Lichte dieser Ergebnisse notwendig, um Ausgrenzung präventiv zu

⁵⁷ Angesichts empirisch nachgewiesener Zusammenhänge von ökonomischem Hintergrund und Bildungsweg deuten die in Interviewpassagen beschriebenen Aussagen auf stigmatisierende Haltungen gegenüber (potenziell) armutsbetroffenen Jugendlichen hin.

begegnen. Institutionell und strukturell verortete Ausgrenzungsmechanismen würden darüber hinaus gesonderte Überlegungen und Maßnahmen erfordern.

Aus der Analyse des erhobenen Materials zeichnen sich starke Zuschreibungsprozesse ab, die gegenüber Menschen mit Migrationsbiografie und/oder Armutsbetroffenen bestehen. Diese Zuschreibungen deuten auf bestehende Stigmatisierungen gegenüber jenen, die als diesen Gruppen zugehörig wahrgenommen werden. Viel stärker werden diese in Bezug auf natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeiten artikuliert. Allerdings lassen sich intersektionale Aspekte der in den Fokus genommenen (sozial-)räumlich orientierten und ökonomisch orientierten Differenzlinien aus dem empirischen Material folgern, ebenso wie dies in theoretischen Grundlagen beschrieben wird.

Aus den Narrationen der Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit Migrationsbiografie lässt sich schließen, dass insbesondere die Phase des Eintritts ins Bildungssystem (Kindergarten und Volksschule) mit Schwierigkeiten verbunden ist. Mit zunehmendem Alter werden die Probleme, die der zugeschriebenen Zugehörigkeit als „Migrationsandere“ geschuldet sind, als abnehmend wahrgenommen. Dies könnte auf die Entwicklung der eigenen Fähigkeiten/Fertigkeiten (z.B. im Bereich der Sprachkompetenz), das gesteigerte Selbstbewusstsein sowie u.U. eine erhöhte Resilienz gegenüber rassistisch motivierten Abwertungen im Zeitverlauf zurückgeführt werden. Solidarität und Unterstützung bei der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben und Benachteiligungen werden im familiären und sozialen Umfeld erfahren. Allerdings werden auch professionelle Unterstützungsangebote wie bspw. Sprachförderung seitens der Schule oder Lernhilfe und rechtliche Beratung seitens Jugendeinrichtungen positiv hervorgehoben. Nichtsdestotrotz kommen die erlebten Abwertungserlebnisse Verletzungen gleich, an die sich Jugendliche und junge Erwachsene noch nach vielen Jahren erinnern und deren Entstehungszusammenhänge sie abrufen können.

Die oft jahrelange Nutzungsdauer und hohe Nutzungsintensität von Einrichtungen der OJA lassen auf den Stellenwert und Bedarf derartiger Angebote aus Sicht von (potenziell) ausgrenzungsgefährdeten Jugendlichen schließen. Die Jugendräume/-zentren im Bezirk Weiz eröffnen den Besucher*innen besonders niederschwellig sowohl Zugang zu Ressourcen (z.B. Raum, Internet, Spiele, Ausflüge etc.) als auch zu Beziehungsangeboten mit Gleichaltrigen und Fachkräften. Derart entfalten sie positive Auswirkungen auf das soziale Kapital – im Sinne der Erweiterung sozialer Netzwerke – als auch auf das kulturelle Kapital – im Rahmen der Erschließung von Erfahrungsräumen und Vergrößerung der Handlungsmöglichkeiten. Dies kann wiederum förderlich bei der subjektiven Bewältigung benachteiligender Lebenslagen aufgrund von Differenzordnungen wie Armut und/oder Nationalität/Ethnizität/Kultur sein.

Im Gegensatz zu anderen interviewten Jugendlichen (vgl. Kapitel „Selbstinszenierung“ der als Stinos bezeichneten Gruppe) entsteht der Eindruck, dass vermeintlich ausgrenzungsgefährdete Jugendliche wenig bis gar nicht in der Weizer Vereinslandschaft eingebunden sind. Dabei kommt dem Finanzierungsaspekt der Analyse zufolge große Bedeutung zu. Allerdings bestätigen Aussagen von Fachkräften in den Befragungen gemeindeabhängige Möglichkeiten der finanziellen Bezuschussung. Aus professioneller bzw. Erwachsenensicht werden diese Unterstützungen positiv bewertet. Mangels Hinweisen im erhobenen Material auf die Einschätzung seitens betroffener Jugendlicher im

Bezirk Weiz kann an dieser Stelle lediglich auf ein Erkenntnis einer deutschlandbezogenen Studie (Hölscher 2003 zit. n. Zander 2021: 409) verwiesen werden: Die relevante Feststellung lautet, dass Jugendliche Finanzaushilfen von öffentlichen Stellen (u.a. aus Schamgefühl) kritisch gegenüberstehen (vgl. ebd.). Dies sollte bei der Ausgestaltung von künftigen (Präventions-)Angeboten mitgedacht bzw. noch eingehend für den Bezirk untersucht werden.

Grundsätzlich deutet die Analyse des Datenmaterials zwar darauf hin, dass Jugendeinrichtungen und Vereine im Bezirk Weiz Anschlussmöglichkeiten, Einbindung in soziale Zusammenhänge und gesellschaftliche Partizipation für Jugendliche eröffnen. Doch weder OJA noch Vereine sind als Garant*innen für soziale Durchmischung zu bezeichnen, wiewohl Indizien auf vereinzelte soziale Durchlässigkeiten im Datenmaterial zu finden sind. Im Kontext der zuvor ausgeführten Findings zur „Vererbung“ stigmatisierender Werthaltungen sowie zur Verortung starker Zuschreibungsprozesse entlang von Migrationsbiografie und/oder ökonomischem Status, erscheint eine erhöhte soziale Durchmischung ein Weg, um Vorurteile abzubauen und v.a. die Handlungsmöglichkeiten von (potenziell) ausgrenzungsgefährdeten Jugendlichen zu erweitern.

Im Anschluss an die Darlegung von Perspektiven (potenziell) ausgrenzungsgefährdeter Jugendlicher im Bezirk widmet sich der nächste Abschnitt Vergesellschaftungsformen von jungen Weizer*innen und damit verbundenen Selbst- und Fremdbeschreibungen. Die vertiefende Analyse dieser Dimension dient – ebenso wie das vorliegende Kapitel – dazu, wesentliche Subaspekte aufzudecken und dadurch zu einer ausdifferenzierte(re)n Beantwortung der handlungsleitenden Forschungsfrage beizutragen.

8. Formen der Vergesellschaftung Jugendlicher im Bezirk Weiz

Moser Johannes

Im folgenden Kapitel werden, die im Feld sichtbar gewordenen Gruppierungen Jugendlicher beschrieben. Dabei lautet die handlungsleitende Forschungsfrage:

- Welche Vergesellschaftungsformen Jugendlicher können im Bezirk Weiz beobachtet werden?

Im Abschnitt „Vergesellschaftung Jugendlicher“ werden Peergroups/Cliquen, Szenen und Jugendkulturen als relevante Jugendgruppen identifiziert, beschrieben und gegenübergestellt. Dabei werden Cliquen jeweils als eine Gruppe Jugendlicher verstanden, die sich regelmäßig treffen, Beziehungen untereinander eingehen und dabei keine Hierarchien (im Sinne von Eliten, wie beispielsweise in Szenen) bilden (vgl. Scherr 2010: 75 zit. n. Lochner 2018: 493). Peergroups können dabei auch Teil von Szenen oder Jugendkulturen sein. Sie können sich aber lediglich an Jugendkulturen orientieren und entsprechende Stile ausbilden, ohne Teil dieser Kultur zu sein (vgl. Ecarius et al. 2011: 106 zit. n. Amling 2015: 281; Hitzler/Niederbacher 2010: 16-18). Im Gegensatz zu Peergroups sind Szenen nicht auf persönlichen Kontakt unter den Gruppenmitgliedern angewiesen (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010: 20). Szenen können nach Hitzler und Niederbacher (2010) dabei weltweit untereinander vernetzt sein. Zentral ist bei Szenen das geteilte Thema. Es handelt sich um keine Vergesellschaftungsform, die ausschließlich Jugendliche umfasst. Szenen können Jugendkulturen hervorbringen (vgl. ebd.: 18-20). Jugendkulturen zeichnen sich Eisewicht et al. (2012: 247) zufolge dadurch aus, dass sie geteilte Deutungs- und Handlungsschemata hervorbringen. Im Gegensatz zu Szenen werden Jugendkulturen als biographisch abgrenzbare Phase verstanden (vgl. ebd.: 8). Vergesellschaftungsformen wie beispielsweise Jugendkulturen bieten Jugendlichen dabei die Möglichkeit, Deutungsmuster zu hinterfragen und sich entgegen den Erwartungen der Gesellschaft zu verhalten (vgl. Gebhardt 2006: o.A. zit. n. Eisewicht et al. 2021: 8). Im Abschnitt „Parkmenschen/Hedonist*innen“ wird zudem deutlich, dass sich Jugendliche in Jugendgruppen gegenseitig unterstützen. Daher kann die Mitgliedschaft in Jugendgruppen eine wichtige Ressource im Leben Jugendlicher darstellen, die entlang dem sozialraumbezogenen Ansatz des Case Managements nutzbar gemacht werden könnten.

Zu Beginn werden „Stinos“, „Jugos“⁵⁸, „Skater*innen“ und „Parkmenschen/Hedonist*innen“ beschrieben. Dabei liegt, bezugnehmend auf das übergeordnete Forschungsinteresse des Aufwachsens Jugendlicher im Bezirk Weiz, der Fokus auf den Eigen- und Fremdwahrnehmungen Jugendlicher sowie den Einschätzungen Erwachsener. Zudem wird ein Fokus auf die Distinktion von anderen Jugendgruppen sowie der Selbstinszenierung gelegt. Im darauffolgenden Resümee

⁵⁸ Dabei handelt es sich um eine Selbstzuschreibung, welche nicht abwertend zu verstehen ist, sondern vielmehr Verbundenheit schafft. Mehr dazu findet sich im Abschnitt „Jugos“.

werden bezugnehmend auf die handlungsleitende Forschungsfrage dieses Kapitels die Vergesellschaftungsformen Jugendlicher im Bezirk Weiz identifiziert. Dabei findet eine Verknüpfung der Findings mit sozialwissenschaftlichen beziehungsweise soziologischen Theorien statt.

Die Analyse von Jugendgruppen ist im Rahmen der übergeordneten Forschungsfrage „Wie beschreiben Menschen im Bezirk Weiz das Aufwachsen von Jugendlichen?“ unter anderem deshalb sinnvoll und notwendig, da die Interaktion unter Gleichaltrigen Eisewicht et al. (2021: 3) zufolge wesentlich zur Sozialisation und Identitätsbildung Jugendlicher beiträgt.

Einzelne Bezeichnungen der Jugendgruppen (wie „Stinos“ oder „Skater*innen“) lehnen sich bereits an konkrete Jugendkulturen beziehungsweise Szenen an (vgl. Ferchhoff 2011; Hitzler/Niederbacher 2010). Dies bedeutet jedoch nicht, dass es sich dabei um Jugendkulturen beziehungsweise Szenen handelt. Diese Kategorisierungen dienen der besseren Nachvollziehbarkeit dieser Arbeit.

8.1. Stinos

Im Folgenden wird eine Gruppe Jugendlicher beschrieben, die in Anlehnung an Ferchhoffs (2011) „Stinos“ zugeordnet werden. Ferchhoff (2011) beschreibt „Stinos“ als gut in die lokale Vereinslandschaft, wie beispielsweise in die Blasmusik integriert. Sie fallen im öffentlichen Raum kaum auf und die Musikrichtung der Wahl ist häufig der Schlager (vgl. Ferchhoff 2011: 264-266.) Dabei werden jene Faktoren eruiert, welche Ähnlichkeiten zu Ferchhoffs (2011) Beschreibung von „Stinos“ vermuten lassen. Zudem wird darauf eingegangen, inwiefern sich diese Jugendlichen von anderen Jugendgruppierungen abgrenzen. Dabei erfolgt eine Differenzierung in „Distinktion“, „Selbstinszenierung“ und „Bezug zur Kinder- und Jugendhilfe“, welche in den nachfolgenden Unterkapiteln erläutert wird.

8.1.1. Distinktion

Unter Distinktion wird die Abgrenzung zu anderen Gruppen anhand sozialkultureller Praxen verstanden – mehr dazu siehe im Abschnitt „Vergesellschaftung Jugendlicher“ (vgl. Fuchs-Heinritz et al. 1994: 1487 zit. n. Dazert 1994: 47). Diesbezüglich konnte im Bezirk Weiz eine Gruppe Jugendlicher ausgemacht werden, die sich unter anderem über die gehörte Musik von anderen Jugendgruppen abgrenzt.

Dies wird vor allem in Abgrenzung zur Grazer Fortgehszene deutlich, da es dort den interviewten Jugendlichen zufolge *„halt ganz viel Schischabars oder so [gibt] und da sind halt nur die ganzen Deutschrapsachen und so“* (TK04: 270-273). Dies hat zur Folge, dass sie nicht so gerne in Graz fortgehen, da *„dass [...] halt a Musikrichtung [ist], die uns gar nicht anspricht so Deutschrapp“* (TK04: 278). In weiterer Folge gehen sie lieber im Bezirk Weiz fort, denn da *„gibt's ja Stadl, die Stadldisko de is imma lustig“* (TK04: 284-285). Dies ist für diese Jugendlichen deshalb so ansprechend, weil es dort häufig auch

Schlager spiele. Die befragten Jugendlichen meinten dazu: „*a bissl so Schlagermusi oder so, [...] [ist] schon witzig hin und wieder*“ (TK04: 283-284).

Nicht nur die unterschiedlichen Musikgeschmäcker dienen als Merkmal der Distinktion zu den Grazer Jugendlichen. Diese seien den interviewten Gleisdorfer Jugendlichen zufolge die „*vollen Stadtkinder*“ (TK04: 286), die nicht nur Deutschraps hören würden, sondern auch auf offener Straße eine Schlägerei anfangen und Passant*innen belästigen würden (vgl. TK04: 286-290). Obwohl Gleisdorf formal eine Stadt ist, identifizieren sich die Gleisdorfer Jugendlichen als ländlich lebende Personen, da sie sich selbst „*ned so als die volln Stadtkinder*“ (TK04: 266) sehen. Sie beschreiben sich selbst als „*ned so städtlich*“ (TK04: 324). In weiterer Folge wird daher unter den Jugendlichen „*schon so ziemlich der Unterschied gmacht [...] zwischen Stadt Graz und so Gleisdorf*“ (TK04: 327-328). Dies wird vor allem daran deutlich, dass die interviewten Jugendlichen aus Gleisdorf ihrer eigenen Einschätzung zufolge „*auf jeden Fall noch mehr mit denen [Leute aus ländlichen Bereichen] gemeinsam [haben], als die Leute aus Graz*“ (TK04: 336).

Die hier interviewten Jugendlichen grenzen sich jedoch nicht nur von den Grazer Jugendlichen ab. Um die folgende Abgrenzung einordnen zu können, bedarf es einer kurzen Kontextualisierung: Die hier angesprochene Gruppe von interviewten Jugendlichen setzte sich aus weiblichen Jugendlichen zusammen, die zum Zeitpunkt des Interviews allesamt verschiedene allgemein- beziehungsweise berufsbildende höhere Schulen absolvierten. Davor besuchten sie gemeinsam die Unterstufe des Gymnasiums (vgl. TK04: 583; 1.158-1.160).

Aus dem Interviewmaterial geht hervor, dass sich die hier angeführten Jugendlichen auch von jenen abgrenzen, die die Mittelschule (MS) besuchen. Dies wird vor allem daran deutlich, dass Orte, die vermeintlich von MS-Schüler*innen besucht werden, wie beispielsweise das Jugendzentrum, gemieden werden. So spricht beispielsweise eine der interviewten Jugendlichen davon, dass es in ihrem „*Umfeld so gwesn is ja ins Jugendzentrum gehen eh nur die Hauptschüler und Polykinder, awa ned a Gymnasiast*“ (TK04: 587-589). Dies wurde unter anderem darauf zurückgeführt, dass es „*in Gleisdorf [...] zwischen die Schulen [eine] ziemliche Rivalität gibt*“ (TK04: 581-582). Die interviewten Jugendlichen berichten des Weiteren davon, dass dieser Konflikt über mehrere Generationen „*von Jahrgang zu Jahrgang*“ (TK04: 740-741) weitervererbt werde. Ihren Aussagen zufolge führe das sogar dazu, dass sich die Schüler*innen der unterschiedlichen Schulen „*wirklich gegenseitig mobben und so*“ (TK04: 591-593).

Die interviewten Jugendlichen grenzen sich jedoch nicht nur von den Jugendlichen der Mittelschule sowie den Jugendlichen aus Graz ab. So wird in dem Interview deutlich, dass die interviewten Jugendlichen einen Teil des Stadtparks meiden. So meint beispielsweise eine Jugendliche:

„jo Stadtpark geht ma in gewisse Ecken ned unbedingt am Abend, weil kann guat sei, dass da so Leid trifftst, diest jetzt ned unbedingt treffen wolltest“ (TK04: 370-371).

Die hier interviewten Jugendlichen meiden demnach nicht den gesamten Stadtpark, sondern „halt wirklich nur das eine Eck“ (TK04: 375-376). Dieses „Eck“ wird von den Jugendlichen wie folgt beschrieben:

„in dem einen Teil, da gibt es so ein, an sich wo es so a einfach so a Haus geplant, wo sich Familien reinsitzen können, glaub ich war das ursprünglich, aber den Teil meidet man jetzt eher“ (TK04: 114-116).

Die interviewten Jugendlichen meinen mit *dem Haus* vermutlich den Pavillon im Stadtpark. Der Pavillon wird demnach nicht grundsätzlich gemieden, sondern nur abends. Zurückzuführen ist dieser Umstand darauf, dass sich dort dann Leute aufhalten, zu denen „man ned dazughört oder dazugehören wüll“ (TK04: 116-117). Den interviewten Jugendlichen zufolge handle es sich bei den Jugendlichen des Pavillons „ned direkt [um] a Drogenszene, awa i glaub halt a bissl Hanfdealen tuns da schon“ (TK04: 386). Eine der interviewten Jugendlichen gibt weiters an, den Pavillon abends zu meiden, da sie sich „da [...] dann nid so sicher“ (TK04: 377) fühlen würde. Die hier interviewten Jugendlichen meiden den Stadtpark abends, da sie dort eine Gruppe Jugendlicher vermuten, die Drogen konsumieren und damit handeln. Zu diesen Jugendlichen fühlen sie sich nicht zugehörig und lehnen eine Zugehörigkeit sogar klar ab. Das der Pavillon abends gemieden wird, lässt sich neben den hier genannten Umständen auch darauf zurückführen, dass sich die interviewten Jugendlichen abends dort nicht sicher fühlen.

Generell kann allerdings eher davon gesprochen werden, dass sich die Jugendlichen im Bezirk sicher fühlen. Das Gefühl der Unsicherheit dürfte sich nur auf den Pavillon beschränken. So spricht beispielsweise eine Jugendliche davon, dass sie sich „nirgendwo unsicher vorkommen“ (TK04: 380) würde. Dies führt die Jugendliche wie folgt weiter aus:

„i hätt da nie was ghört, dass irgendwo was gwesen wär, weil des hätt in meine 17 Joa, [...] nu nie gebn, des, das i gehrt hätt, do is irgendwer überfalln worden oder irgendwas antan [hätte]“ (TK04: 381-383).

Die interviewten Jugendlichen fühlen sich demnach grundsätzlich in ihrem Heimatort sicher. So sprechen sie auch davon, dass ihnen „sunst [...] ka Viertel einfallen wo i sag: Da geh i aufd Nacht ned hin“ (TK04: 430-431). Weiters wird auch das subjektive Unsicherheitsgefühl im Pavillon am Abend relativiert, indem sie davon sprechen, dass sie nicht glauben, dass dort „irgendwas gferliches is“ (TK04: 421-422). Dies wird unter anderem darauf zurückgeführt, dass dort „jetzt kane oargn Drogen [sind]“ (TK04: 419). Außerdem würden „die Leid ausm Stadpark jetzt ned unbedingt glei do kidnappn oder was“ (TK04: 384-385). Aufgrund des zweifelhaften Rufes des Pavillons geht „ma [...] hoid afoch ned hin und damit is de Gschicht erledigt“ (TK04: 420-421).

Das oben thematisierte Sicherheitsgefühl beruht darauf, dass den interviewten Jugendlichen keine Umstände bekannt sind, die ihnen Grund zur Sorge geben würden. Sie erwähnen zwar, dass sie sich am Abend im Pavillon unsicher fühlen würden, aber selbst dort hätten sie nicht gehört, dass jemandem etwas angetan worden wäre. Der Pavillon hat unter den interviewten Jugendlichen einen schlechten Ruf, was dazu führt, dass sie dort abends nicht hingehen. Wie im Abschnitt „Reduzierter Nutzungsraum“

erarbeitet wird, handelt es sich bei besagtem Pavillon um ein Grenzobjekt, welches von mehreren „Welten“ bespielt wird.

Auffällig ist, dass die hier interviewten Jugendlichen, im Gegensatz zu den anderen Jugendgruppen (siehe Abschnitte „Jugos“, „Skater*innen“ und „Parkmenschen/Hedonist*innen“), mit keinem Wort erwähnen, dass sie Probleme mit der Polizei hätten. Dies legt den Schluss nahe, dass diese Jugendlichen nicht den Eindruck haben, im Fokus der Polizei zu stehen.

8.1.2. Selbstinszenierung

Im Interview mit den Jugendlichen wurde zudem deutlich, dass sie gut in die lokale Vereinslandschaft integriert sind. Dies zeigt sich unter anderem darin, dass sie im Interview mehrmals erwähnen, dass sie *„bei der Stadtkappelle dabei“* (TK04: 839-840) sind. Des Weiteren spricht eine der Jugendlichen davon, dass *„für uns alle die Musikschule a ziemlich großer Punkt“* (TK04: 837) ist. Dies begründet sie damit, *„weil halt wir durch die Stadtkappelle immer wieder dort sind“* (TK04: 838-839). Die Folge davon ist, dass sie in der Musikschule *„halt wöchentlich mehrmals ein und aus gehen, alle miteinander“* (TK04: 837-838). Als Konsequenz daraus ist sowohl die Musikschule als auch die Stadtkapelle den interviewten Jugendlichen *„relativ wichtig“* (TK04: 840). Im Abschnitt „Vereine“ zeigt sich diesbezüglich, wie wichtig und attraktiv Vereine im Bezirk Weiz für die interviewten Jugendlichen sind.

Die hier interviewten Jugendlichen scheinen sich neben den bereits genannten Aspekten durch die präferierten Fortgehziele im Winter Bälle und im Sommer Stadeldiscos sowie Feste zu inszenieren. So spricht beispielsweise eine Jugendliche davon, dass das Fortgehen *„im Winter [...] dann mehr [aus] Ballgehen“* (TK04: 191) besteht und sie im Sommer auf Stadeldiscos und Feste geht (vgl. TK04: 285; 311). Auffallend ist hierbei, dass die interviewten Jugendlichen fast ausschließlich davon berichten, sowohl im Sommer wie auch im Winter in ihrem Heimatbezirk fortzugehen (vgl. TK04: 338).

In den Interviews wird weiters deutlich, dass sich diese Jugendlichen für gesellschaftliche sowie die Gemeinde betreffende Themen interessieren und sich auch damit auseinandersetzen. So wurde beispielsweise seitens der Jugendlichen, die Errichtung eines Hotels und der damit einhergehenden Reduktion von Parkflächen (vgl. TK04: 922-924) und die sichere Gestaltung des öffentlichen Raumes, wie etwa Radwege (vgl. TK04: 1.039-1.040) sowie Bauernmärkte (vgl. TK04: 1.104-1.105) diskutiert.

8.1.3. Bezug zur Kinder- und Jugendhilfe

Als die interviewten Jugendlichen gefragt wurden, was ihnen als erstes einfallt, wenn sie an die Kinder- und Jugendhilfe denken, sprachen sie von Projekten wie *„Schüler helfen Schülern“* (TK04: 1.357) oder an *„die Schulpsychologin“* (TK04: 1.363). Im weiteren Interviewverlauf werden sie gefragt, was ihnen zum Jugendamt einfallt. Darauf antwortet eine Jugendliche:

„Jo an irgendwie, da denk i sofort, weil irgendwie Jugendamt hot des für mi wenn irgendwas, mit irgendwas Schlimmeren zu tun hat“ (TK04: 1.367-1.369).

Eine andere Jugendliche gibt an, wenn *„des Jugendamt dabei is, glaub i dann, dann is dann san deine Öltan irgendwie donn host du quasi nu ondere Öltan“* (TK04: 1.393-1.394). Der Begriff „Jugendamt“ scheint bei den interviewten Jugendlichen eher mit Krisen und Kinderschutz in Verbindung gebracht zu werden. Im Gegensatz dazu verbinden sie „Kinder- und Jugendhilfe“ mit formellen und informellen Hilfeangebote, welche nicht primär durch die Kinder- und Jugendhilfe abgedeckt werden. Naheliegend ist daher, dass den interviewten Jugendlichen der Begriff des Jugendamtes geläufiger ist als der der Kinder- und Jugendhilfe.

In diesem Kapitel wird deutlich, dass sich „Stinos“ im Bezirk Weiz unter anderem dadurch auszeichnen, dass sie im Winter Bälle und im Sommer Stadeldiscos, auf denen Schlagermusik gespielt wird, besuchen. Hierbei grenzen sie sich deutlich von den „Grazer Jugendlichen“ ab, die ihnen zufolge hauptsächlich Deutschrap hören würden. Ersichtlich wird, dass sie sich neben den *Grazern* auch von den Jugendlichen des Stadtparkes sowie der Mittelschule abgrenzen. Ein Ort von zentraler Bedeutung scheint die lokale Musikschule zu sein, in der regelmäßige Treffen stattfinden.

8.2. Jugos

Im Bezirk Weiz existiert eine Jugendgruppierung, die sich in ihrem Heimatort einen *„Jugo Club“* (TK49: 509-510) wünscht. Auch als es um das Fortgehen in Wien geht, fragt einer der Jugendlichen: *„gibt's ihn Wien viele Jugos?“* (TK49: 626). Im Kontext des Interviews wird deutlich, dass dieser Umstand für den Jugendlichen wünschenswert und positiv bewertet werden würde. Er erhofft sich, hierbei auf Jugendliche mit ähnlichen Lebenshintergründen zu treffen.

Auffällig ist, dass ein Jugendlicher eine Interviewerin fragt, *„woher können Sie unsere Sprache?“* (TK49: 621) als diese zuvor in der Muttersprache der Jugendlichen mit ihnen sprach. Die hier dargelegten Umstände legen den Schluss nahe, dass sich die interviewten Jugendlichen selbst als „Jugos“ identifizieren. Hierbei muss jedoch angeführt werden, dass es sich hierbei um keine Abwertung des Forschers, sondern um eine Selbstzuschreibung der Jugendlichen handelt.

Auch Reiners (2010) konnte im Zuge ihrer Forschung eine Gruppe Jugendlicher beforschen, die sich selbst als „Jugos“ bezeichneten. Dabei stellte sie fest, dass der Begriff ursprünglich von „Östereicher*innen“ geprägt und zur Abwertung verwendet wurde. Auffällig war hierbei, dass die interviewten Jugendlichen, die sich als „Jugos“ bezeichneten keineswegs durchweg aus Ländern des ehemaligen Jugoslawiens stammten (vgl. ebd.: 193). In weiterer Folge konnte Reiners (2010) beobachten, dass der Begriff „Jugos“ für die interviewten Jugendlichen über die ursprüngliche Bedeutung hinausging, beziehungsweise, dass diese sogar umgekehrt wurde. Es entstand ein Gefühl der Verbundenheit. Dadurch wurde aus dem Stigma, als Fremde/Fremder deklariert zu werden, ein erstrebenswertes, verbindendes Merkmal der Distinktion. Die

interviewten Jugendlichen trugen diese Differenzkategorie mit Stolz und Selbstbewusstsein (vgl. ebd.: 193).

Auch im Interview mit den in Weiz befragten Jugendlichen entstand der Eindruck, dass das „Jugo-Sein“ für die interviewten Jugendlichen positiv konnotiert wird. Dies wird durch den Umstand gestützt, dass es sich um eine Selbstzuschreibung der Jugendlichen handelt. Aus den genannten Gründen erscheint die Weiterführung der Kategorie „Jugo“ in dieser Arbeit zulässig und auch folgerichtig. Die Vergesellschaftung der hier interviewten Jugendlichen wird im Folgenden anhand der Kategorien „Selbstinszenierung“, „Distinktion“ und „Fremdwahrnehmung“ beleuchtet.

8.2.1. Selbstinszenierung

Es fällt auf, dass einige der Befragten Interesse an einer akademischen Ausbildung zeigen. So fragten die interviewten Jugendlichen die Forscher*innen nach ihrem Studium (vgl. TK49: 1.376) und erkundigten sich mehrmals *„Wer [...] am meisten Geld vom Studium [kriegt]“* (TK49: 1.380).

Anzumerken ist, dass im Gegensatz zu den oben beschriebenen „Stinos“, „Jugos“ die Musikrichtung des Deutschraps zu präferieren scheinen. So wünschen sie sich mehrmals einen Club in ihrer Nähe, der gute Musik spielt (vgl. TK49: 1.203). Gefragt, was die Jugendlichen unter guter Musik verstehen, antworten sie: *„Ja, was die Jugendlichen hören. Deutschrap zum Beispiel.“* (TK49: 1.129). Da in ihrem Wohnort ihrer Ansicht nach großer Bedarf für so einen Club bestehe, *„würden da viele Leute kommen“* (TK49: 1.147-1.148), sollte es solch ein Angebot geben. Hier wird deutlich, dass diese Jugendlichen gerne Clubs in ihrer Heimat hätten, in denen unter anderem Deutschrap gespielt wird. Diesbezüglich wird im Abschnitt „Gleisdorf – gruppenspezifische Zufriedenheit“ auf die Bedeutung von altersadäquaten Lokalen für Jugendliche eingegangen. Da es jedoch in dem näheren Umfeld der Jugendlichen keine ansprechenden Lokalitäten gibt, bringen sie den Wunsch nach solchen mehrmals zum Ausdruck. Bezüglich der geäußerten Wünsche der interviewten Jugendlichen wird im Abschnitt „Mitspracherecht“ erläutert, dass einige Jugendliche die Interviews und die daraus resultierende Forschung in Bezug auf die Umsetzung ihrer Interessen in Frage stellen.

Die Jugendlichen, die sich im Interview selbst als „Jugos“ bezeichnen, wurden in einem Jugendzentrum im Bezirk Weiz angetroffen. Obwohl die interviewten Jugendlichen im Jugendzentrum zusammenkommen, sei ihr *„Treffpunkt [...] nicht mehr hier“* (TK49: 92), denn eigentlich würden sie sich woanders treffen, zum Beispiel bei Freunden*innen zuhause (vgl. TK49: 93). Ins Jugendzentrum würden sie lediglich *„für ein paar Stunden [kommen und] dann am Abend wieder weg“* (TK49: 89-90) gehen. Diese Aussagen lassen Platz für Interpretationen. Anzunehmen ist, dass sie im Jugendzentrum nur einige wenige Stunden verbringen, um sich anschließend bei Freund*innen zu Hause zu treffen. Das Jugendzentrum wird demnach als erster Treffpunkt verstanden, an dem man sich begegnet, um anschließend an einem anderen Ort zusammensitzen.

8.2.2. Distinktion

Die hier interviewten Jugendlichen geben an, den örtlichen Pavillon im Stadtpark zu meiden. Hintergrund dafür dürfte sein, dass eben dieser Pavillon *„an schlechten Ruf“* (TK49: 694) hat. Das wird darauf zurückgeführt, dass *„dort immer die Giftler [sind und der Pavillon] als Drogenhotspot“* (TK49: 703-704) gilt. Dies begründen sie damit, dass der Pavillon den Jugendlichen zufolge *„ein Versteck [ist, an dem dich] keiner sieht“* (TK49: 708). An dieser Stelle ist anzumerken, dass im Interview der Eindruck entsteht, dass der Stadtpark und der Pavillon (der sich im Stadtpark befindet) von den Jugendlichen synonym verwendet wird. Die Jugendlichen sprechen zwar nur vom Pavillon, meinen aber in vielen Fällen den ganzen Stadtpark, so die Interpretation der Forschenden. Als Folge des schlechten Rufes des Stadtparkes und des Pavillons würden sich die interviewten Jugendlichen dort nie treffen, sondern nur vorbeigehen (vgl. TK49: 700).

Die Problematik des Drogenkonsums gäbe es im Stadtpark (und Pavillon) mittlerweile nicht mehr *„weil die Polizei jetzt öfters vorbeifährt aufnacht“* (TK49: 716-716). Den hier dargelegten Äußerungen kann entnommen werden, dass diese Jugendgruppe den Stadtpark nach wie vor nicht besuchen, obwohl die Polizeipräsenz dafür gesorgt habe, dass sich Drogenkonsument*innen dort nicht mehr aufhalten würden. Der Gleisdorfer Stadtpark dürfte außerhalb von Gleisdorf nicht ausschließlich einen schlechten Ruf haben. So wird beispielsweise im Abschnitt *„Wahrnehmung der Angebotsstruktur für Jugendliche im städtischen Bereich“* ausgearbeitet, dass sich einige Jugendliche in Weiz einen Stadtpark, wie den in Gleisdorf wünschen. Infolgedessen vermissen einige Jugendliche außerhalb von Gleisdorf einen Stadtpark in der eigenen Stadt.

Der Umstand, dass der Pavillon nach wie vor von den oben erwähnten Jugendlichen in Gleisdorf gemieden wird, könnte möglicherweise auch gerade der erhöhten Polizeipräsenz geschuldet sein. So berichten die interviewten Jugendlichen, dass in ihrem Ort *„a großes Problem [...] die Polizei do“* (TK49: 856) wäre. Denn die Polizei gäbe den Jugendlichen *„unnötige Strafen für nix und solche Sachen“* (TK49: 865). Beispielhaft dafür sprechen die interviewten Personen davon, dass *„aufamal [ein Polizist auf einem Moped] langsamer [vorbeifährt] und er schaut auf eich [die Jugendlichen] und dann sogns jo ha Oaschlochtreffen, arschlochtreffen verstehst“* (TK49: 873-875). Die interviewten Jugendlichen würden von den Polizist*innen demnach beleidigt werden. Im Interview wird zudem die Hilflosigkeit der Jugendlichen in Bezug auf erlebte Ungerechtigkeiten seitens der Polizei deutlich, denn gegen die Polizei *„konnst nix mochen“* (TK49: 877). Die Konsequenz aus den Erlebnissen ist unter anderem, dass die Polizei als *„sehr frech und [nervend]“* (TK49: 861) beziehungsweise als respektlos (vgl. TK49: 859) erlebt und beschrieben wird. Im Abschnitt *„Ausgrenzungserfahrungen und Coping-Strategien“* werden die Erfahrungen einiger Jugendlicher mit der Polizei hinsichtlich rassistischer Diskriminierung ausgearbeitet. Wie auch oben beschreiben, wird die erlebte Ungerechtigkeit als nicht außergewöhnlich klassifiziert was zur Resignation der Jugendlichen führt.

8.2.3. Fremdwahrnehmung

Den interviewten „Stinos“ zufolge sind Jugendliche, die das Jugendzentrum besuchen, Menschen, *„die halt dort hingehen wolln, weil sie einfach daheim nicht sein wolln“* (TK04: 503-504). Infolgedessen handle es sich um *„Jugendliche [...], die halt des irgendwie brauchen awa ned unter Anführungszeichen normale [Jugendliche]“* (TK04: 485-489). Dass es sich bei den Jugendlichen, die das Angebot des Jugendzentrums annehmen um bedürftige Jugendliche handelt, machen sie unter anderem daran fest, dass es dort *„schon so speziell ausgebildete [Betreuer*innen gibt], die heißen dann Streetworker und die dortn sich mit den Jugendlichen beschäftigen“* (TK04: 506-507). Die brauche es, da so, *„wenn des dann dort halt aufkommt und mit Drogenabhängigkeit oder so, dass da dann auf jeden Fall a weitervermittelt [werden kann]“* (TK04: 510-512).

Bemerkenswert ist, dass sich diese Einschätzungen mit jenen einer anderen Gruppe Jugendlicher (die ebenfalls das Gymnasium besuchen) decken. So beschreibt ein interviewter Jugendlicher die Besucher*innen des Jugendzentrums wie folgt:

„Ich glaub, im JUZ san dann doch eher mehr die Schüler aus der NMS, weil was ich so mitbekommen hab, früher waren da auch mehr Problemkinder, also die was von daheim aus Probleme ghabt ham“ (TK47: 513-516).

Die interviewten Jugendlichen kommen demnach zu der Einschätzung, dass das Jugendzentrum vorwiegend von Schüler*innen der NMS besucht werde. Zum gleichen Schluss kommen auch die interviewten „Stinos“, sie meinen dazu:

„ja ins Jugendzentrum gehen eh nur die Hauptschüler und Polykinder, awa ned a Gymnasiast um Gottes wülln“ (TK04: 587-589).

Für die Befragten erscheint es undenkbar, betreute Angebote zu nutzen, in denen Schüler*innen der Mittelschule beziehungsweise der Polytechnischen Schule vermutet werden. Hier wird eine bewusste Segregation zu Schüler*innen anderer Bildungsschichten und zu Jugendlichen, denen eine Hilfsbedürftigkeit zugeschrieben wird, sichtbar. Dass sich die interviewten Jugendlichen bewusst von den „problematischen“ und auch hilfsbedürftigen Jugendlichen abgrenzen wollen, wird ausführlich im Abschnitt „Abgrenzung zu (psycho)sozialen Angeboten“ erörtert.

Besucher*innen des Jugendzentrums werden von den interviewten Jugendlichen demnach mit Problemen und Bedürftigkeit in Verbindung gebracht. Jene, die nicht mit diesen Attributen konnotiert werden möchten, meiden daher das Jugendzentrum. Bei den Jugendlichen des Jugendzentrums handle es sich nach Einschätzung der Befragten nicht um „normale“ (TK04: 485) Jugendliche. Vielmehr würde es von jenen besucht werden, die es benötigen, da sie aus schlechten häuslichen Verhältnissen stammen und nicht zuhause sein wollen. Darum gebe es dort auch speziell geschultes Personal, das gegebenenfalls bei aufkommenden Drogenproblematiken adäquat intervenieren kann. Im Abschnitt „Anschluss finden – Anschluss ermöglichen“ wird diesbezüglich ausgeführt, dass durch den niederschweligen Charakter von Jugendzentren Jugendliche mit schwerwiegenden Problemlagen erreicht werden können, die sonst keinen Zugang zu Unterstützungsleistungen hätten.

In der hier vorliegenden Darstellung wird ersichtlich, dass die dominante Musikrichtung der Gruppierung der Deutschraps zu sein scheint. Sichtbar wurde auch der empfundene Mangel an ansprechenden lokalen Fortgehlokalen, wie beispielsweise Discos, in denen zielgruppenrelevante Musik gespielt wird. Ein zentraler Treffpunkt für diese Jugendlichen scheint das örtliche Jugendzentrum zu sein, auch wenn diesbezüglich unterschiedliche Ansichten geäußert wurden. Evident wurde, dass sie sich, wie auch „Stinos“ von den Jugendlichen des Stadtparkes bewusst abgrenzen. Markant ist zudem die Zuschreibung anderer Jugendlicher, dass die interviewten Jugendlichen, die das Jugendzentrum besuchen, bedürftig seien und aus schlechten häuslichen Verhältnissen kommen würden.

8.3. Skater*innen

Im folgenden Kapitel finden sich jene Erkenntnisse, die sich den „Skater*innen“ im Bezirk Weiz zuordnen lassen. Unterteilt wird hierbei in „Selbstinszenierung“, „Distinktion“, und „Fremdwahrnehmung“. Die Erkenntnisse beziehungsweise Deutungen in den ersten beiden Abschnitten „Selbstinszenierung“ und „Distinktion“ basieren auf zwei Gruppeninterviews, die mit Jugendlichen geführt wurden, die sich zum Zeitpunkt des Interviews auch örtlich in Skateparks aufhielten. Wobei angemerkt werden muss, dass sich die Zuschreibung der Jugendlichen zu den „Skater*innen“ nicht primär darauf bezieht, dass sie sich dort zum Zeitpunkt des Interviews aufhielten. Vielmehr wurde auch in den Interviews deutlich, dass sich die interviewten Jugendlichen selbst als „Skater*innen“ identifizieren und teils ihre gesamte Freizeit fast ausschließlich diesem Hobby widmen.

8.3.1. Selbstinszenierung

Einige der interviewten Jugendlichen verbringen ihre Freizeit nach eigenen Angaben nahezu ausschließlich mit dem Skaten. So erzählen beispielsweise mehrere Jugendliche, dass sie sehr oft den Skatepark besuchen würden (vgl. TK28: 11; TK28: 12). Dies wird unter anderem darauf zurückgeführt, dass es „*ziemlich cool do*“ (TK28: 13) ist. Ein anderer Jugendlicher meint dazu: „*Jo wei sunst intressiert mi nix*“ (TK30: 28). Als Folge dessen sagt er: „*I wissad ned, wo i sunst hingeh in Weiz*“ (TK30: 35). Skaten stellt demnach für einige Jugendliche im Bezirk Weiz das zentrale, oft sogar das einzige Hobby dar. Dabei wird das Skaten von den interviewten Jugendlichen als wichtiger Bestandteil des Lebens bezeichnet.

Nicht alle interviewten Jugendlichen des Skateparks agieren dabei zu einem Großteil ihrer Freizeit in Skater*innenkreisen. So spricht beispielsweise ein Jugendlicher:

„Bei mir gibt's im Ort so an Fußballplatz, do geh i öfters mal mit Freunden hin, a bissl Fußball spielen und ja sunst gibt's wirklich nichts Spannendes“
(TK28: 99-100).

Sichtbar wird dies auch in Ferchhoffs (2011) Ausarbeitung, wonach einzelne Jugendliche zwischen mehreren Jugendkulturen wechseln beziehungsweise sich in ihnen simultan bewegen können (vgl. ebd.: 206-269).

Zur präferierten Musikrichtung von „Skater*innen“ lässt sich sagen, dass im Hintergrund von TK28 englischsprachiger Rap zu hören ist. Dies legt den Schluss nahe, dass „Skater*innen“ im Bezirk Weiz gerne englischsprachigen Rap hören. Zur Vernetzung von „Skater*innen“ meint ein Jugendlicher:

„Jo oiso ma hot schon neiche Leid kennen glernt und do hoid Nummern ausgetauscht und a Gruppe gebildet und donn schreim ma hoid eini, wer Zeit hod und der was zeit hot, kommen halt und de ondan vielleicht bassts ja nächstes Mal“ (TK28: 32-34).

Skateparks werden demnach neben dem Skaten auch dazu genutzt, um andere „Skater*innen“ kennenzulernen und mit ihnen die Telefonnummern auszutauschen. Zudem lässt sich daraus die These ableiten, dass „Skater*innen“ im Bezirk Weiz durch eine Gruppe – es wird angenommen, dass es sich um eine Gruppe in einem online Messenger handelt – vernetzt sind (vgl. hierzu Abschnitt „Effektive Vernetzung“). Diese Gruppe wird in weiterer Folge unter anderem dazu genutzt, um Termine für Treffen in Skateparks zu vereinbaren. Naheliegend ist in diesem Kontext, dass diese Gruppen unter anderem auch dazu genutzt werden, um beispielsweise Videos von neu erlernten Tricks mit dem Skateboard mit anderen zu teilen.

8.3.2. Distinktion

Bezüglich der Polizeipräsenz meint ein Befragter:

„Die Polizei is ziemlich präsent und homs eher auf uns obgseng, weil wir halt a Jugendgruppierung san“ (TK30: 65).

Daraus lässt sich ableiten, dass die interviewten Jugendlichen den Eindruck haben, dass sie im Fokus der Polizei im Bezirk Weiz sind. Dies wird unter anderem darauf zurückgeführt, dass es sich bei den „Skater*innen“ um eine Jugendgruppierung handelt und die Polizei gegen diese Gruppierungen im Besonderen vorgeht. Einem Jugendlichen zufolge geht die erlebte Polizeipräsenz so weit, dass „se [...] jeden Tog [kommen und] kontrollieren, was ma tuan“ (TK30: 67). Einer Befragten zufolge sei die Polizei an dem Tag des Interviews bereits fünfmal da gewesen (vgl. TK30: 68). Wie bereits bei den Jugendlichen des Jugendzentrums entsteht auch hier der Eindruck, dass die interviewten jugendlichen „Skater*innen“ das Gefühl haben, die Polizei habe es auf sie abgesehen. Weiters steht die Vermutung im Raum, dass sie die wahrgenommene Polizeipräsenz als störend empfinden.

Möglicherweise kann die erlebte, hohe Polizeipräsenz – neben den oben dargelegten Wahrnehmungen der Jugendlichen – auch auf ein Vorurteil den „Skater*innen“ gegenüber zurückgeführt werden. So sprechen die interviewten Jugendlichen davon, dass es ein gesellschaftliches Vorurteil den „Skater*innen“ gegenüber gibt, nachdem man über sie sagen würde: „die Kiffen sicher olle“ (TK30: 86). Dies sei „schon des Klischee von de Skater“ (TK30: 86), allerdings „stimmt [das] owa ned“ (TK30: 86), so die Jugendlichen. Weiters räumt ein Jugendlicher ein: „es stimmt bei vülen a sicher owa bei

vülen ah ned des is dann halt so“ (TK30: 87-88). Unter den „Skater*innen“ gäbe es demnach durchaus Jugendliche, die das Klischee, der Cannabis konsumierenden „Skater*innen“ bedienen. Dem oben angeführten Jugendlichen zufolge treffe dies aber keineswegs auf alle zu.

Dass die interviewte Gruppierung an „Skater*innen“, nach eigener Einschätzung, zu Unrecht im Fokus der Polizei steht, wird durch die Aussage eines Befragten deutlich: *„wir tun nur skaten, vielleicht amol a Bier trinken owa nix, wir nehmen kane Drogen, wir verkaufen kane Drogen“* (TK30: 83-84). Die interviewten Jugendlichen seien in weiterer Folge *„sicher a Gruppierung wos afoch kan Scheiß mocht“* (TK30: 82). Hier wird ersichtlich, dass sich die Befragten selbst als Gruppierung ansehen, die nicht im Konflikt mit dem Gesetz steht, da sie *„kan Scheiß mocht“* (TK30: 82).

Zum Themenkomplex „Illegalität“ wird außerdem sichtbar, dass die interviewten „Skater*innen“ auch Abstand zu Gruppen nehmen, die den Ruf haben, gegen das Gesetz zu verstoßen. Dies zeigt sich vor allem in folgender Aussage eines Jugendlichen:

„Oiso i hob gheart, dass ma in Gleisdorf irgendwie Stadtpark oder so meiden soll, weil irgendwie vüle Leidln rauchn oder wos anderes mochen und a illegale Sochn mochn, erst letztens wo a kleine Schießerei drüben wo, mit Luftdruckpistolen und jo“ (TK28: 58-60).

Seitens der Interviewten werden demnach bestimmte Jugendgruppen im Stadtpark identifiziert, die den Ruf haben, gesetzeswidrige Aktionen zu setzen. Infolgedessen werde der Stadtpark von den Befragten gemieden. Dies wird unter anderem dadurch deutlich, dass ein Jugendlicher davon spricht, dass er nur von den illegalen Aktivitäten dieser Jugendgruppen gehört habe. Dass diese Annahme der interviewten Jugendlichen wenig bis gar nicht auf eigenen Erfahrungen basiert, kann darauf zurückgeführt werden, dass sie den Stadtpark nicht betreten. So sagt beispielsweise ein Jugendlicher: *„Stadtpark geh i ned oft, oder besser gsogt nie“* (TK28: 72). Naheliegend ist also, dass die interviewten Jugendlichen wenig bis keine eigenen Erfahrungen mit den Jugendlichen des Stadtparks haben. Dieses Phänomen erklärt ein Erwachsener, der selbst den Stadtpark als Jugendlicher besuchte, so, dass die meisten Eltern ihren Kindern und Jugendlichen verbieten würden, den Stadtpark zu betreten, daraus resultiere ihm zufolge, dass keine eigenen Erfahrungen gesammelt und darauf basierende Urteile gebildet werden können (vgl. TK33: 64-65).

Dass der Stadtpark – nicht nur von „Skater*innen“, sondern auch von „Stinos“ und „Jugos“ – derart gemieden wird, ist demnach neben dem schlechten Ruf auch darauf zurückzuführen, dass bereits den Kindern vermittelt wird, dass der Stadtpark zu meiden ist.

8.3.3. Fremdwahrnehmung

Bezüglich der Fremdwahrnehmung von „Skater*innen“ im Bezirk Weiz spricht eine Interviewte Fachkraft davon, dass es *„a riesige Skaterszene im Olta von glaub i fufzehn sechzehn bis viazig oda so [gibt]“* (TK03: 180-181). Dies führt sie unter anderem darauf zurück, dass die älteren Szenemitglieder *„sehr bemüht san, die Nachkömmlinge wiaklich miteinzubezieh'n und [...] denan Sochn [beibringen]“* (TK03: 182-183). So würden

beispielsweise *„die Greßeren die Klanen bei den Händn holtn und beim bei den vaschiedanen Raumpn hölfn und so oiso des funktioniert gaunz guat, des wiad a supa gnutzt“* (TK03: 190-192). Aus diesen Umständen leitet die Interviewte die These ab, dass die Jugendlichen *„wulln [...], dass diese Skaterszene wirklich aufrecht bleibt“* (TK03: 183-184).

Der Befragten zufolge setze sich die Skateszene im Bezirk Weiz aus „Skater*innen“ im Alter von 15 bis 40 Jahren zusammen. Hitzler und Niederbacher (2010) zufolge sind nicht nur Jugendliche Teil von Szenen. Manche Erwachsene, welche ein juveniles Selbstbild haben, partizipieren demnach auch in Szenen (vgl. ebd.: 20; mehr dazu in Abschnitt „Szene“). Seitens der „Skater*innen“ werde der Interviewten zufolge aktiv daran gearbeitet die Skateszene aufrechtzuhalten beziehungsweise aufzubauen. Dies macht sie daran fest, dass „Skater*innen“ auf potenziellen Nachwuchs zugehen und diesen auch fördern würden.

Eine weitere Interviewte spricht davon, *„dass erwachsene Personen schon an Bezug zu de Jugendlichen [Skater*innen] hobn wolln“* (TK01: 143). Hier werde seitens der Erwachsenen *„scho a a respektvoller Umgang eingefordert“* (TK01: 144) was aber auch so funktioniere (vgl. TK01: 144). So sei *„schon a Aug' drauf [...] vom Bürgermeister“* (TK01: 139-140) was dazu führe, dass er sich *„mit den Jugendlichen [unterhält], die Jugendlichen aber auch mit ihm“* (TK01: 140-141).

Es erscheint, als hätten einige Erwachsene den Wunsch, mit den „Skater*innen“ im Austausch zu stehen. Den Interviewten zufolge würde es auch gelingen, dass „Skater*innen“ den Erwachsenen mit dem geforderten Respekt begegnen. Auch der Bürgermeister stehe im regelmäßigen Austausch, welcher so auch akzeptiert werde. Deutlich wird hier, dass die Erwachsenen den „Skater*innen“ nicht ablehnend gegenüberstehen, sondern proaktiv auf diese zugehen. Zudem kann auch angemerkt werden, dass die Sorge der „Skater*innen“, mit dem Konsum von Cannabis in Verbindung gebracht zu werden, in den vorliegenden Interviews nicht bestätigt werden konnte.

In diesem Kapitel wird deutlich, dass das Skaten für einige Jugendliche das hauptsächliche, wenn nicht sogar einzige Interesse darstellt, dem nahezu die gesamte Freizeit gewidmet wird. „Skater*innen“ treffen sich primär auf Skateparks. Dort werden auch Kontakte zu anderen „Skater*innen“ geknüpft, welche über Online-Chatgruppen gepflegt werden. Auffällig ist, dass die Interviewten davon ausgehen, dass Personen, außerhalb der Szene, das Vorurteil hätten, „Skater*innen“ würden Drogen konsumieren. Dies konnte jedoch in anderen Interviews nicht bestätigt werden. Vielmehr wird deutlich, dass einige Erwachsene „Skater*innen“ gegenüber durchaus positiv gestimmt sind und aktiv den Austausch mit ihnen suchen. Weiters wird sichtbar, dass sich die hier Befragten bewusst von jenen Jugendlichen abgrenzen, die im Verdacht stehen, Straftaten zu begehen. So distanzieren sie sich beispielsweise von jenen Jugendlichen, die sich im Stadtpark aufhalten.

8.4. Parkmenschen/Hedonist*innen

Wie bereits bei den oben erörterten Jugendgruppierungen sichtbar wurde, wird der Stadtpark und insbesondere der darin befindliche Pavillon von den meisten interviewten Personen gemieden. Grund dafür scheinen die Jugendlichen, die sich dort aufhalten und deren negativer Ruf zu sein. Wie in diesem Kapitel deutlich wird, reichen die Zuschreibungen von „Hedonist*innen“ oder „Parkmenschen“ bis hin zu „Drogenabhängigen“. Um die Wahrnehmungen rund um diese Jugendlichen so verständlich wie möglich zu erörtern, werden die Erkenntnisse im folgenden Kapitel gegliedert in „Fremdwahrnehmung der Erwachsenen/Eigenwahrnehmung“, „Fremdwahrnehmung durch andere Jugendliche“ und „Eigenwahrnehmung“.

8.4.1. Fremdwahrnehmung der Erwachsenen/Eigenwahrnehmung

Ein interviewter Erwachsener gab im Interview an „mit 12 bis 16 Jahren [...] [selbst] oft im Park“ (TK33: 61-62) und Teil der Jugendlichen, die sich dort aufhalten, gewesen zu sein. Die folgenden Deutungen können also sowohl der Kategorie „Fremdwahrnehmung der Erwachsenen“ als auch „Eigenwahrnehmung“ zugeordnet werden. Bezüglich der Jugendlichen, die sich im Park aufhalten sagt er:

„[im] Park san zum Beispiel nur die Parkmenschen, die kennen nur Spaß sog i mol und hom a Gaude, san aber a sehr offen und donn gibt's nu zum Beispiel die Leit, die si benehmen miassen, a gewisse Ansehen hoben und de san zwa Welten“ (TK33: 33-35).

Ihm zufolge liege der Fokus der „Parkmenschen“ demnach auf dem Erleben von Spaß. Unter diesem Gesichtspunkt könnten „Parkmenschen“ auch als „Hedonist*innen“ beschrieben werden. Auffällig ist hierbei, dass er zwischen den „Parkmenschen“ und den Jugendlichen, die ein gewisses Maß an Ansehen genießen und sich demzufolge auch benehmen müssen, unterscheidet. Daraus lässt sich die These formulieren, dass den „Parkmenschen“ wenig gesellschaftliches Ansehen zukommt. Demzufolge würden sie sich auch nicht benehmen müssen und könnten Spaß haben. Auffällig ist zudem, dass die Jugendlichen des Stadtparks als sehr offen beschrieben werden. Im Abschnitt „Mitspracherecht“ wird diesbezüglich die Bedeutung und Wahrnehmung unstrukturierter Angebote weiter diskutiert.

Dem Interviewten zufolge habe „jeder [...] Probleme, [...] jeder hot mit irgendwos zu kämpfen und die [Parkmenschen] hom natürlich olle a a Problem“ (TK33: 580-582). Der Pavillon sei für sie „holt a Rückzugsort“ (TK33: 579), „weil sie [dort] in Ruhe sein kennan von ihren Problemen“ (TK33: 579-580) und „sie si [dort] am wohlsten fühlen“ (TK33: 578-579). Die Zusammentreffen der Jugendlichen beim Pavillon beschreibt er so, dass sie sich „im Endeffekt [...] selbst therapieren untereinander“ (TK33: 583-584).

„Parkmenschen“ fühlen sich den Schilderungen des Interviewten zufolge im Stadtpark sehr wohl. Wie alle anderen hätten auch sie mit Problemen zu kämpfen. Der Park würde demnach als Rückzugsort fungieren, in dem unter den Jugendlichen, wie er sagt, „therapeutische Gespräche“ stattfinden könnten. An dieser Stelle ist anzumerken, dass der Interviewte auch davon spricht, dass „sie [...] des Gefühl [haben], sie werden nicht

akzeptiert“ (TK33: 425). Unter diesem Gesichtspunkt kann angenommen werden, dass dieses Gefühl des „nicht akzeptiert Werdens“ mit dazu beiträgt, dass sich Jugendliche im Pavillon zurückziehen. Mehr zum Thema Rückzugsorte findet sich im Abschnitt „Reduzierter Nutzungsraum“.

Es zeigt sich, dass sowohl andere Jugendliche wie auch Erwachsene Abstand zu den Jugendlichen im Stadtpark beziehungsweise im Pavillon nehmen. Es entsteht auch hier der Eindruck, dass sie für viele als unerwünschter Störfaktor gelten.

Den Aussagen des Interviewten zufolge würden die Jugendlichen im Stadtpark „*eh auf ihre Sachen aufpassen*“ (TK33: 589-590). Das begründet er damit, „*weil wenn s irgendwann mal scheiße ausschaut, dann denken sie, jo des woan wir, des miass ma donn wieder reparieren*“ (TK33: 590-591). Als Beispiel hierfür führt er seine eigene Vergangenheit im Park an:

„wenn ma vielleicht Alkohol konsumiert hoben, dort, a wens ned erlaubt is, donn host a Glasflasche owagschmissen, hom ma die Scherben wieder auffangen, weil wir gwusst hom, wir kumman do am nächsten Tog wieder her und sonst tuan ma uns weh“ (TK33: 593-596).

Jugendliche des Stadtparks würden demnach darauf achten, nichts kaputt zu machen, da sie sich bewusst wären, dass sie das Beschädigte selbst wieder reparieren müssten. Es könne zwar beim Konsum von Alkohol schon vorkommen, dass Glasflaschen am Boden zerspringen. Die Splitter würden allerdings von den Jugendlichen wieder eingesammelt werden, da sie sich daran sonst selbst verletzen würden. Daraus kann entnommen werden, dass die interviewten Jugendlichen selbst Interesse daran haben, ihren Aufenthaltsort, also den Pavillon und den Stadtpark in einem Zustand zu erhalten, in dem sie sich dort wohlfühlen und sich keine Verletzungen zufügen. So könne es zwar schon einmal vorkommen, dass etwas kaputt gehe, dies werde allerdings von den Jugendlichen selbstständig wieder repariert.

Denkbar anders wird die Situation von einer professionellen Helferin eingeschätzt. Sie spricht davon, dass Jugendliche des Stadtparks „*auf die Idee [kommen], dass das irgendwie vielleicht auch lustig wär, a Parkbank in ah in, in Teich zu versenken*“ (TK05: 523-524). Dadurch würde durch Jugendliche „*natürlich trotzdem Schaden verursacht, [was dann auch] Geld kostet*“ (TK05: 425-526). Unter anderem dieser Umstand lässt sie zu dem Schluss kommen, dass sich besagte Jugendliche im Stadtpark „*nicht immer ganz so benehmen, wie sich Erwachsene das wünschen würden*“ (TK05: 526-527).

Der Interviewten zufolge würden Jugendliche den Park bewusst zerstören, da sie dies lustig fänden. Diese Einschätzung deckt sich mit den im Abschnitt „Wenig Veränderungsbedarf, trotz begrenzter Angebote“ ausgearbeiteten Schilderungen einer Fachkraft. Hier wird zudem dargelegt, welche Funktion Vandalismus für Jugendliche erfüllen kann. Auffällig ist in diesem Kontext, dass sie nicht wie der oben erwähnte Interviewpartner davon spricht, dass Jugendliche jene Schäden, die sie verursachen auch selbst wieder in Ordnung bringen. Vielmehr bleibe die Behebung der entstandenen Schäden ihr zufolge an anderen hängen. Deutlich wird zudem, dass sie sich (und auch weitere Erwachsene) wünschen würden, dass sich Jugendliche im Stadtpark anders verhalten.

8.4.2. Fremdwahrnehmung durch andere Jugendliche

Sowohl „Stinos“, „Jugos“ und „Skater*innen“ im Bezirk Weiz gaben an, den Stadtpark beziehungsweise den Pavillon im Stadtpark zu meiden. Auffällig ist, dass die Gründe, die genannt werden, annähernd ident sind. So wird der Stadtpark beziehungsweise der Pavillon primär wegen bestimmter Jugendgruppierungen gemieden, die dort vermutet werden. Jugendliche, die den Stadtpark besuchen, haben den Interviewten zufolge den Ruf, Drogen zu konsumieren. So spricht beispielsweise eine Jugendliche davon, *„dass halt Stadtpark so haßt so jo da sind immer nur so die Junkies“* (TK04: 105-106). Dies erweckt den Eindruck, dass die primäre Zuschreibung der Jugendlichen des Stadtparkes zu sein scheint, dass sie „Junkies“ (TK04: 106), also Suchtkranke, sind. Da diese Kategorisierung jedoch die betreffenden Jugendlichen stark abwertet und der Drogenkonsum, wie weiter unten noch dargelegt wird, nicht auf alle Jugendlichen im Stadtpark zutrifft, wird in dieser Arbeit von dieser Kategorisierung Abstand genommen. Stattdessen werden diese Jugendgruppierungen als „Hedonist*innen“ beziehungsweise „Parkmenschen“ bezeichnet.

Stinos ziehen zwischen Jugendlichen im Stadtpark/Pavillon im Bezirk Weiz und Jugendlichen im Grazer Stadtpark folgenden Vergleich:

„Ja des mit de Drogen is so a Gschicht, weil i man es is jetzt überhaupt ned so schlimm wie Graz Stadtpark, do würd i ned aufd Nacht durchgehn und da kanns halt a mal sein. Also da hab i schon von einigen ghert, dass du oft anquatscht wirst: Ja willst was haben. Des wär mir in Gleisdorf jetzt nu nie passiert i hab awa schon gsehen mal, wie wer was austauscht hat im Park, bei Tageslicht“ (TK04: 389-393).

Der Stadtpark in Gleisdorf ist demnach im Vergleich zum Grazer Stadtpark aus Sicht der interviewten Jugendlichen harmlos. Eine Jugendliche meint, dass der Stadtpark im Bezirk Weiz *„ned direkt a Drogenszene“* (TK04: 386) sei. So werde dort zwar schon ein bisschen mit Cannabis gedealt (vgl. TK04: 386) aber es sei nicht im selben Ausmaß wie in Graz, wo Passant*innen gefragt werden würden, ob sie Drogen wollten. Es entsteht der Eindruck, als wäre Cannabis die einzige illegale Droge, die im Weizer Stadtpark konsumiert und verkauft werden würde.

Dem ist jedoch hinzuzufügen, dass eine andere Jugendliche desselben Interviews davon spricht, dass

„da Bahnhof [...] zu Zeitn schon amal so a Hotspot [war], weil dort am Klo is es zum Beispiel so, dass es so a blaues Licht gibt, dass ma si quasi die Venen ned sicht und Heroin spritzen kann“ (TK04: 423-426).

Die konsumierten Suchtmittel unterscheiden sich den Interviewten zufolge nach Orten. Während sich der Konsum im Stadtpark auf Cannabis beschränke, werde Heroin am Bahnhof in einer Intensität konsumiert, dass seitens der Verwaltung Maßnahmen ergriffen wurden, um den Konsum zu verhindern.

Des Weiteren sprechen die interviewten Jugendlichen davon, dass die Menschen, die sich im Stadtpark aufhalten, nur in ihrer Jugend dort wären. Dies erkennen sie unter anderem daran, dass der Drogenkonsum im Pavillon *„auch wirklich auf Jugendliche eingeschränkt“* (TK04: 472-473) sei. So spricht beispielsweise eine Jugendliche davon,

dass sie „*nu nie irgendwie so öltare pädophile Leute oder so [dort gesehen habe], oiso wirklich nur Jugendliche so 18 herum und jünger owa fül ölta glaub i ned*“ (TK04: 473-475). Dies sei darauf zurückzuführen, dass „*die Leit kumman und gehen, [...] des is jetzt kana, der do versauert in dem Loch quasi, [...] der da komplett zrückbleibt*“ (TK04: 527-533). Infolgedessen handle es sich dabei nur um „*so a Phase, die sie wieder aufhört, schätz i mal*“ (TK04: 476-477). Dass es sich bei dem Drogenkonsum im Pavillon um eine Lebensphase handelt, die wieder vorbei geht, habe unter anderem zur Konsequenz, dass dort noch nie „*irgend was Gröberes passiert warad oda so und a nie so oage Abhängigkeiten mit irgendwas Schlimmeren (Annahme: „Harte“ Drogen)*“ (TK04: 524-525) zustande gekommen seien.

Wie in Kapitel „Jugendkultur“ deutlich wird, ist das deviante Verhalten Jugendlicher, welches sich durch die Zugehörigkeit zu Jugendkulturen entwickeln kann biographisch abgrenzbar (vgl. Eisewicht et al. 2021: 8). Sollten sich hier also tatsächlich jugendkulturelle Phänomene abzeichnen, kann die These formuliert werden, dass sich der Konsum von Suchtmitteln tatsächlich auf eine Phase der Jugend beschränken könnte. Diese These deckt sich im Wesentlichen auch mit den Einschätzungen der oben genannten Jugendlichen, wonach im Pavillon ausschließlich Jugendliche Suchtmittel konsumieren würden.

Bei den Jugendlichen im Pavillon handelt es sich den Einschätzungen der hier Interviewten zufolge um eine Vergesellschaftungsform ohne fixe Mitglieder. Vielmehr findet hier, ihnen zufolge, ein reger Wechsel statt. Das wird unter anderem darauf zurückgeführt, dass sich der Suchtmittelkonsum im Stadtpark auf Cannabis beschränke. Dies habe wiederum zur Folge, dass dort niemand *zurückbleibt*.

Die Interviewten verorten Jugendliche, welche Suchtmittel konsumieren, jedoch nicht nur im Pavillon. So sprechen sie beispielsweise davon, dass auch einige in ihrem Gymnasium regelmäßig Drogen konsumieren würden. Eine Jugendliche meint:

„i hab scho von gaunz fü Leitn gher, dass im Gymi, [...] dass eigentlich a a ziemlich große Drogenszene gibt, hab i gher, waß i ned“ (TK04: 394-396).

Da die Jugendliche davon spricht, dass sie davon gehört habe, dass es im Gymnasium eine Drogenszene gäbe, kann angenommen werden, dass sie keine eigenen Erfahrungen mit diesen Jugendlichen gemacht hat. Das es tatsächlich Konsument*innen von Suchtmitteln im Gymnasium gibt, wird manifest, als eine Jugendliche davon spricht, dass „*bei uns [...] a schon einmal a Schüler aus der Schul gflogn [ist], vor a paar Jahren, weil er daham Drogen anbaut hat*“ (TK04: 401-402). Dies bestätigt eine weitere interviewte Jugendliche, indem ihr „*schon a paar Namen auf jeden Fall [einfallen], de da vor allem vor a paar Jahren ziemlich arg waren und a glaub i jetzt immer nu*“ (TK04: 399-400) sind. Unter den Schüler*innen des Gymnasiums gibt oder gab es den Interviewten zufolge Jugendliche, die Suchtmittel in einem Umfang konsumieren beziehungsweise selbst anbauen, der zum Ausschluss aus der Schule führte. Bezüglich Schulkolleg*innen im Pavillon meint eine Jugendliche, dass sie im Pavillon Jugendliche vermutet, die:

„[...] man halt irgendwann einmal, Kindergarten, Volksschulzeit oder Unterstufe oder halt generell irgendwann schon mal troffen hat, kennenglernt hat, und von dem du dann irgendwann nur hörst so: Okay,

der is jetzt irgendwie einigraten und so und dass is dann oft a unangenehm, wenn ma solche Leid dann halt trifft“ (TK04: 465-468).

Die Interviewte geht demnach davon aus, dass auch Schulkolleg*innen, die sie noch von der Unterstufe des Gymnasiums, Kindergartens oder der Volksschule kennt bzw. kannte den Pavillon besuchen. Weiters kann gefolgert werden, dass der Pavillon neben den bereits genannten Gründen gemieden wird, da dort alte Bekannte vermutet werden. Der unangenehmen Situation, die für die Befragten durch ein Treffen mit diesen Jugendlichen entstehen würde, wird durch das Meiden des Pavillons entgegengewirkt. Weiters wird davon ausgegangen, dass einige der Schüler*innen des Gymnasiums, denen Drogenkonsum nachgesagt wird, auch den Pavillon besuchen.

Auch in einem weiteren Interview wird deutlich, dass Jugendliche des Gymnasiums den Eindruck haben, dass es am Gymnasium eine Drogenproblematik gibt, so sei *„im Moment [...] vor allem Cannabis a großes Thema“* (TK47: 458). Dies werden allerdings seitens der Direktion *„afoch totgeschwiegen und darüber wird ned mehr wirklich geredet“* (TK47: 462-463). Wenn diese Thematik *„Schüler oder Eltern ansprechen, haßts von der Direktion dann meistens, okay na wir hom ka Drogenproblem“* (TK47: 461). Dies gehe sogar so weit, dass ihnen *„eine Lehrperson [...] gesagt [hat], dass sie eigentlich nicht über das Thema mit uns Cannabis halt reden dürfte“* (TK47: 472-474).

Den interviewten Jugendlichen zufolge gibt es in dem Gymnasium, das sie besuchen, eine manifeste Drogenproblematik, welche seitens der Direktion ignoriert beziehungsweise bewusst verleugnet wird. Dem Lehrpersonal sei es zudem verboten, mit den Schüler*innen über dieses Thema zu sprechen.

Deutlich wird, dass die Zuschreibungen, welche „Parkmenschen“ betreffen durchaus divergierend ausfallen. So wird ihnen zugeschrieben, dass sie anderen gegenüber offen sind und sie sich im Park treffen, um dort Spaß zu haben. Die Zuschreibungen einer Person, die angibt selbst einmal Teil dieser Gruppe gewesen zu sein, fallen positiv aus. Weniger positiv sind die Einschätzungen einiger Jugendlicher und Erwachsener, die angeben, den Park zu meiden. Ihnen zufolge werden dort hauptsächlich Drogen konsumiert und Dinge zerstört. Hier ist der Suchtmittelkonsum die primäre Zuschreibung auf Jugendliche im Stadtpark.

8.4.3. Eigenwahrnehmung

Im Zuge der Erhebungsphase konnte auch ein Interview mit einer Gruppe Jugendlicher geführt werden, die selbst angeben *„früher öfter“* (TK47: 253) den Pavillon besucht zu haben, sich aber *„mittlerweile selten“* (TK47: 253) dort aufhalten würden. Ein Jugendlicher begründet das wie folgt:

„das is ned so unbedingt das Klientel, mit dem i mi abgeben möchte“ (TK47: 254-255).

Dieses „Klientel“ (ebd.) wird so beschrieben, dass dort *„eigentlich relativ viele Leute [sind], die a Suchtprobleme ham“* (TK47: 254). Auch die interviewten Jugendlichen, die den Pavillon frequentieren beziehungsweise sich früher dort aufgehalten haben grenzen sich von jenen Jugendlichen ab, denen Suchtproblematiken zugeschrieben werden.

Weiters fällt auf, dass die hier Interviewten anders als „Stinos“ zu dem Schluss kommen, dass es unter den Jugendlichen des Pavillons sehr wohl auch welche gibt, die manifeste Suchtproblematiken haben.

Bezüglich des Konsumverhaltens Jugendlicher im Pavillon wurde bereits oben dargelegt, dass „Stinos“ die Einschätzung vertreten, dass im Pavillon lediglich Cannabis konsumiert und gehandelt werde. Die hier interviewten Jugendlichen teilen diese Einschätzung nicht. So sprechen sie davon, dass besagte Jugendliche *„im Moment recht selten [kiffen]“* (TK47: 276). Stattdessen würden sie *„Sachen [konsumieren], die ma si, die ma halt schluckt oder durch die Nosen ziagt“* (TK47: 277-278) wie beispielsweise *„Speck“* (TK47: 277). „Speck“ ist in der Drogenszene eine Bezeichnung für Amphetamin, also Speed (vgl. chemie.de o. A.). Ein Jugendlicher meint dazu:

„Also i kenn da a paar Freinde, denen des so gangen is, dass sie afoch nur hin und wieder dort woan und donn immer öfter und irgendwann hams dann selber a härtere Drogen ausprobirt“ (TK47: 265-267).

Die interviewten Jugendlichen berichten davon, dass im Pavillon Cannabis im Moment weniger ein Thema sei. Vielmehr würden „härtere“ (ebd.) Drogen nasal und oral konsumiert werden. Durch den Besuch des Stadtparks würden Jugendliche demnach leicht an „härtere“ (ebd.) Suchtmittel kommen und in weiterer Folge Suchtproblematiken entwickeln.

Dass durch den Besuch des Pavillons der Weg zu Drogen geebnet werden kann, wird vor allem daran erkennbar, dass dem Jugendlichen zufolge *„da Weg ned weit [ist], dass ma dann selber in so was [Anm.: Drogenkonsum] einifallt“* (TK47: 265). Er habe sich dort aufgehalten da er *„einfach mit irgendwelche Leit abhängen [wollte]“* (TK47: 263). Obwohl er die Möglichkeit dazu gehabt hätte, habe er *„nie so irgendwos [Anm: Suchtmittel] gnommen“* (TK47: 262).

Der Pavillon wird demnach von manchen dazu genutzt, um mit anderen Jugendlichen Zeit zu verbringen. Obwohl dort der Zugang zu Drogen erleichtert ist, bedeutet das nicht, dass alle dort aufhältigen Jugendlichen Drogen konsumieren. Den Einschätzungen des interviewten Jugendlichen zufolge passiert es jedoch im Pavillon leicht, dass Jugendliche dort mit Drogen in Kontakt kommen und dadurch auch Suchtproblematiken entwickeln.

In einem Interview, welches im Pavillon mit einer Gruppe Jugendlicher geführt wurde, geben diese an, *„nix anderes“* (TK48: 107) zu machen, als ihre Freizeit im Pavillon zu verbringen. Dabei würden sie jedoch Jugendliche des Pavillons meiden (vgl. TK48: 323-325), die häufig „schlimme Dinge“ (TK48: 352) machen würden. Ein Jugendlicher meint dazu:

„Weil ma do afoch ka Interesse dran ham, wenn sie s mochen wollen, is jo ned unser Thema so, aber wenn die halt da san, sollen se si ned zu uns dazusetzen und Scheiße mochen, weil wenn donn die Polizei kommt, san wir mit verdächtig. Weil wir afoch ka Interesse dran hom, dass im schlimmsten Fall irgendwas passiert und wir dann mittendrin san“ (TK48: 366-370).

Demnach gibt es innerhalb der Jugendlichen, die den Pavillon besuchen verschiedene Jugendgruppierungen. Die hier interviewte Gruppe Jugendlicher grenzen sich von jenen

Jugendlichen im Park ab, die im Ruf stehen, Drogen zu nehmen und dementsprechend häufig Konflikte mit der Polizei hätte.

Im Zuge der Erhebungsphase konnten mehrere Jugendliche und eine Jugendgruppe interviewt werden, die selbst den Pavillon besuchen. Auffällig ist hierbei, dass sich die interviewten Jugendlichen auch innerhalb des Pavillons von jenen abgrenzen, die Drogen nehmen. Dabei werden unterschiedliche Einschätzungen bezüglich des Suchtmittelkonsums im Pavillon deutlich. Manche Interviewte gehen davon aus, dass im Pavillon ausschließlich Cannabis konsumiert wird. Daraus würden sich auch keine Suchtproblematiken entwickeln. Wie oben angeführt, gibt es Jugendliche, nach deren Einschätzung auch „härtere“ Suchtmittel nasal und oral konsumiert werden. Demnach würden sich im Pavillon auch Abhängigkeiten von Suchtmitteln entwickeln. Es konnten keine Interviews mit Jugendlichen des Pavillons geführt werden, die angaben, im Pavillon Drogen zu konsumieren.

8.5. Resümee

Die in diesem Kapitel untersuchten Jugendgruppen werden als „Stinos“, „Jugos“, „Skater*innen“ und „Parkmenschen/Hedonist*innen“ identifiziert beziehungsweise identifizieren sich selbst als solche. Bezugnehmend auf die eingangs erwähnte, handlungsleitende Forschungsfrage dieses Kapitels werden im folgenden jugendliche Vergesellschaftungsformen im Bezirk Weiz beschrieben.

In Bezug auf die Forschungsfrage wird festgestellt, dass in Weiz mehrere Cliques identifiziert werden konnten. Eine dieser Cliques sind die oben angeführten „Stinos“. Im Bezirk Weiz konnten keine Merkmale einer „Stino-Szene“ gefunden werden. Es wurden jedoch einige jugendkulturelle Handlungs- und Deutungsmuster erkannt, welche nahezu deckungsgleich mit Ferchhoffs (2011) Beschreibung der Jugendkultur der „Stinos“ sind. So gibt es im Bezirk Weiz Jugendliche, die sich in ihrer soziokulturellen Inszenierung an „Stinos“, wie Ferchhoff sie beschreibt annähern. Die oben beschriebene Vorliebe für den deutschen Schlager und die gut bewertete Integration ins Vereinsleben sind dabei idealtypisch für diese Jugendkultur (vgl. ebd.: 264-266). Unklar bleibt, ob es „Stinos“ als jugendkulturelles Phänomen im Bezirk Weiz gibt. Hier bedarf es weiterer Forschung, um jugendkulturelle Inszenierungen wie etwa im Bereich Sprache oder Kleidung näher herausarbeiten zu können.

Im Abschnitt „Jugos“ wird deutlich, dass sich die interviewten Jugendlichen selbst als „Jugos“ bezeichnen, was wie auch Reiners (2010) anmerkt nicht abwertend zu verstehen ist, sondern vielmehr Verbundenheit und Selbstvertrauen schafft (vgl. Reiners 2010: 193). Seitens der interviewten Jugendlichen werden auch außerhalb von Weiz „Jugos“ vermutet. Dabei wird Gleichheit antizipiert. Die geteilte soziokulturelle Inszenierung orientiert sich dabei am geteilten Thema des „Jugo-Seins“. Eine Szene, wie Hitzler und Niederbacher (2010) sie beschreiben konnte jedoch nicht identifiziert werden.

Im Gegensatz dazu kann im Bezirk Weiz eine „Skater*innen-Szene“ beobachtet werden. Es zeigt sich, dass es unter den „Skater*innen“ mehrere Peergroups gibt, die nicht nur

untereinander (also innerhalb der Peergroups) interagieren und kommunizieren, sondern auch mit anderen Cliques vernetzt sind. Skateplätze fungieren als szenetypische Treffpunkte, wie diese von Hitzler und Niederbacher (2010: 16-18) beschrieben werden. Wie bereits im Abschnitt „Jugendkultur, Szene oder Peergroup?“ dargelegt wird, beschreiben Hitzler und Niederbacher (2010) „Skater*innen“ als Szene, wohingegen Ferchhoff (2011) „Skater*innen“ den Jugendkulturen zuschreibt. Es sprechen jedoch mehrere Aspekte dafür, dass im Bezirk Weiz eine „Skate-Szene“ vorhanden ist. Innerhalb der Szene gibt es erwachsene Mitglieder, die Einsteiger*innen beim Skaten helfen. Dadurch wird ein niederschwelliger Zugang, wie dies auch von Hitzler und Niederbacher (2010: 18) beschrieben wird ermöglicht.

Neben dem oben erwähnten Skatepark stellt sich der Pavillon in Gleisdorf als ein zentraler Treffpunkt für Jugendliche heraus. Er wird dabei von mehreren Jugendgruppen frequentiert, die sich gegenseitig meiden. Jugendliche des Pavillons, denen Drogenkonsum zugeschrieben wird, werden von „Stinos“, „Jugos“, „Skater*innen“ und den interviewten Jugendlichen, die selbst den Pavillon besuchen, gemieden. Es konnten keine Interviews mit Jugendlichen geführt werden, die angaben, selbst Suchtmittel zu konsumieren.

Zu den Vergemeinschaftungsformen, die beobachtet werden können, zählen mehrere Peergroups und Cliques, welche sich zum Teil an Jugendkulturen orientieren. Eigenständige Jugendkulturen können im Zuge der Forschung nicht ausgemacht werden. Die Skater*innenszene im Bezirk Weiz setzt sich aus mehreren Cliques zusammen. Im folgenden Fazit wird die übergeordnete Forschungsfrage „Wie beschreiben Menschen im Bezirk Weiz das Aufwachsen von Jugendlichen?“ basierend auf den vier Teilaspekten dieser Arbeit beantwortet.

9. Fazit

Altrogge Julia, Jović Karin, Moser Johannes, Winkler Lea

Die vorliegende Forschungsarbeit beleuchtet das Aufwachsen von Jugendlichen im Bezirk Weiz. Die handlungsleitende Forschungsfrage „Wie beschreiben Menschen im Bezirk Weiz das Aufwachsen von Jugendlichen?“ wurde anhand der vier Dimensionen Wahrnehmung der Angebotslandschaft für Jugendliche, sozialräumliche Aneignungsprozesse von Jugendlichen, Perspektiven ausgrenzungsgefährdeter Jugendlicher sowie der unterschiedlichen Formen der Vergesellschaftung von Jugendlichen untersucht. Im Folgenden werden die zentralen Ergebnisse im Sinne der oben erwähnten Forschungsfrage zusammengeführt. Diese nutzen der Weiterentwicklung der Angebotspalette im Bezirk Weiz und des teilimplementierten CM-Ansatzes der KJH, welcher u.a. auf die Schaffung und Vernetzung adäquater Angebotsstrukturen abzielt. Die vorliegende lebensweltliche Analyse und sozialräumliche Untersuchung dienen als Reflexionsfolie um bedarfsgerechte Angebote zu schaffen und Innovationen voranzutreiben. Sichtbar werden Interesse und fachliche Haltung der KJH, die Prävention als Schwerpunkt umzusetzen sucht. Zur angestrebten Vision der KJH Weiz verbinden sich zwei Wege: Von großer Bedeutung werden im Sinne des sozialraumbezogenen Ansatzes Kommunikationsbahnen in neue Handlungsfelder (z.B. stadtplanerische Tätigkeit) sein. Auf Systemebene bedingt das Fachkonzept CM den Ausbau intensiver Kooperationen und partizipativer Elemente.

9.1. Ergebnisse

Im Hinblick auf die Ergebnisse der vorliegenden Forschungsarbeit zeigt sich, dass die Angebotsstruktur für Jugendliche sowohl im ruralen als auch im urbanen Raum vom Großteil der Befragten als umfassend und ausreichend dargestellt wird. Bei genauerer Analyse treten jedoch zusätzliche Bedarfe nach freien Gestaltungsräumen zutage, die das jugendspezifische Grenzaustesten ermöglichen. In den Sprachbildern der Jugendlichen wurde die Ungleichbehandlung als Jugendliche im Vergleich zur Altersgruppe der Kinder sichtbar. Die interviewten Jugendlichen fühlen sich sukzessive von den Kindern aus ihrem Lebensraum verdrängt. Dies äußert sich u.a. darin, dass immer mehr Kinderangebote geschaffen werden, die Jugendlichen im Freibad für die Kinder „Platz machen“ sollen, die begrenzten Skateplätze zunehmend von Kindern okkupiert werden und jugendspezifische Räume wie Fortgehlokale nur sehr komprimiert in der Bezirksgemeinde Weiz zur Verfügung stehen. Weibliche Jugendlichen äußern als Anliegen, von Kindern sozialräumlich getrennt sein zu können. Das, obwohl sie Nutzungskonflikte mit Burschen beschreiben. Angepasstes Verhalten der Kinder wird, im Gegensatz zu den Autonomiebestrebungen der Jugendlichen, gesellschaftlich akzeptiert und gefördert. Diese Ansicht geht auch mit den Werten und Haltungen einher, welche den Bezirk prägen. Im Rahmen der Interviews wird sichtbar, dass gewisse Angebote (Vereine, betreute Einrichtungen, Kinderangebote ...) und Handlungsweisen als sinnvoll erachtet werden, wohingegen andere das Bild des „Vorzeigebezirks“ stören.

Dabei fällt auf, dass jene Faktoren des jugendlichen Ausprobierens, welche als „Unruhen“ angesehen werden, sowohl unter den Erwachsenen als auch unter den Fachkräften als unerwünscht gelten. Daher wird versucht, diese im Zaum zu halten. Die interviewten Fachkräfte zeigen für die Bedürfnisse der Jugendlichen zwar Verständnis, unterliegen aber organisationalen und rechtlichen Rahmenbedingungen. Dies kann u.a. auf die gesellschaftliche Erwartung an ihre Rolle zurückgeführt werden, zu intervenieren, wenn Unerwünschtes passiert. Sichtbar wird, dass diese Umstände in Versuchen enden, die „Ecken des jugendlichen Verhaltens“ abzurunden, anstatt Ecken zu belassen bzw. diese zu schaffen. Ein denkbarer Ansatz wäre es, Räume zu sichern, in denen sich Jugendliche ausleben dürfen, ohne dafür zurechtgewiesen oder bestraft zu werden. Das Motto „Mut zur Ecke“ könnte allerdings gesellschaftlichen Widerstand hervorrufen, zumal – wie zuvor dargelegt – jugendliche Bedürfnisse oft weniger Beachtung finden. Umso mehr bedarf es hier weiterer parteilicher Lobby-Arbeit für die Bedürfnisse Jugendlicher. Dadurch kann der Rückhalt wichtiger Entscheidungsträger*innen auf den entsprechenden Ebenen der Kommunalpolitik und Polizei hergestellt bzw. gewährleistet werden. Das Bestreben nach einer integrierten und „funktionierenden“ Jugend ist insbesondere in Zeiten der fortschreitenden Globalisierung und Leistungsgesellschaft präsent. Die Jugendlichen sind schon früh mit Erwartungen konfrontiert ihr Leben sinnvoll, mit stetigem Blick auf die Zukunft zu gestalten, um am Ende als Gewinner*innen und erfolgreiche Leistungsträger*innen hervorzugehen.

Vereine im Bezirk Weiz scheinen diesem Anspruch gerecht zu werden und gelten für einige Bevölkerungsgruppen – insbesondere in der Stadt Gleisdorf – als Statussymbol. Das Vereinsangebot ist dabei nicht für alle Jugendlichen gleichermaßen zugänglich. Marginalisierte Gruppen scheinen den Befragungen zufolge in der Vereinslandschaft unterrepräsentiert zu sein. In Bezug auf Jugendeinrichtungen weisen die Erzählungen von Jugendlichen auf ein differenziertes Nutzungsverhalten hin. Im Unterschied zur Vereinslandschaft, entsteht der Eindruck, betreute Jugendeinrichtungen seien bei einem Großteil der befragten Jugendlichen deutlich weniger beliebt. Hingegen nehmen Besucher*innen von OJA-Einrichtungen das bestehende Angebot regelmäßig und über Jahre hinweg in Anspruch. Immer wieder nennen befragte Jugendliche auch Jugendzentren oder Streetwork als mögliche Anlaufstelle bei Problemen. Insbesondere in den ländlicheren Gebieten des Bezirks erscheint die niederschwellige Arbeit von Jugendeinrichtungen noch ausbaufähig.

In den Befragungen wird deutlich, dass der Pavillon im Gleisdorfer Stadtpark bei einem Teil der Interviewten negative Assoziationen hervorruft und von diversen Jugendlichen gemieden wird. Dies kommt dem Versuch gleich, sich von vermeintlich sozial benachteiligten Jugendlichen abzugrenzen und dem sozial erwünschten Verhalten gerecht zu werden. Für Jugendliche, die diese Freiräume und Angebote nutzen, stellen derartige „Orte“ aber bedeutsame Anknüpfungspunkte für soziale Kontakte dar. Sie tragen aufgrund des dort eröffneten Erfahrungshorizontes zur Bewältigung der Herausforderungen der eigenen Lebenslagen im Kontext des Erwachsenwerdens bei.

Dass die Aktivitäten innerhalb dieser wenigen Frei-Räume dennoch keine gesellschaftliche Anerkennung erfahren und als störend dargestellt werden, bleibt von den Jugendlichen nicht unbemerkt. Die Vorrangstellung der Erwachsenen drückt sich sozialräumlich

im Einsatz von Securities und Polizeikontrollen aus, welche das jugendliche Handeln überwachen (Skateplatz Weiz, Pavillon Stadtpark). Die Konflikte im Sozialraum deuten auf die Ambivalenzen zwischen jugendspezifischen Abgrenzungsbestrebungen und den gesellschaftlich determinierten Sozialisationsgeboten. Grenzobjekte und frei gestaltbare Angebote symbolisieren das autonome Entfaltungsbestreben der Jugendlichen und die Notwendigkeit dafür Rückzugsräume zur Verfügung zu haben.

Das Denken in unterschiedlichen gesellschaftlichen Klassen wird auch im Bezirk Weiz von Erwachsenen u.a. sogar von Lehrpersonal vermittelt und von Jugendlichen aus unterschiedlichen Schultypen inkorporiert. Im Hinblick auf die Wettbewerbsfähigkeit zeigt sich, dass „NMS“- und „Poly“-Schüler*innen im Gegensatz zu Gymnasiast*innen als benachteiligt und schlechter gestellt gelten. Diese an Schüler*innen vermittelten Haltungen tragen zu Spannungen zwischen Jugendlichen bei. Spannungsgeladene soziale Dynamiken in Begegnungen im öffentlichen Raum werden darüber hinaus zwischen Jugendlichen aus unterschiedlichen Gemeinden beschrieben bzw. als für das Nachtleben typische Situationen. Sowohl männliche als auch weibliche Jugendliche meiden nachts gewisse Orte, an denen sie negative Erfahrungen gemacht haben. Dabei nennen sie konkrete Ortsnamen, wie z.B. Schillerpark oder die Bahnhöfe. Weibliche Jugendliche beschreiben darüber hinaus die nächtliche Bewegung im öffentlichen Raum insgesamt als Gefahrensituation. Dies lässt sich neben tradierten historischen Geschlechterkonstruktionen auch durch von weiblichen Jugendlichen geschilderten Belästigungen erklären. Beispielhaft für internalisierte symbolische Gewalt (Bourdieu 2005a) kann auch das sozialräumliche Ausweichen weiblicher Jugendlicher genannt werden, welches sie Ansammlungen älterer Jugendlicher gegenüber betreiben.

9.2. Ausblick

Die interviewten Jugendlichen vermitteln den Eindruck, dass sie sich größtenteils in die Gesellschaft integriert fühlen bzw. an dieser vollumfänglich teilhaben können. Allerdings deuten vereinzelt Gesprächsverläufe auf Jugendliche hin, die von Ausgrenzung betroffen bzw. gefährdet sind. An Orten, an denen vermeintlich marginalisierte Bewohner*innen leben, wie bspw. der Volpesiedlung, gestaltete sich die Kontaktaufnahme schwieriger als z.B. vor dem Bundesschulzentrum. Sowohl mehrere Erwachsene als auch Jugendliche lehnten die Kontaktversuche in der Wohnsiedlung ab, wollten an keiner Befragung teilnehmen. Sichtbar wird eine gewisse Scheu, mitzusprechen, was insbesondere bei ausgrenzungsgefährdeten Gruppen häufiger zutrifft. Menschen mit kontinuierlichen Stigmatisierungserlebnissen könnten das Gefühl entwickelt haben, ihre Meinung sei ohnehin nicht gewünscht. Um hier tiefergehende Einblicke zu erhalten, bedarf es u.U. eines anderen Settings, als dies im Rahmen dieser Forschungsarbeit möglich war.

Es zeigt sich, dass die Ergebnisse nicht nur aufgrund mangelnder Erreichbarkeit (potenziell) ausgrenzungsgefährdeter Jugendlicher kein vollständiges Bild der Jugend im Bezirk Weiz widerspiegeln. Die auf Teilabschnitte abgestimmten Interviewfragen (bspw. auf die Angebotswahrnehmung der Mädchen) wirkten auf die Art der Antworten eingrenzend bzw. lenkend. Zudem bedarf es besonders bei sensiblen Themen,

intensiver Befragungstechniken, die auch längere Narrationsstränge der Gesprächspartner*innen erlauben. Auch im Kontext der Vergesellschaftung(sformen) von Jugendlichen konnten aufgrund des erhobenen Materials nur eingeschränkte Erkenntnisse gewonnen werden. Hier erscheint eine intensivere Forschungstätigkeit im Feld (bspw. durch gezielte Workshops und teilnehmende Beobachtungen) zielführend. Unter den gegebenen Bedingungen, die wesentlich durch die COVID19-Pandemie beeinflusst wurden, war dies nicht möglich. Für ein tiefergehendes Verständnis der Aneignung von Raum wären Lebensweltanalysen (Deinet 2009) und weitere partizipative Projekte mit Jugendlichen erforderlich. Grundsätzlich muss unterstrichen werden, dass die im Rahmen der Forschung durchgeführten Kurzbefragungen eine nur begrenzte Form der Bedarfserhebung darstellen. Um eine Mitgestaltung bei der Angebotschaffung zu ermöglichen, wäre zukünftig eine längerfristige und intensivere Form der Zusammenarbeit mit den Jugendlichen anzustreben. Die Weizer Jugendlichen wollen aktiv mitgestalten. Mittel- bis längerfristig angelegte Beteiligungsprojekte mit den Jugendlichen (z.B. in Schulen) dienen hierbei als Anstoß. Bezüglich der sozialen Durchmischung könnten schultypenübergreifende Projekte angedacht werden, um derart neue, akzeptanzfördernde Begegnungsräume zu schaffen. Besonderes Augenmerk sollte dabei auf jene Jugendlichen gelegt werden, die nicht (mehr) in Bildungseinrichtungen anzutreffen sind oder Lehrausbildungen verfolgen.

Im Case Management ist Advocacy, also die Interessenvertretung bzw. das Empowerment als grundlegende Haltung verankert. Daher und aufgrund der oben genannten Umstände erscheint es unabdinglich, den Dialog mit Jugendlichen auszubauen. Dies ermöglicht es, gemeinsam mit ihnen für ihre Anliegen einzutreten. Mit Blick auf die urban(er)en Gemeinden Weiz und Gleisdorf und den dort installierten Jugendbeteiligungsprojekten (Junge Stadt und Plan-G) kann bereits auf bestehende Strukturen im Bezirk verwiesen werden. Um dem Potential des CM-Ansatzes gerecht zu werden, wäre eine breite Vernetzung sowie hierarchiefreie Kommunikation zwischen versorgenden Akteur*innen und Organisationen aus den urbanen und ruralen Weizer Gemeinden sinnvoll. Der Austausch unter den Fachkräften und insbesondere mit den Jugendlichen ermöglicht ein bedarfsgerechtes Aufwachsen für eine heterogene Jugendgeneration.

Literaturverzeichnis

- Abels, H. (2020): Soziale Interaktion. Wiesbaden: Springer VS.
- Ahrens, D. (2009): Jenseits medialer Ortslosigkeit: Das Verhältnis von Medien, Jugend und Raum. In: Tully, C. (Hg.): Multilokalität und Vernetzung. Beiträge zur technikbasierten Gestaltung jugendlicher Sozialräume. Weinheim und München: Juventa. S. 27-41
- Amling, S. (2015): Peergroups und Zugehörigkeit: Empirische Rekonstruktionen und ungleichheitstheoretische Konstruktionen. Hamburg, Springer VS.
- Amman, B. / Kirndörfer, E. (2018): Jugendliche im Kontext von Migration und Postmigration. Zwischen Heimatgefühl und Alltagsdiskriminierung. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Amt der Steiermärkischen Landesregierung (2014), Abteilung 11, Soziales, Arbeit und Integration: Rahmenkonzept - Kinder- und Jugendhilfe des Landes Steiermark
- Aram, E. / Mücke, S. / Tamke, F. (2003): Jugendliche zwischen Entwicklung und Entfaltung: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 6(4). S. 571-589
- Arnold, H. / Höllmüller, H. (2017): Einführung. In: Arnold, H. / Höllmüller, H. (Hg.): Niederschwelligkeit in der Sozialen Arbeit. Weinheim, Basel: Beltz Juventa. S. 9-17
- Baacke, D. / Ferchhoff, W. (1993): Jugend und Kultur. In: Krüger, H. (Hg.): Handbuch der Jugendforschung. Opladen: Leske + Budrich. S. 403-446.
- Bakic, J. (2014): Jugend und Armut. In: Dimmel, N. / Schenk, M. / Stelzer-Orthofer, C. (Hg.): Handbuch Armut in Österreich. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Innsbruck: Studienverlag. S. 209-219
- Batur, S. (2021): Rassismus und Soziale Arbeit. In: Österreichische Gesellschaft für Soziale Arbeit Arbeitsgemeinschaft Migrationsgesellschaft (ogsa AG Migrationsgesellschaft) (Hg.): Soziale Arbeit in der Postmigrationsgesellschaft. Kritische Perspektiven und Praxisbeispiele aus Österreich. Weinheim, Basel: Beltz Juventa. S. 52-65
- Becker, H. / Eigenbrodt, J. / May, M. (1984): Unterschiedliche Sozialräume von Jugendlichen in ihrer Bedeutung für pädagogisches Handeln. In: Zeitschrift für Pädagogik 30. Jahrgang. Heft 4-1984. S. 499-517
- Benz, B. (2008): Armut im Familienkontext. In: Huster, E. / Boeckh, J. / Mogge-Grotjahn, H. (Hg.): Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung. Wiesbaden: VS Verlag. S. 381-399
- Bezirkshauptmannschaft Weiz, BH Weiz (o.A.): Informationen der BH Weiz. <https://www.bh-weiz.steiermark.at/cms/beitrag/11530757/58210020> (27.03.2022)
- Böder, T. / Eisewicht, P. / Mey, G. / Pfaff, M. (2019): Stilbildung und Zugehörigkeit. In: Böder, T. / Eisewicht, P. / Mey, G. / Pfaff, M. (Hg.): Stilbildung und Zugehörigkeit: Materialität und Medialität in Jugendszenen. Wiesbaden: Springer VS. S. 1-22

- Boeckh, J. (2008): Einkommen und soziale Ausgrenzung. In: Huster, E. / Boeckh, J. / Mogge-Grotjahn, H. (Hg.): Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung. Wiesbaden: VS Verlag. S. 282-300
- Böhnisch, L. (1999): Sozialpädagogik der Lebensalter. Weinheim/München: Juventa.
- Böhnisch, L. (2002): Räume, Zeiten, Beziehungen und der Ort der Jugendarbeit. In: unsere Jugend 50. Jg. Heft 2-2002. S. 70-77
- Böhnisch, L. (2008): Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung, 5. Aufl. Weinheim und München: Juventa.
- Böhnisch, L. (2015): Bleibende Entwürfe, Weinheim Basel: Beltz.
- Böhnisch, L. / Funk, H. (2013): Soziologie – Eine Einführung für die Soziale Arbeit. Weinheim, Basel: Beltz Juventa
- Böhnisch, L. / Lenz, K. (2014): Studienbuch Pädagogik und Soziologie. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt.
- Böhnisch, L. / Lenz, K. / Schröer, W. (2009): Sozialisation und Bewältigung. Eine Einführung in die Sozialisationstheorie der zweiten Moderne. Weinheim München: Juventa.
- Böhnisch, L. / Münchmeier, R. (1987): Wozu Jugendarbeit? Orientierung für Ausbildung, Fortbildung und Praxis. Weinheim München: Juventa.
- Borg-Laufs, M. (2015): Psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen aus armen und armutsgefährdeten Familien. In: Hammer, V. / Lutz, R. (Hg.): Neue Wege aus der Kinder- und Jugendarmut. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und sozialpädagogische Handlungsansätze. Weinheim, Basel: Beltz Juventa. S. 318-330
- Bourdieu, P. (1974): Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, P. (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, P. (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital und soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Sonderband 2 der sozialen Welt. Göttingen: Schwartz. S. 193-198
- Bourdieu, P. (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, P. (1992a): Die verborgenen Mechanismen der Macht: Schriften zu Politik & Kultur. Hamburg
- Bourdieu, P. (1992b): Rede und Antwort. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, P. (1993): ‚Jugend‘ ist nur ein Wort. In: ders.: Soziologische Fragen. Frankfurt a.M. S. 136-146
- Bourdieu, P. (1994): Raisons pratiques. Paris.
- Bourdieu, P. (2005a): Die männliche Herrschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (2005b): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik & Kultur 1. Unveränderter Nachdruck der Erstauflage von 1992. Hamburg: VSA Verlag.
- Breuer, F. / Dieris, B. / Muckel, P. (2018): Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis (3. Auflage). Wiesbaden: Springer Verlag.

- Bühl, A. (2016): Rassismus: Anatomie eines Machtverhältnisses. Wiesbaden: marixvrelag.
- Bukow, W. (2007): Die Rede von Parallelgesellschaften. Zusammenleben im Zeitalter einer metropolitanen Differenzgesellschaft. In: Bukow, W. / Nikodem, C. / Schulze, E. / Yildiz, E. (Hg.): Was heißt hier Parallelgesellschaft? Zum Umgang mit Differenzen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 29-51
- Bukow, W. / Nikodem, C. / Schulze, E. / Yildiz, E. (2007): Einleitung. Was heißt hier Parallelgesellschaft? Zum Umgang mit Differenzen. In: Bukow, W. / Nikodem, C. / Schulze, E. / Yildiz, E. (Hg.): Was heißt hier Parallelgesellschaft? Zum Umgang mit Differenzen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 11-26
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (1990). Achter Jugendbericht. Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe. https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs/8_Jugendbericht.pdf (04.09.2021)
- Bütow, B. / Kahl, R. / Stach, A. (2013): Körper, Geschlecht, Affekt: Selbstinszenierungen und Bildungsprozesse in Jugendlichen Sozialräumen. Wiesbaden: VS Springer
- Butterwegge, C. (2011): Armut in einem reichen Land. Wie das Problem verharmlost und verdrängt wird. 2., aktualisierte Auflage. Frankfurt a.M.: Campus Verlag.
- Butterwegge, C. (2013): Jugend und Armut. In: Rauschenbach, T. / Borrmann, S. (Hg.): Herausforderungen des Jugendalters. Weinheim, Basel: Beltz Juventa. S. 219-234
- Chassé, K. / Rahn, P. (2005): Bewältigung durch Peerintegration im Übergang zu weiterführenden Schulen – Eine Perspektive moralischer Ökonomie benachteiligter Kinder. In: Zander, M. (Hg.): Kinderarmut. Einführendes Handbuch für Forschung und soziale Praxis. Wiesbaden: VS Verlag. S. 142-160
- Chemie.de (o.A.): Amphetamin. <https://www.chemie.de/lexikon/Amphetamin.html> (30.11.2021)
- Czollek, L. C. / Perko, G. / Kaszner, C. / Czollek, M. (2019): Praxishandbuch Social Justice und Diversity. Theorien, Training, Methoden, Übungen. 2. vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Czollek, L. C. / Perko, G. / Weinbach, H. (2012): Praxishandbuch Social Justice und Diversity. Theorien, Training, Methoden, Übungen. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Dazert, D. (2017): Distinktion als Lebensform: Eine qualitative Untersuchung ausgewählter Werke von Erasmus sowie Adolph v. Knigge. Koblenz: Springer VS.
- Degele, N. (2003): „Mutti spült, Papa arbeitet“. Zur Soziologie von Arbeit und Geschlecht. In: Freiburger FrauenStudien 13/03, S. 175-195 https://www.genderopen.de/bitstream/handle/25595/1712/Degele_2003_Soziologie.pdf?sequence=1 (26.01.2022)
- Deinet, U. (2001): Sozialräumliche Orientierung-Mehr als Prävention! Jugendarbeit verkauft sich mit einer Sozialraumorientierung „light“.

- https://www.lwl.org/lja-download/pdf/sozialraumorientierung_mehr_als_praevention.pdf (15.11.2021)
- Deinet, U. (2004): „Spacing“, Verknüpfung, Bewegung, Aneignung von Räumen. In: Deinet, U. / Reutlinger, C. (Hg): „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Beiträge zur Pädagogik des Kindes- und Jugendalters in Zeiten entgrenzter Lernorte. Wiesbaden: VS. S. 175-191
- Deinet, U. (2005): Grundlagen und Schritte sozialräumlicher Konzeptentwicklung. In: Deinet, U. (Hg.): Sozialräumliche Jugendarbeit. Wiesbaden: VS. S. 13-27
- Deinet, U. (2009): Grundlagen und Schritte sozialräumlicher Konzeptentwicklung. In: Deinet, U. (Hg.): Sozialräumliche Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden und Praxiskonzepte. 3. Auflage, Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften. S.13-27
- Deinet, U. (2009): Lebensweltanalyse als Praxisprojekt. In: Deinet, U. (Hg.): Sozialräumliche Jugendarbeit. Wiesbaden: VS, S.175-193
- Deinet, U. (2014a): Das Aneignungskonzept als Praxistheorie für die Soziale Arbeit. In: sozialraum.de (6) Ausgabe 1/2014.
<https://www.sozialraum.de/das-aneignungskonzept-als-praxistheorie-fuer-die-soziale-arbeit.php> (28.11.2021)
- Deinet, U. (2014b): Vom Aneignungskonzept zur Activity Theory. Transfer des tätigkeitsorientierten Aneignungskonzepts der kulturhistorischen Schule auf heutige Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen. Socialnet Verlag
<https://www.socialnet.de/materialien/attach/249.pdf> (30.10.2021)
- Deinet, U. (2014c): Raumaneignung Jugendlicher zwischen Schule, McDonald's und der Shopping mall. In: Deinet U. / Reutlinger C. (Hg.): Tätigkeit – Aneignung – Bildung. Positionierungen zwischen Virtualität und Gegenständlichkeit. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 215-233
- Deinet, U. / Reutlinger, Ch. (2014): Tätigkeit – Aneignung – Bildung. Einleitende Rahmungen. In: Deinet, U. / Reutlinger, C. (Hg.): Tätigkeit – Aneignung – Bildung. Positionierungen zwischen Virtualität und Gegenständlichkeit. Wiesbaden: VS. S. 11-33
- Deinet, U. (2018): Jugendliche Raumaneignung in Shoppingmalls. In: Deinet, U. (Hg.): Jugendliche und die "Räume" der Shopping Malls. Aneignungsformen, Nutzungen, Herausforderungen für die pädagogische Arbeit. Mit aktuellen Studien aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 105-111
- Deinet, U. (2020): Raumaneignung durch Mobilität. Freiraum als von Kindern und Jugendliche angeeigneter Raum. In: Thema Jugend, Heft 2. S. 3-5
http://www.thema-jugend.de/fileadmin/redakteure/THEMA_JUGEND/TJ_2_2020_Web.pdf (31.01.2022)
- Deinet, U. / Icking, M. (2009): Subjektbezogene Dimensionen der Aneignung. In: Deinet, U. (Hg.): Sozialräumliche Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden und Praxiskonzepte. 3. Auflage, Wiesbaden: VS. S. 59-75
- Deinet, U. / Icking, M. / Nüsken, D. / Schmidt, H. (2017): Potentiale der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Innen- und Außensichten. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

- Derecik, A. (2014): Informelles Lernen und Aneignung auf Schulhöfen. In: Deinet U. / Reutlinger C. (Hg.): Tätigkeit – Aneignung – Bildung. Positionierungen zwischen Virtualität und Gegenständlichkeit. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 127-139
- Deutsche Shell AG (2000) (Hg.): Jugend 2000. Shell Jugendstudie. Opladen: Leske + Budrich.
- Dimmel, N. / Schenk, M. / Stelzer-Orthofer, C. (2014): Einleitung. In: Dimmel, N. / Schenk, M. / Stelzer-Orthofer, C. (Hg.): Handbuch Armut in Österreich. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Innsbruck: Studienverlag. S. 9-12
- Dittmann, J. / Goebel, J. (2018): Armutskonzepte. In: Böhnke, P. / Dittmann, J. / Goebel, J. (Hg.): Handbuch Armut. Ursachen, Trends, Maßnahmen. Opladen, Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 21-34
- Dollinger, B / Schmidt-Semisch, H. (2011) (Hg.): Handbuch Jugendkriminalität. Wiesbaden. Springer Fachmedien GmbH.
- Durkheim, E. (1973/1902): Erziehung, Moral und Gesellschaft. Neuwied: Luchterhand. (frz. Original 1902)
- Ecarius, J. (2018): Vom Verhandlungs- zum Beratungshaushalt: Familie in der Spätmoderne und verantwortete Elternschaft. In: Kapella, O. / Schneider, N. / Rost, H. (Hg.): Familie – Bildung – Migration. Familienforschung im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft, Politik und Praxis. Tagungsband zum 5. Europäischen Fachkongress Familienforschung. Opladen: Verlag Barbara Budrich. S. 139-153
- Ecarius, J. (2020): Peergroups: Cliques, offene Gruppen, Szenen oder Jugendkulturen? In: Gibson, A. / Hummrich, M. / Kramer, R. (Hg.): Rekonstruktive Jugend(kultur)forschung: Flashback – Flashforward. Wiesbaden: Springer VS. S. 167-184
- Ehlers, C. (2016): Stärkenorientierte Führung im Case Management. In: Case Management 2016/2. S. 81-86
- Ehlers, C. (2019): Verknüpfung von Theorie und Praxis: Implementierung von Case Management. In: Ehlers, C. / Lehmann, D. (Hg.): Implementierung und Entwicklung von Case Management. Praktische Tipps zur Umsetzung in Humandiensten. Heidelberg: medhochzwei. S. 1-12
- Ehlers, C. / Broer, W. (2013): Case Management in der Sozialen Arbeit. In: Ehlers, C. / Broer, W. (Hg.): Case Management in der Sozialen Arbeit: Theorie, Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit. Band 7. Opladen, Berlin und Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 9-19.
- Ehlers, C. / Müller, M. (2013): Implementierung von Case Management (CM) in Organisationen des Sozial- und Gesundheitswesens. In: Ehlers, C. / Broer, W. (Hg.): Case Management in der Sozialen Arbeit. Theorie, Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit, Band 7. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. 107-127.
- Ehlers, C. / Müller, M. / Schuster, F. (2017): Stärkenorientiertes Case Management: Komplexe Fälle in fünf Schritten bearbeiten. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.

- Eisewicht, P. / Grenz, T. / Pfadenhauer, M. (2012) (Hg.): Techniken der Zugehörigkeit. Karlsruhe: KIT Scientific Publishing 2012 (Karlsruher Studien Technik und Kultur 5).
- Eisewicht, P. / Niederbacher, A. / Hitzler, R. (2021): Jugendkulturen und Szenen: Gesellungen Jugendlicher – juvenile Gesellungen. In: Krüger, H. / Grunert, C. / Ludwig, K. (Hg.): Handbuch Kindheits- und Jugendforschung. Wiesbaden: Springer VS. S. 1-21
- Erikson, E. H. (1959): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Ewers, M. / Schaeffer, D. (2005) (Hg.): Case Management in Theorie und Praxis. 2. ergänzte Auflage. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle: Huber Verlag.
- Expertenrat für Integration (2019): Integrationsbericht 2019. Integration in Österreich – Zahlen, Entwicklungen, Schwerpunkte.
<https://www.bundeskanzleramt.gv.at/service/publikationen-aus-dem-bundeskanzleramt/publikationen-zu-integration/integrationsberichte.html>
 (01.02.2022)
- Expertenrat für Integration (2021): Integrationsbericht 2021. Integration im Kontext der Corona-Pandemie.
<https://www.bundeskanzleramt.gv.at/service/publikationen-aus-dem-bundeskanzleramt/publikationen-zu-integration/integrationsberichte.html>
 (01.02.2022)
- Faß, R. / Kleve, H. (2010): Systemsteuerung in der Sozialen Arbeit – ein Dialog. In: Case Management 7/2010. 22–26
- Ferchhoff, W. (2011): Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile. 2. Aktualisierte und überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Fereidooni, K. (2011): Schule. Migration. Diskriminierung: Ursachen der Benachteiligung von Kindern mit Migrationshintergrund im deutschen Schulwesen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Fernandes Sequeira, D. (2015): Gefangen in der Gesellschaft – Alltagsrassismus in Deutschland. Rassismuskritisches Denken und Handeln in der Psychologie. Marburg: Tectum Verlag.
- Freigang, W. (2009): Sozialraum oder Lebenswelt. Sozialraumorientierung am Beispiel der Hilfen zur Erziehung in Deutschland. In: Kluschatzka, R. E. / Wieland S. (Hg.): Sozialraumorientierung im ländlichen Kontext. Wiesbaden: VS.
- Freud, S. (1969/1923): Das Ich und das Es. Gesammelte Werke VIII. Frankfurt a.M.: Fischer. (Original 1923)
- Frey, O. (2004): Urbane öffentliche Räume als Aneignungsräume. Lernorte eines konkreten Urbanismus? In: Deinet, U. / Reutlinger, C. (Hg.): „Aneignung“ als Bildungskonzept in der Sozialpädagogik. Beiträge zur Pädagogik des Kindes- und Jugendalters in Zeiten entgrenzter Lernorte. Wiesbaden, VS Springer. S. 219-234
- Fritsche, C. / Reutlinger, C. (2015): Der öffentliche Raum ist (k)ein Problem. In: Kemper, R. / Reutlinger C. (Hg.): Umkämpfter öffentlicher Raum. Herausforderung für Planung und Jugendarbeit. Wiesbaden: VS: Springer. S.193-207
- Fröhlich, G. (1994): Kapital, Habitus, Feld, Symbol. Grundbegriffe der Kulturtheorie bei Pierre Bourdieu. In: Mörth, I. / Fröhlich, G. (Hg.): Das symbolische Kapital

- der Lebensstile. Zur Kultursoziologie der Moderne nach Pierre Bourdieu. Frankfurt a.M. und New York: Campus. S. 31–53
- Froschauer, U. / Lueger, M. (2003): Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Wien: Facultas WUV.
- Fuchs-Heinritz, W. / Lautmann R. / Otthein, W. (1994) (Hg.): Lexikon zur Soziologie. 3., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Fürst, R. / Hinte, W. (2020): Sozialraumorientierung 4.0. Das Fachkonzept: Prinzipien, Prozesse & Perspektiven. Wien: Facultas.
- Gabbert, W. (2007): Vom (internen) Kolonialismus zum Multikulturalismus – Kultur, Ethnizität und soziale Ungleichheit. In: Klinger, C. / Knapp, G. / Sauer, B. (Hg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt a.M.: Campus Verlag. S. 116-130
- Gaiser, W. / Gille, M. / de Rijke, J. (2013): Armut in der Jugendphase. Konsequenzen für Lebensorientierung und soziale Integration. In: Ploetz, Y. (Hg.): Jugendarmut. Beiträge zur Lage in Deutschland. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich Verlag. S. 157-175
- Gayle R. (1997): 'The Traffic in Women: Notes on the "Political Economy" of Sex'. In: Nicholson, L. (Hg.) The Second Wave: A Reader in Feminist Theory. New York and London: Routledge. S. 27-62
- Gebhardt, W. (2006): Jugendkultur, Jugendsubkultur, Jugendszene. Zur Soziologie juveniler Vergesellschaftung. Koblenz: Universität Koblenz.
- Gebhardt, W. / Hitzler, R. / Liebl, F. (2018) (Hg.): Szenen, Artefakte und Inszenierungen: Interdisziplinäre Perspektiven. Berlin, Dortmund und Koblenz-Landau: Springer VS.
- Gehrmann, S. (2019): Aspirationen, kulturelles Kapital, und soziale Herkunft: Eine qualitativ-empirische Untersuchung von Grundschulkindern in Deutschland. Wiesbaden: Springer VS.
- Geisen, T. / Riegel, C. / Yildiz, E. (2017): Unterschiedliche Perspektiven auf Migration, Stadt und Urbanität. In: Geisen, T. / Riegel, C. / Yildiz, E. (Hg.): Migration, Stadt und Urbanität. Perspektiven auf die Heterogenität migrantischer Lebenswelten. Wiesbaden: Springer VS. S. 3-18
- Geulen, D. (2001): Sozialisation. In: Otto, H. U. / Thiersch, H.: Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik. 2. Auflage. Neuwied, Kriftel: Luchterhand.
- Gille, M. (2012): Vom Wandel der Jugend. In DJI Impulse, Heft 3-2012. S. 4-8
<https://docplayer.org/44422873-Vom-wandel-der-jugend.html> (15.4.2022)
- Gissel-Palkovich, I. (2006): Case Management. Chancen und Risiken für die Soziale Arbeit und Aspekte seiner Implementierung in soziale Organisationen. In: Brinkmann, V. (Hg.): Case Management. Organisationsentwicklung und Change Management in Gesundheits- und Sozialunternehmen. Wiesbaden: Betriebswirtschaftlicher Verlag Dr. Th. Gabler / GWV Fachverlag GmbH. S. 90-116
- Gissel-Palkovich, I. (2013) Case Management in der Sozialen Arbeit mit Blick auf den Allgemeinen Sozialen Dienst: Aspekte seiner Konzeptionierung und Realisierung. In: Ehlers, C. / Broer, W. (Hg.) Case Management in der

- Sozialen Arbeit: Theorie, Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit, Band 7. Opladen, Berlin, Toronto: Budrich. S. 127-156
- Goger, K. / TorDY, C. (2019): Die Implementierung von Case Management in der Kinder- und Jugendhilfe Steiermark. In: Ehlers, C. / Lehmann, D.: Implementierung und Entwicklung von Case Management: Praktische Tipps zur Umsetzung von Case Management in Humandiensten. Heidelberg, Neckar: medhochzwei Verlag, S. 67-113
- Goger, K. / TorDY, C. (2020): Standards für Social Work Case Management Positionspapier der Arbeitsgemeinschaft „Case Management“ der Österreichischen Gesellschaft für Soziale Arbeit (ogsa). 1. Auflage. https://www.ogsa.at/wp-content/uploads/2020/07/OGSA-Positionspapier-Case-Management_RZ.pdf (11.02.2022)
- Gomolla, M. (2016): Diskriminierung. In: Mecheril, P. (Herausgebender): Handbuch Migrationspädagogik. Weinheim, Basel: Beltz Verlag. S. 73-89
- Gouma, A. (2010): Zwischen „Medienghettos“ und Integrationsimperativ. In: Migrazine. Onlinemagazin von Migrantinnen für alle. Ausgabe 2010/3. <http://www.migrazine.at/artikel/zwischen-medienghettos-und-integrationsimperativ> (29.01.2022)
- GRÄB (o.A. a): Über GRÄB. <http://gräb.at/beispiel-seite/> (24.01.2022)
- GRÄB (o.A. b): Messe, Kastner, Grünanger: So geht's weiter. <http://gräb.at/2021/08/messe-kastner-gruenanger-so-gehts-weiter/> (24.01.2022)
- GRÄB (o.A. c): FPÖ verbreitet dreiste Lügen über das Skaten. <http://gräb.at/2021/04/fpoe-verbreitet-dreiste-luegen-ueber-das-skaten/> (24.01.2022)
- Gräsel, C. / Bühler-Niederberger, D. / Morgenroth, S. (2015): Sozialisation upside down. Wenn das Kind als Akteur die Sozialisationsperspektive erobert. In: ZSE Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, Ausgabe 02. S. 119-139
- Grimmig, M. (2016): Einwanderer, Einwanderung. In: Scherr, A. (Hg.): Soziologische Basics. Eine Einführung für pädagogische und soziale Berufe. 3., erweiterte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Springer VS. S. 51-60
- Groh-Samberg, O. (2018): Armut von Jugendlichen und jungen Erwachsenen. In: Böhnke, P. / Dittmann, J. / Goebel, J. (Hg.): Handbuch Armut. Ursachen, Trends, Maßnahmen. Opladen, Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 120-130
- Grunau, J. (2017): Habitus und Studium: Rekonstruktion und Typisierung studentischer Bildungsorientierungen. Wiesbaden: Springer VS.
- Grunwald, K. / Thiersch, H. (2001): Lebensweltorientierung. In: Otto, H. U. / Thiersch, H. (Hg.): Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik. 2. Auflage. Neuwied, Kriftel: Luchterhand. S. 1.136-1.149
- Han, P. (2016): Soziologie der Migration. Erklärungsmodelle, Fakten, politische Konsequenzen, Perspektiven. 4., unveränderte Auflage. Konstanz, München: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Hark, S. (2011): Mit Rock im Ring. Das Tabu der Gleichheit. SozBlog. Blog der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS)

- <https://blog.soziologie.de/2011/11/mit-rock-im-ring-das-tabu-der-gleichheit/#more-281> (26.01.2022)
- Harring, M. (2011): Das Potenzial der Freizeit. Soziales, kulturelles und ökonomisches Kapital im Kontext heterogener Freizeitwelten Jugendlicher. Wiesbaden: VS.
- Harring, M. (2015): Sozialisation aus der Perspektive der Jugendforschung In: ZSE Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, Ausgabe 04. S. 434-439
- Harring, M. / Schenk, D. (2018): Das Konstrukt „Jugend“. Eine kritische Betrachtung. In: Kleeberg-Niepage, A. / Rademacher, S. (Hg.): Kindheits- und Jugendforschung in der Kritik. (Inter.)Disziplinäre Perspektiven auf zentrale Begriffe und Konzepte. 1. Auflage. Wiesbaden: Springer VS. S. 111-126
- Häußermann, H. (2008): Wohnen und Quartier: Ursachen sozialräumlicher Segregation. In: Huster, E. / Boeckh, J. / Mogge-Grotjahn, H. (Hg.): Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 335-349
- Heimgartner, A. (2014): Raumbedürfnisse. In: Arlt, F. / Gregorz, K. / Heimgartner, A. (Hg.): Raum und offene Jugendarbeit. Wien: Lit.
- Heindrihof, F. / Röken, G. (2020): Das Modell des produktiv-realitätsverarbeitenden Subjekt (nicht nur) im Zentralabitur im Fach Erziehungswissenschaft - eine endlose Problemgeschichte? In: PU Pädagogik Unterricht, Heft 1/2020. S. 32-47
<https://www.vdp.org/zeitschrift-pu/pu-texte-online> (21.10.2021)
- Heinzelmaier, B. (2008): Vom Schwinden der Lust am Erwachsenwerden: Jugend und Jugendbilder am Beginn des 3. Jahrtausends. Wien: Institut für Jugendkulturforschung.
- Heinzelmaier, B. (2021): Generation Corona. Über das Erwachsenwerden in einer gespaltenen Gesellschaft. Berlin: Hirnkost.
- Heitmeyer, W. / Mansel, J. / Olk, T. (Hg.) (2011): Individualisierung von Jugend. Zwischen kreativer Innovation, Gerechtigkeitssuche und gesellschaftlicher Reaktionen. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Helfferrich, C. (2014): Leitfaden- und Experteninterviews. In: Baur, N. / Blasius, J. (Hg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer Verlag. S. 559-574
- Henry, P. J. (2010): Institutional Bias. In: Dovidio, J. F. / Hewstone, M. / Glick, P. / Esses, V. M. (Hg.): The SAGE Handbook of Prejudice, Stereotyping and Discrimination. Los Angeles u.a.: SAGE. S. 426-440
- Herrenknecht, A. (2009): Die Rückkehr des ländlichen Blicks. In: Deinet, U. (Hg.): Sozialräumliche Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden und Praxiskonzepte. 3. Auflage, Wiesbaden: VS. S. 93-115
- Herrmann, P. (2008): Jugendfreizeit. Zeit, Frei, Jugend. In: Sozial Extra Heft 5|6- 2008. S. 36-37
- Hille, A./ Arnold, A./ Schupp, J. (2013): Freizeitverhalten Jugendlicher: Bildungsorientierte Aktivitäten spielen eine immer größere Rolle. DIW Wochenbericht
https://www.diw.de/documents/publikationen/73/diw_01.c.428684.de/13-40-3.pdf (10.11.2021)

- Hinte, W. (1994): Intermediäre Instanzen in der Gemeinwesenarbeit: Die mit den Wölfen tanzen. In: Bitzan, M. / Klöck, T. (Hg): Jahrbuch Gemeinwesenarbeit. 5 Politikstrategien – Wendungen und Perspektiven. München: AG SPAK. S. 77-87
- Hinte, W. (2001): Sozialraum: Fall im Feld. In: Social management 2001, Heft 6. S. 10-13
- Hinte, W. (2009): Arrangements gestalten statt erziehen. Methoden und Arbeitsfelder der Sozialraumorientierung. In: Kluschatzka, R. E. / Wieland, S. (Hg.): Sozialraumorientierung im ländlichen Kontext. Wiesbaden: VS, S.15-39
- Hinte, W. / Litges, G. / Springer, W. (1999): Soziale Dienste: Vom Fall zum Feld. Soziale Räume statt Verwaltungsbezirke, 2. Auflage. Berlin: Nomos.
- Hitzler, R. (1998). Posttraditionale Vergesellschaftung. Berliner Debatte Initial.
- Hitzler, R. (2012): In der Konsensmaschinerie: Milieuzugehörigkeit zwischen dem Entdecken von Gemeinsamkeiten und dem Erleben von Gemeinschaft. In: Zeitschrift für Theoretische Soziologie.
- Hitzler, R. / Niederbacher, A. (2010): Leben in Szenen: Formen juveniler Vergesellschaftung heute. 3., vollständig überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS.
- Hofer, M. (2018): „Kannst du kein Kompliment annehmen?“ Street Harassment als Gewalt im öffentlichen Raum. In: soziales_kapital, Nr. 19.
<https://soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/565/1017>
(02.12.2021)
- Hoffmann, D. / Mansel, J. (2010): Jugendsoziologie. In: Kneer, G. / Schroer, M. (Hg.), Handbuch spezielle Soziologien (S. 163–178). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hoffmann, N. (2011): Jugendkultur und soziale Ungleichheit in Szenen – Forschungsstand und Perspektiven. Diskurs Kindheits- und Jugendforschung, Heft 2-2011. S. 167-179
- Hoffmann, N. (2015): Eine neue Perspektive auf die Reproduktion sozialer Ungleichheit in Jugend-Szenen. In: Sandring, S. / Helsper, W. / Krüger, H. (Hg.): Jugend: Theoriediskurse und Forschungsfelder. Band 2. Wiesbaden: Springer VS. S. 253-268
- Hölscher, P. (2003): „Immer musst Du hingehen und praktisch betteln“: Wie Jugendliche Armut erleben. Frankfurt a.M.: Campus.
- Holzcamp, K. (1983): Grundlegung der Psychologie. Frankfurt, New York: Campus.
- Hurrelmann, K. (2003): Der entstrukturierte Lebenslauf. Die Auswirkungen der Expansion der Jugendphase. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 23 (2003) 2. S. 115-126
https://www.pedocs.de/volltexte/2012/5752/pdf/ZSE_2003_2_Hurrelmann_Lebenslauf_D_A.pdf (15.5.2022)
- Hurrelmann, K. (2012a): Sozialisation. Das Modell der produktiven Realitätsverarbeitung. Weinheim und Basel: Beltz.
- Hurrelmann, K. (2012b): Jugendliche als produktive Realitätsverarbeiter: Zur Neuauflage des Buches „Lebensphase Jugend“. In: Diskurs Kindheits- und Jugendforschung, Heft 1-2012. S. 89-100
<https://shop.budrich.de/wp-content/uploads/2017/09/1862-5002-2012-1.pdf>
(13.01.2022)

- Hurrelmann, K. / Quenzel, G. (2016): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. Weinheim: Beltz Juventa.
- Hurrelmann, K. / Quenzel, G. (2013): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in sozialwissenschaftliche Jugendforschung. Weinheim, München: Beltz Juventa.
- Huster, E. / Boeckh, J. / Mogge-Grotjahn, H. (2008): Armut und soziale Ausgrenzung. Ein multidisziplinäres Forschungsfeld. In: Huster, E. / Boeckh, J. / Mogge-Grotjahn, H. (Hg.): Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung. Wiesbaden: VS Verlag. S. 13-35
- Institut für Jugendkulturforschung (2019): Generation „OnLife“. Wie digitale Technologien den Alltag Jugendlicher verändern. Kurzexpose von Dr. Beate Großegger.
https://jugendkultur.at/wp-content/uploads/Generation_OnLife_Grossegger_2019.pdf (31.01.2022)
- Institut für Jugendkulturforschung (2021a): Leisure is Pleasure: die Studie.
<https://jugendkultur.at/wp-content/uploads/5-Fragen-an-Beate-Gro%C3%9Fegger.pdf> (02.02.2022)
- Institut für Jugendkulturforschung (2021b): Medienfreizeit in der Pandemie. Kurzexpose von Dr. Beate Großegger
https://jugendkultur.at/wp-content/uploads/Kurzexpose-Medienfreizeit-in-der-Pandemie_Beate_Gro%C3%9Fegger_2021.pdf (02.02.2022)
- Kaloianov, R. (2021): Migrationsgesellschaft: Auf das Ankommen kommt es an. In: Österreichische Gesellschaft für Soziale Arbeit Arbeitsgemeinschaft Migrationsgesellschaft (ogsa AG Migrationsgesellschaft) (Hg.): Soziale Arbeit in der Postmigrationsgesellschaft. Kritische Perspektiven und Praxisbeispiele aus Österreich. Weinheim, Basel: Beltz Juventa. S. 160-172
- Kastl, J. M. (2018): Inklusion. In: Otto, H. / Thiersch, H. / Treptow, R. / Ziegler, H. (Hg.): Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 6., überarbeitete Auflage. München: Ernst Reinhardt Verlag. S. 665-678
- Kemper R. / Reutlinger C. (2015): Konstruktionszusammenhänge und Wirkungen des umkämpften öffentlichen Raums – eine Einführung. In: Kemper R. / Reutlinger C. (Hg.): Umkämpfter öffentlicher Raum. Herausforderung für Planung und Jugendarbeit. Wiesbaden, Springer VS. S. 13-47
- Kessl F. / Reutlinger C. (2010): Sozialraum. Eine Einführung. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kessl, F. / Maurer, S. (2019): Soziale Arbeit. Eine disziplinäre Positionierung zum Sozialraum. In: Kessl, F. / Reutlinger, C. (Hg.): Handbuch Sozialraum. Grundlagen für den Bildungs- und Sozialbereich, 2. Auflage. Wiesbaden: Springer VS. S. 162-179
- Kessl, F. / Reutlinger C. (2018): Sozialraumorientierung. In: Böllert, K. (Hg.): Kompendium Kinder- und Jugendhilfe. Wiesbaden: Springer. S. 1.067-1.093
- King, V. (2013): Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften. Wiesbaden: Springer VS.
- Kleeberg-Niepage, A. / Redemacher, S. (Hg.) 2018: Kindheits- und Jugendforschung in der Kritik. (Inter.)Disziplinäre Perspektiven auf zentrale Begriffe und Konzepte. 1. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.

- Kleve, H. (2009): Dreidimensionales Case Management: Verfahren, Methode, Haltung. Eine systemische Perspektive. In: Sozialmagazin, Heft 7-8/2009. S. 58-73
https://www.researchgate.net/publication/321212150_Dreidimensionales_Case_Management_Verfahren_Methode_Haltung_Eine_systemische_Perspektive (04.01.2022)
- Kleve, H. (2018): Case Management: Eine methodische Perspektive zwischen Lebensweltorientierung und Ökonomisierung Sozialer Arbeit. In: Kleve, H. / Haye, B. / Hampe, A. / Müller, M. (Hg.): Systemisches Case Management: Falleinschätzung und Hilfeplanung in der Sozialen Arbeit. Fünfte Auflage. Heidelberg: Carl-Auer Verlag GmbH. S. 41-57
- Köhler, S. / Krüger, H. / Pfaff, N. (2016): Peergroups als Forschungsgegenstand – Einleitung. In: Köhler, S. / Krüger, H. / Pfaff, N. (Hg.): Handbuch Peerforschung. Opladen: Verlag Barbara Budrich. S. 11–33.
- Krappmann, L. (1979): Soziologische Dimension der Identität. Stuttgart: Klett.
- Krisch, R. (2009): Methoden qualitativer Sozialraumanalyse als zentraler Baustein sozialräumlicher Konzeptentwicklung. In: Deinet, U. (Hg.): Sozialräumliche Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden und Praxiskonzepte. 3. Auflage. Wiesbaden: VS. S. 161-175
- Kromer, I. / Horvat, G. (2014): Wie erfahren Kinder in Österreich Armut? In: Dimmel, N. / Schenk, M. / Stelzer-Orthofer, C. (Hg.): Handbuch Armut in Österreich. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Innsbruck: Studienverlag. S. 425-434
- Krummacher, M. (2007): Zum Umgang mit „Minderheitenghettos“ – Differenzen in der „Sozialen Stadt“ In: Bukow, W. / Nikodem, C. / Schulze, E. / Yildiz, E. (Hg.): Was heißt hier Parallelgesellschaft? Zum Umgang mit Differenzen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 109-120
- Lamnek, S. (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. 4., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Verlag.
- Landesstatistik Steiermark (2022): Gebietsstand 2020, aktualisiert am 04.02.2022
<https://www.landesentwicklung.steiermark.at/cms/beitrag/12658731/141979478/> (15.02.2022)
- Legge, S. / Mansel, J. (2012): Ethnische Diskriminierung, Rassismus und gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit. In: Albrecht, G. / Groenemeyer, A. (Hg.): Handbuch soziale Probleme. Band 1. 2., überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Springer VS. S. 494-548
- Lehrer-Vogt, E. (2013): „Chillorte – wo seid ihr?“ Auf der Suche nach Räumen von Schülerinnen außerhalb ihrer Schulzeit, In: Alisch, M. / May, M. (Hg.): Sozialraumentwicklung bei Kindern und Jugendlichen, Beiträge zur Sozialraumforschung, Band 9. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich Verlag. S. 139-153
- Leontjew, A. N. (1964): Probleme der Entwicklung des Psychischen, Berlin: Volk und Wissen Volkseigner Verlag (1959)
- Living Document (2020): Grundlagen für Auswahl, Steuerung und Dokumentation von Masterprojekten (unveröffentlicht).
- Locher, B. (2018): Jugend – Freizeit – Peers. In: Böllert, K. (Hg.): Kompendium Kinder- und Jugendhilfe. Münster: Springer VS. S. 489-506

- Löw, M. (2001): Raumsoziologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lüscher, K. (2021): Sozialisation: Worum geht es? In: ZSE Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, Ausgabe 1, S. 97-102
<https://content-select-com.ezproxy.fhstp.ac.at:2443/de/portal/media/view/6012d05c-a8f8-4cd4-a767-7d18b0dd2d03> (21.10.2021)
- Lutz, H. / Wenning, N. (2001): Differenzen über Differenz. Einführung in die Debatten. In: Lutz, H. / Wenning, N. (Hg.): Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Leske und Budrich. S. 11-24
- Lutz, R. (2015): Kinder- und Jugendarmut: gesellschaftliche Wahrnehmungen und politische Herausforderung. In: Hammer, V. / Lutz, R. (Hg.): Neue Wege aus der Kinder- und Jugendarmut. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und sozialpädagogische Handlungsansätze. Weinheim, Basel: Beltz Juventa. S. 12-56
- Mayring, P. (2002): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. 5. überarbeitete und neu ausgestattete Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Verlag.
- Mead, G. H. (1973/1934): Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. (amerikan. Original 1934)
- Mecheril, P. (2007): Die Normalität des Rassismus. In: Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusbearbeitung in NRW (Hg.): Tagungsdokumentation des Fachgesprächs zur „Normalität und Alltäglichkeit“. S. 4-16
- Mecheril, P. (2010): Migrationspädagogik. Hinführung zu einer Perspektive. In: Mecheril, P. / do Mar Castro Varela, M. / Dirim, İ. / Kalpaka, A. / Melter, C. (Hg.): Migrationspädagogik. Weinheim, Basel: Beltz Verlag. S. 7-22
- Mecheril, P. / Hoffarth, B. (2009): Adoleszenz und Migration. Zur Bedeutung von Zugehörigkeitsordnungen. In: King, V. / Koller, H. (Hg.): Adoleszenz – Migration – Bildung. Bildungsprozesse Jugendlicher und junger Erwachsener mit Migrationshintergrund. 2., erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 239-258
- Mecheril, P. / Plößer, M. (2018): Diversity und Soziale Arbeit. In: Otto, H. / Thiersch, H. / Treptow, R. / Ziegler, H. (Hg.): Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 6., überarbeitete Auflage. München: Ernst Reinhardt Verlag. S. 283-292
- Mecheril, P. / Rigelsky, B. (2010): Nationaler Notstand, Ausländerdispositiv und die Ausländerpädagogik. In: Riegel, C. / Geisen, T. (Hg.): Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen. 2., durchgesehene Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 61-80
- Möller, K. (2011): Jugend und öffentlicher Raum. In: Sozial Extra, Heft 3|4-2011. S. 42-45
- Monzer, M. (2013): Case Management Grundlagen. Heidelberg: medhochzwei
- Monzer, M. (2018): Case Management Grundlagen. 2., überarbeitete Auflage. Heidelberg: medhochzwei.
- Müller-Jentsch, W. (2008): Der Verein – ein blinder Fleck der Organisationssoziologie. In: Berliner Journal für Soziologie 18 Heft-3 2008. S. 476-502

- Neckel, S. / Körber, K. (1997): Last exit ethnicity? Zur politischen Konstruktion von Ethnizität in den USA und Deutschland. In: Hettlage, R. / Deger, P. / Wagner, S. (Hg.): Kollektive Identität in Krisen. Ethnizität in Region, Nation, Europa. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 310-319.
- Neubauer, G. / Hurrelmann, K. (1996): Individualization in Childhood and Adolescence. Berlin/New York.
- Neumann, U. (2018): Shopping Malls als neue Freizeiträume für Jugendliche – Eine kritische Betrachtung. In: Deinet, U. (Hg.): Jugendliche und die „Räume“ der Shopping Malls. Aneignungsformen, Nutzungen, Herausforderungen für die pädagogische Arbeit. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 125-140
- Niekrenz, Y. / Witte, D. (2018): Jugend. In: Böllert, K. (Hg.): Kompendium Kinder – und Jugendhilfe. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 381-402
- Ogette, T. (2020): Exit Racism. Rassismuskritisch denken lernen. 9. Auflage. Münster: Unrast-Verlag.
- Österreichische Gesellschaft für Soziale Arbeit Arbeitsgemeinschaft Migrationsgesellschaft (ogsa AG Migrationsgesellschaft) (2021): Editorial / Einleitung. In: Österreichische Gesellschaft für Soziale Arbeit Arbeitsgemeinschaft Migrationsgesellschaft (ogsa AG Migrationsgesellschaft) (Hg.): Soziale Arbeit in der Postmigrationsgesellschaft. Kritische Perspektiven und Praxisbeispiele aus Österreich. Weinheim, Basel: Beltz Juventa. S. 11-22
- Pantucek, P. (2009): Das Dorf, der soziale Raum und das Lebensfeld. Überlegungen zur Raumbezogenheit Sozialer Arbeit. In: Kluschatzka, R. E. / Wieland, S. (Hg.): Sozialraumorientierung im ländlichen Kontext. Wiesbaden: VS.
- Pantucek, P. (2019): Soziale Diagnostik. Verfahren für die Praxis Sozialer Arbeit. 4. Auflage, Göttingen: V&R.
- Pantuček-Eisenbacher, P. (2014): Entwurf für ein Fachkonzept der Kinder- und Jugendhilfe. Ein Diskussionsbeitrag.
<https://www.pantucek.com/index.php/soziale-arbeit/texte/311-ein-fachkonzept-f%C3%BCr-eine-neue-kinder-und-jugendhilfe> (11.02.2022)
- Piaget, J. (1992/1936): Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde. München: Deutscher Taschenbuchverlag.
- Pirker, B. (2009): Medien. Technik. Raum. Technikkonstruierte Räume als interkulturelle Spielplätze der Identität. In: Tully, C. (Hg.): Multilokalität und Vernetzung. Beiträge zur technikbasierten Gestaltung jugendlicher Sozialräume. Weinheim, München: Juventa. S.91-101
- Plößer, M. (2010): Differenz performativ gedacht. Dekonstruktive Perspektiven auf und für den Umgang mit Differenzen. In: Kessel, F. / Plößer, M. (Hg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden: Springer VS. S. 218-232
- Plößer, M. (2021): Differenzorientierung in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. In: Deinet, U. / Sturzenhecker, B. / von Schwanenflügel, L. / Schwerthelm, M. (Hg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. 5., vollständig neugestaltete Auflage. S. 735-748
- Pöge, A. (2017): Werte im Jugendalter. Stabilität-Wandel-Synthese. Wiesbaden. Springer VS.

- Raiff, N. R. / Shore, H. U. (1983): Fortschritte im Case Management. Freiburg: Lambertus.
- Rehbein, B. (2016): Die Soziologie Pierre Bourdieus. 3. Auflage. Konstanz: UKV Verlagsgesellschaft mbH.
- Rehberg, K. (1993): Gemeinschaft und Gesellschaft: Tönnies und Wir. In: Brumlik, M. / Brunkhorst, H. (Hg.): Gemeinschaft und Gerechtigkeit. Frankfurt a.M.: Fischer. S. 19-48.
- Reinders, H. (2003): Jugendtypen. Ansätze zu einer differenziellen Theorie der Adoleszenz. Opladen: Leske und Budrich.
- Reiners, D. (2010): Verinnerlichte Prekarität: Jugendliche MigrantInnen am Rande der Arbeitsgesellschaft. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Reutlinger, C. (2001): Grenzen des Sozialraums- Unsichtbare Bewältigungskarten von Jugendlichen in gespaltenen Städten. Sozialpädagogik des Jugendraums aus sozialgeographischer Perspektive. Dissertation, Fakultät Erziehungswissenschaften der TU Dresden.
- Reutlinger, C. (2009a): Vom Sozialraum als Ding zu den subjektiven Raumdeutungen. In: sozialraum.de, Ausgabe 1
<https://www.sozialraum.de/reutlinger-vom-sozialraum-als-ding.php>
(29.11.2021)
- Reutlinger, C. (2009b): Erziehungswissenschaft. In: Günzel, S. (Hg.): Raumwissenschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. S. 93-109
- Reutlinger, C. (2009c): Sozialraumorientierung in der Kinder- und Jugendhilfe – sozialgeographische Konkretisierungen. In: Deinet, U. (Hg.): Sozialräumliche Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden und Praxiskonzepte. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 75-93
- Reutlinger, C. (2015): Sozialräumliche Sozialisation. In: Hurrelmann, K. / Grundmann, M. / Walper, S. / Bauer, U. (Hg.): Handbuch Sozialisationsforschung Weinheim: Beltz, S.606-627
- Riegel, C. (2012): Intersektionalität in der Sozialen Arbeit. In: Bütow, B. / Munsch, C. (Hg.): Soziale Arbeit und Geschlecht: Herausforderung jenseits von Universalisierung und Essentialisierung. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 40-60
- Riegel, C. (2021): Kindheit und Jugend in der Migrationsgesellschaft. In: Deinet, U. / Sturzenhecker, B. / von Schwanenflügel, L. / Schwerthelm, M. (Hg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. 5., vollständig neugestaltete Auflage. Wiesbaden: Springer VS. S. 429-444
- Riegel, C. / Geisen, T. (2010): Zugehörigkeit(en) im Kontext von Jugend und Migration – eine Einführung. In: Riegel, C. / Geisen, T. (Hg.): Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen. 2., durchgesehene Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 7-23
- Röll, F. J. (2014): Die Macht der inneren Bilder. Zum Spannungsverhältnis von virtueller und realer Aneignung von Wirklichkeit. In: Deinet, U. / Reutlinger, C. (Hg.): Tätigkeit – Aneignung – Bildung. Positionierungen zwischen Virtualität und Gegenständlichkeit. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 259-273

- Roller, A. (2014): Best Practice: Das Radarschirm-Modell. In: Case Management, 4/2014, Heidelberg. 164-170.
- Rose, L. / Dithmar, U. (2009): Wie leben und was brauchen Kinder und Jugendliche? Ergebnisse einer multiperspektivischen Sozialraumerkundung in Hofheim am Taunus. In: Deinet, U. (Hg.): Sozialräumliche Jugendarbeit. Wiesbaden: VS.
- Rosenkranz, L. (2017): Jugend aus psychologischer, pädagogischer und soziologischer Perspektive. In: Rosenkranz, L. (Hg.): Exzessive Nutzung von Onlinespielen im Jugendalter. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 31-46.
- Rudolph, C. (2021): „Digitalisierung geschlechtergerecht gestalten“ – Dritter Gleichstellungsbericht der Bundesregierung. In: FEMINA POLITICA, Heft 2. S.166-169
<https://budrich.de/Zeitschriften/Leseprobe/FemPol-2021-2-15-Rudolph-Digitalisierung-Geschlechtergerechtigkeit-Gleichstellungsbericht-Bundesregierung.pdf> (31.01.2022)
- Ruhne, R. (2011): Raum Macht Geschlecht. Zur Soziologie eines Wirkungsgefüges am Beispiel von (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum. 2. Auflage, Wiesbaden: VS.
- Schaukelberger, D. (2011): Einführung von Case Management – Veränderungen in uns zwischen Organisationen. Entwicklung, Implementierung und betriebliche Verankerung von Case Management am Beispiel einer Versicherung. In: Grossmann, R. / Mayer, K. (Hg.): 14 Fallbeispiele für betriebliche Veränderungsprojekte. 1. Auflage Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 230
- Scherr, A. (2010): Cliques/informelle Gruppen: Strukturmerkmale, Funktionen und Potentiale. In: Haring, M. / Böhm-Casper, O. / Rohlf, C. / Palentien, C. (Hg.): Freundschaften, Cliques und Jugendkulturen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 73-90
- Scherr, A. (2016): Familien, Paarbeziehungen und Freundschaften. In: Scherr, A. (Hg.): Soziologische Basics. Eine Einführung für pädagogische und soziale Berufe. 3., erweiterte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Springer VS. S. 61-71
- Scherr, A. (2018a): Diskriminierung und Rassismus. In: Otto, H. / Thiersch, H. / Treptow, R. / Ziegler, H. (Hg.): Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 6., überarbeitete Auflage. München: Ernst Reinhardt Verlag. S. 273-282
- Scherr, A. (2018b): Jugend als gesellschaftliche Institution und Lebensphase. In: Dollinger, B. / Schmidt-Semisch, H. (Hg.): Handbuch Jugendkriminalität. Wiesbaden. Springer Fachmedien GmbH.
- Schön, E. (2004): Selbstorganisiertes Handeln von Mädchen im städtischen öffentlichen Frei(Raum). In: Deinet, U. / Reutlinger, C. (Hg.): „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Beiträge zur Pädagogik des Kindes- und Jugendalters in Zeiten entgrenzter Lernorte. Wiesbaden: VS. S. 235-249
- Schroer, M. (2009): Soziologie. In Günzel, S. (Hg.): Raumwissenschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 354-370

- Schwinn, T. (2007): Komplexe Ungleichheitsverhältnisse. In: Klinger, C. / Knapp, G. / Sauer, B. (Hg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt a.M.: Campus Verlag. S. 271-286
- Seel, N. M. / Hanke, U. (2015): Methodik der Erziehungswissenschaft. Berlin Heidelberg: Springer Verlag.
- Simmel, G. (1989/1890): Aufsätze 1887 bis 1897. Gesamtausgabe. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. (Original 1890)
- Sobiech, G. (2013): Mädchen spielen Fußball. Positionierungschancen in männlich dominierten Spiel-Räumen. In: Bütow, R. (Hg.): Körper – Geschlecht – Affekt: Selbstinszenierungen und Bildungsprozesse in jugendlichen Sozialräumen. Wiesbaden: Springer VS. S. 217-239
- Solarstadt Gleisdorf (2022): Freizeit & Tourismus.
https://www.gleisdorf.at/vereine_220.htm (14.02.2022)
- Star, S. L. / Griesemer, J. R. (1989): Institutionelle Ökologie, ›Übersetzungen‹ und Grenzobjekte. Amateure und Professionelle im Museum of Vertebrate Zoology in Berkeley, 1907-39 (1989). In: Star, S. L. (Hg.) (2017): Grenzobjekte und Medienforschung. Bielefeld: transcript Verlag. S. 81-116
<https://doi.org/10.14361/9783839431269-003> (29.11.2021)
- Statistik Austria (2021): Gemeindeergebnisse der abgestimmten Erwerbsstatistik und Arbeitsstättenzählung 2019 (Gebietsstand 2021).
https://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/bevoelkerung/volkszaehlungen_registerzaehlungen_abgestimmte_erwerbsstatistik/index.html (15.02.2022)
- Stichweh, R. (2009): Leitgesichtspunkte einer Soziologie der Inklusion und Exklusion. In: Stichweh, R. / Windolf, P. (Hg.): Inklusion und Exklusion: Analysen zur Sozialstruktur und sozialen Ungleichheit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 29-42
- Strasser, J. / Leutwyler, B. / Mantel, C. (2016): Differenzenerfahrung und Umgang mit Differenzen im schulischen Alltag. Forschungsbericht. Zug: IZB-Institut für internationale Zusammenarbeit in Bildungsfragen.
- Strauss, A. L. (1991): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Strauss, A. L. (1998): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Strauss, A. L. / Corbin, J. (1990/1996): Grounded Theory. Weinheim: Beltz/ Psychologie Verlagsunion.
- Sturm, G. / Schmitz, S. / Neidhardt, E. (2001): Marburger Projekte zu geschlechtstypischer Raumsozialisation. In: Schmidbauer, M. (Hg.): Hessischer Forschungsschwerpunkt „Frauenbewegungen – kultureller und sozialer Wandel“: Ein Blick zurück – ein Blick nach vorn. Frankfurt a.M.: Universität Frankfurt a.M., Cornelia-Goethe-Centrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse. S. 41-48
- Tauchner, M. (2020): Die fünf Prinzipien: Grundlagen, Vertiefungen und Praxisbeispiele. In: Sozialraumorientierung 4.0. Das Fachkonzept: Prinzipien, Prozesse & Perspektiven. Wien: Facultas.

- Thierbach, C. / Petschick, G. (2014): Beobachtung. In: Baur, N. / Blasius, J. (Hg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer Verlag. S. 581-586
- Thiersch, H. 1998: Lebensweltorientierte soziale Arbeit und Forschung. In: Rauschenbach, T. / Thole, W. (Hg.): Sozialpädagogische Forschung. Gegenstand und Funktionen, Bereiche und Methoden. Weinheim, München: Juventa. S. 81-97
- Thole, W. (2017): Die „Wiederentdeckung“ der Jugend. Leseindrücke vom 15. Kinder- und Jugendbericht. In: Soziale Extra, Heft 3-2017. S. 38-40
- Thole, W. / Schoneville, H. (2010): Jugendliche in Peer Groups und soziale Ungleichheit. In: Harring, M. / Böhm-Casper, O. / Rohlf, C. / Palentien, C. (Hg.): Freundschaften, Cliquen und Jugendkulturen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 141-165.
- Tillmann, A. (2008): Bildungs- und Sozialisationsprozesse in virtuellen Welten. In: Betrifft Mädchen. Ausgabe 3. S. 100-106
<https://ezproxy.fhstp.ac.at:2246/de/portal/media/view/527fcbb3-5530-424f-b26c-68cd2efc1343> (30.10.2021)
- Tillmann, A. (2009): Symbolischer Raumgewinn durch neue Medien. Neue Unterstützungsressourcen für Jugendliche in entterritorialisierten Netzwerken. In: Tully, C. (Hg.): Multilokalität und Vernetzung. Beiträge zur technikbasierten Gestaltung jugendlicher Sozialräume. Weinheim und München: Juventa. S.175-189
- Toth, B. (2021): Und jetzt ein Ruck nach Links. In: Falter 38/21. S. 13-14
- Tully, C. / Bair, D. (2006): Mobiler Alltag. Mobilität zwischen Option und Zwang – Vom Zusammenspiel biographischer Motive und sozialer Vorgaben. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Veith, H. (2015): Zur Geschichte sozialisationstheoretischer Fragestellungen In: Hurrelmann, K. / Grundmann, M. / Walper, S. / Bauer, U. (Hg.): Handbuch Sozialisationsforschung. Weinheim: Beltz.
- Vester, H. (2010): Kompendium der Soziologie III: Neuere soziologische Theorien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Villa, P. (2008): Körper. In: Baur, N. / Korte, H. / Löw, M. / Schroer, M. (Hg.): Handbuch Soziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 201-219
- Vogelgesang, W. (2018): Zur Situation der Jugend. In: Vogelgesang, W. / Kopp, J. / Rüdiger, J./ Hahn, A. (Hg.): Stadt-Land-Fluss. Wiesbaden: Springer Fachmedien GmbH. S. 111-144
- Vogl, S. (2014): Gruppendiskussion. In: Baur, N. / Blasius, J. (Hg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer Verlag. S. 581-586
- Voigts, G. (2020): Vom „Jugend vergessen“ zum „Jugend ermöglichen“: Bewegungs-, Beteiligungs- und Freiräume für junge Menschen in Corona-Zeiten.
<https://d-nb.info/1225256186/34> (17.11.2020)
- Wa Baile, M. / Dankwa, S. O. / Naguib, T. / Purtschert, P. / Schilliger, S. (2019): Racial Profiling und antirassistischer Widerstand. Eine Einleitung. In: Wa Baile, M. / Dankwa, S. O. / Naguib, T. / Purtschert, P. / Schilliger, S. (Hg.): Racial Profiling. Struktureller Rassismus und antirassistischer Widerstand. Bielefeld: transcript Verlag. S. 9-36

- Wagner, U. (2014): Aufwachsen in mediatisierten Sozialräumen. Anmerkungen zur Sozialraumforschung aus medienpädagogischer Perspektive. In: Deinet U. / Reutlinger C. (Hg.): Tätigkeit – Aneignung – Bildung. Positionierungen zwischen Virtualität und Gegenständlichkeit. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 285-299
- Weins, C. (2004): Fremdenfeindliche Vorurteile in den Staaten der EU. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Weiß, A. / Koppetsch, C. / Scharenberg, A. / Schmidtke, O. (2001): Horizontale Disparitäten oder kulturelle Klassifikation? Zur Integration von Ethnizität und Geschlecht in die Analyse sozialer Ungleichheiten. In: Weiß, A. / Koppetsch, C. / Scharenberg, A. / Schmidtke, O. (Hg.): Klasse und Klassifikation. Die symbolische Dimension sozialer Ungleichheit. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. S. 7-26
- Wendt, W. R. (2010): Case Management im Sozial- und Gesundheitswesen. Eine Einführung. 5., überarbeitete Auflage. Freiburg im Breisgau: Lambertus Verlag.
- Willems, H. / Eichholz, D. (2008): Die Räumlichkeit des Sozialen und die Sozialität des Raumes: Schule zum Beispiel. In: Willems, H. (Hg.): Lehr(er)buch Soziologie. Wiesbaden: VS. S. 865–907
- Witzel, A. (1985): Das problemzentrierte Interview. In: Jüttemann, G. (Hg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. Weinheim: Beltz. S. 227-255
- Witzel, A. (2000): Das problemzentrierte Interview. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Social Research, Volume 1. Number 1. Article 22.
<https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132/2519>
 (08.08.2021)
- Wodtke, C. (2009): Virtuelle Räume und Aneignungspraktiken – Ergebnisse einer Studie zum Freizeitverhalten junger Menschen in multimedialen Räumen und Netzwerken. In: Deinet, U. (Hg.): Sozialräumliche Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden und Praxiskonzepte. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 277-287
- Wonisch, R. (2017): Das Jugendzentrum Margareten. Migrantische Aneignung eines urbanen Raums? In: Geisen, T. / Riegel, C. / Yildiz, E. (Hg.): Migration, Stadt und Urbanität. Perspektiven auf die Heterogenität migrantischer Lebenswelten. Wiesbaden: Springer VS. S. 137-155
- Wüstenrot-Stiftung (Hg.) (2003): Jugendliche in öffentlichen Räumen der Stadt. Chancen und Restriktionen der Raumeignung. Leverkusen: Leske + Budrich
- Yildiz, M. / Preissing, S. (2017): „Ghetto im Kopf?“ Verortungspraxen Jugendlicher in marginalisierten Stadtteilen. In: Geisen, T. / Riegel, C. / Yildiz, E. (Hg.): Migration, Stadt und Urbanität. Perspektiven auf die Heterogenität migrantischer Lebenswelten. Wiesbaden: Springer VS. S. 157-173
- Zander, M. (2021): Kinder- und Jugendarmut – Wie taub ist eine Gesellschaft? In: Deinet, U. / Sturzenhecker, B. / von Schwanenflügel, L. / Schwerthelm, M. (Hg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. 5., vollständig neugestaltete Auflage. Wiesbaden: Springer VS. S. 401-416

- Zinnecker, J. (1990): Vom Straßenkind zum verhäuslichten Kind. Kindheitsgeschichte im Prozeß der Zivilisation. In: Behnken, I. (Hg.): Stadtgesellschaft im Prozeß der Zivilisation. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S.142-162
- Zinnecker, J. (1991): Jugend als Bildungsmoratorium. Zur Theorie des Wandels der Jugendphase in west- und osteuropäischen Gesellschaften. In: Melzer, W. / Heitmeyer, W. / Liegle, L. / Zinnecker, J. (Hg.): Osteuropäische Jugend im Wandel. Weinheim: Beltz. S. 9-25
- Zwengel, A. (2018): Zusammenleben mit Zu- und Eingewanderten. Eine Einführung in die Migrationssoziologie. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Abbildungen

Abbildung 1: Gruppen in Szenen (Hitzler/Niederbacher 2010: 21).....	66
Abbildung 2 Die Top-5-Medienbeschäftigungen 16- bis 29-Jähriger in der Freizeit: Popularitätsranking nach Geschlecht (Institut für Jugendkulturforschung 2021: 5)	79
Abbildung 3: Perspektiven der Systemsteuerung (Monzer 2013: 337)	90

Tabellen

Tabelle 1: Demografische Daten des Bezirks Weiz im Überblick, eigene Darstellung nach Statistik Austria 2021 und Landesstatistik Steiermark 2021	13
Tabelle 2: Bestimmungsmerkmale des Case Management nach Kleve 2018.....	87
Tabelle 3: Entscheidungsabschnitte und -optionen, eigene Darstellung nach Monzer 2018: 26-52	94

Abkürzungen

a.M.	am Main
AG	Arbeitsgemeinschaft
Anm.	Anmerkung
ARGE	Arbeitsgemeinschaft
BH	Bezirkshauptmannschaft
BMFSFJ	Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
bspw.	beispielsweise
CM	Case Management
d.h.	das heißt
DFG	Deutsche Forschungsgemeinschaft
EFTA	Europäische Freihandelsassoziation
et al.	et alia
etc.	et cetera
EU	Europäische Union
FH	Fachhochschule
FÜA	Fallübergreifende Arbeit
FUA	Fallunspezifische Arbeit
GRÄB	Grazer Rollbrett Ästhet*innen Bund
GT	Grounded Theory
Herv. i. O.	Hervorhebung(en) im Original
Hg.	Herausgebende*r
Jh.	Jahrhundert
JUWON	„Jugendwohlfahrt Neu“
JUZE	Jugendzentrum
KJH	Kinder- und Jugendhilfe
Land Steiermark	Amt der Steiermärkischen Landesregierung
NMS	Neue Mittelschule
o.Ä.	oder Ähnliches
o.A.	ohne Angabe
ogsa	Österreichische Gesellschaft für Soziale Arbeit
OJA	Offene Jugendarbeit
PoC	Person of Color
Poly	Polytechnische Schule
PZI	problemzentriertes Interview
StKJHG	Steiermärkisches Kinder- und Jugendhilfegesetz
u.	und
u.a.	unter anderem
u.U.	unter Umständen
v.a.	vor allem
z.B.	zum Beispiel
zit. n.	zitiert nach

Anhang

Sampling

Beschreibung	Datum	Ort	Kennung
Mehrere Fachkräfte (bzw. Eltern)	30.11.20	Albersdorf-Prebuch	TK01
Mehrere Jugendliche (2m, 16-17J)	02.12.20	Mortantsch	TK02
Mehrere Fachkräfte	02.12.20	Weiz	TK03
Mehrere Jugendliche (w)	05.12.20	Gleisdorf	TK04
Mehrere Fachkräfte (bzw. Eltern)	07.12.20	Gleisdorf	TK05
Mehrere Jugendliche	11.12.20	Weiz	TK06
Einzel Fachkraft (w)	20.12.20	Ratten	TK07
Mehrere Jugendliche (1w, 3m; 15-16); 5:28	20.05.21	Weiz	TK08
Mehrere Jugendliche (3m; 15J); 2:23	20.05.21	Weiz	TK09
Einzel Jugendliche (w; 18J); 4:15	20.05.21	Rollsdorf	TK10
Mehrere Jugendliche (2m; 15J); 8:40	20.05.21	Weiz / Passail	TK11
Einzel Jugendliche (w; 18J); 6:42	20.05.21	Weiz	TK12
Mehrere Jugendliche (2m; 18J);	20.05.21	Weiz	TK13
Einzel Erwachsene (w); 2:47	20.05.21	Weiz	TK14
Einzel Jugendlicher (m; 10J); 1:44	20.05.21	Weiz	TK15
Einzel Erwachsene (w); 4:32	20.05.21	Weiz	TK16
Einzel Jugendliche (w; 13); 1:47	20.05.21	Gleisdorf	TK17
Einzel Erwachsene (w); 2:29	20.05.21	Weiz	TK18
Kurzinterview (Fachkraft Area 52); 4:22	20.05.21	Weiz	TK19
Mehrere junge Erw. (2m; 23+25J); 9:21	20.05.21	Weiz	TK20
Mehrere Jugendliche (2w; 10-12J); 8:10	20.05.21	Weiz	TK21
Interview1 HTL	20.05.21	Weiz	TK22
Interview2 HTL	20.05.21	Weiz	TK23
Interview3 HTL	20.05.21	Weiz	TK24
Interview4 HTL	20.05.21	Weiz	TK25
Freibad1	20.05.21	Weiz	TK26
Mehrere junge Erw. (w,m)	20.05.21	Weiz	TK27
Skaterpark1 (2m; 14+15J)	20.05.21	Weiz	TK28
Skaterpark2	20.05.21	Weiz	TK29
Skaterpark3	20.05.21	Weiz	TK30
Volleyballplätze1	20.05.21	Weiz	TK31
Weizberg1	20.05.21	Weiz	TK32
Einzel junger Erw. (m; 25J); 60:48	26.06.21	Gleisdorf	TK33
Einzel Jugendlicher (m; 17J); 12:00	26.06.21	Gleisdorf	TK34
Mehrere Jugendliche (2w; 16J); 10:33	26.06.21	Anger	TK35
Einzel Jugendlicher (m; 14J); 4:02	26.06.21	Anger	TK36
Mehrere Fachkräfte (w,m); 26:59	26.06.21	Anger	TK37
Mehrere junge Erw. (2m; 23J); 14:53	26.06.21	Anger	TK38
Einzel Erwachsene (w; 35J)	26.06.21	Weiz	TK39
Mehrere Jugendliche (2m; 15J)	26.06.21	Mortantsch	TK40
Mehrere Jugendliche (2w; 18J)	26.06.21	Weiz	TK41
Einzel Jugendliche (w, 14J)	26.06.21	Rollsdorf	TK42
Mehrere Jugendliche (15-17J)	26.06.21	Weiz	TK43
Mehrere Jugendliche (1w, 2m; 14J)	26.06.21	Weiz	TK44
Mehrere Jugendliche (3m; 17J)	26.06.21	Mortantsch / Weiz	TK45
Mehrere Jugendliche (3w; 14J)	26.06.21	Anger / Gleisdorf / Mitterndorf	TK46
Mehrere Jugendliche (18J)	26.06.21	Gleisdorf	TK47
Mehrere Jugendliche Pavillon (2w,3m; 16-19J)	26.06.21	Gleisdorf	TK48
Mehrere Jugendliche/junge Erw. (4m; 17-30J)&Fachkraft (w)	26.06.21	Gleisdorf	TK49
Beobachtungsprotokoll Arbeitskreis	02.02.21	Virtuell	AK01
Beobachtungsprotokoll Arbeitskreis	24.03.21	Virtuell	AK02

Beobachtungsprotokoll Arbeitskreis	27.04.21	Virtuell	AK03
Beobachtungsprotokoll Arbeitskreis	19.10.21	Virtuell	AK04
Beobachtungsprotokoll Veranstaltung Prävention	20.05.21	Weiz	VA01
Gedächtnisprotokoll Telefonat Schuldirektion NMS	20.11.20	Virtuell	GP01
Gedächtnisprotokoll Telefonat Schuldirektion VS	17.12.20	Virtuell	GP02
Gedächtnisprotokoll Telefonat Sammeltaxi	16.06.21	Virtuell	GP03
Email-Konversation Fachkraft ARGE Flexible Hilfen	21.03.22	Virtuell	Email01
Erhebungsmaterial Innovationen-Gruppe			Expert:in_1
Erhebungsmaterial Innovationen-Gruppe			Fachkraft_3
Erhebungsmaterial Innovationen-Gruppe			Fachkraft_5
HallohaFM4 15.08.2021	15.08.21	Radiosendung	
DERE Gleisdorf City: Folge 02 - Sebastian Baciu, (02:56-03:20), https://www.youtube.com/watch?v=6nGRkNyy7-A)		Videobeitrag Youtube	

Transkriptionsregeln

Für die Transkription wurden Transkriptionsregeln nach Froschauer und Lueger (2003: 223f.) in angepasster Form verwendet:

.....
			.....Pausen werden als Punkt markiert, wobei je Sekunde ein Punkt gesetzt wird.
(B1 lacht)	.....		Non-verbale Äußerungen (z.B. lachen, seufzen) werden in runde Klammern gesetzt
>Hund bellt<	.....		Situationsspezifische Geräusche werden in spitze Klammern gesetzt.
mhm, äh	.....		Hörer*innensignale oder gesprächsgenerierende Beiträge werden im Text ausgeschrieben.
<u>zum Beispiel so</u>	.....		Auffällige Betonung(en) werden in der Transkription unterstrichen.
(. ..)	.....		Unverständliches wird als Punkte in runden Klammern dargestellt, wobei ein Punkt eine Sekunde darstellt.
(zum Beispiel so)	.....		Schlecht verständliche Passagen werden als vermuteter Wortlaut in runden Klammern geschrieben.
zum Beispiel so	...		Besonders gedehnte Sprechweise wird anhand Leerzeichen zwischen den Buchstaben markiert.

Entsprechend den Richtlinien nach Froschauer und Lueger (2003: 223) werden alle Transkriptionen mit Zeilennummerierung versehen. Zudem erfolgt eine Kodierung der Gesprächsteilnehmenden (z.B. B für Befragte). Bei mehreren Gesprächsteilnehmer*innen werden die Kürzel entsprechend nummeriert, z.B. B1, B2 usw. (vgl. ebd.).

Eidesstattliche Erklärung

Altrogge Julia

Ich, **Julia Altrogge**, geboren am **05.06.1976** in **Mittersill**, erkläre,

1. dass ich diese Masterthese bzw. die in meiner Verantwortung stehenden Abschnitte der Masterthese selbstständig verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfen bedient habe,
2. dass ich meine Masterthese bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe,
3. dass die Masterthese mit der vom Begutachter bzw. der Begutachterin beurteilten Arbeit übereinstimmt (Printversion ist identisch mit der Digitalversion).

St. Pölten, 30. März 2022

A handwritten signature in blue ink, appearing to be 'JA', is shown on a light blue background.

Unterschrift

Eidesstattliche Erklärung

Jović Karin

Ich, **Karin Jović**, geboren am **08.02.1978** in **Wiener Neustadt**, erkläre,

1. dass ich diese Masterthese bzw. die in meiner Verantwortung stehenden Abschnitte der Masterthese selbstständig verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfen bedient habe,
2. dass ich meine Masterthese bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe.
3. dass die Masterthese mit der vom Begutachter bzw. der Begutachterin beurteilten Arbeit übereinstimmt (Printversion ist identisch mit der Digitalversion).

St. Pölten, 30. März 2022

A handwritten signature in blue ink, appearing to read 'Karin Jović', is written on the page.

Unterschrift

Eidesstattliche Erklärung

Moser Johannes

Ich, **Johannes Moser**, geboren am **25.12.1995** in **Linz**, erkläre,

1. dass ich diese Masterthese bzw. die in meiner Verantwortung stehenden Abschnitte der Masterthese selbstständig verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfen bedient habe,
2. dass ich meine Masterthese bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe.
3. dass die Masterthese mit der vom Begutachter bzw. der Begutachterin beurteilten Arbeit übereinstimmt (Printversion ist identisch mit der Digitalversion).

St. Pölten, 30. März 2022



Unterschrift

Eidesstattliche Erklärung

Winkler Lea

Ich, **Lea Winkler**, geboren am **30.06.1998** in **Innsbruck**, erkläre,

1. dass ich diese Masterthese bzw. die in meiner Verantwortung stehenden Abschnitte der Masterthese selbstständig verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfen bedient habe,
2. dass ich meine Masterthese bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe.
3. dass die Masterthese mit der vom Begutachter bzw. der Begutachterin beurteilten Arbeit übereinstimmt (Printversion ist identisch mit der Digitalversion).

St. Pölten, 30. März 2022



Unterschrift